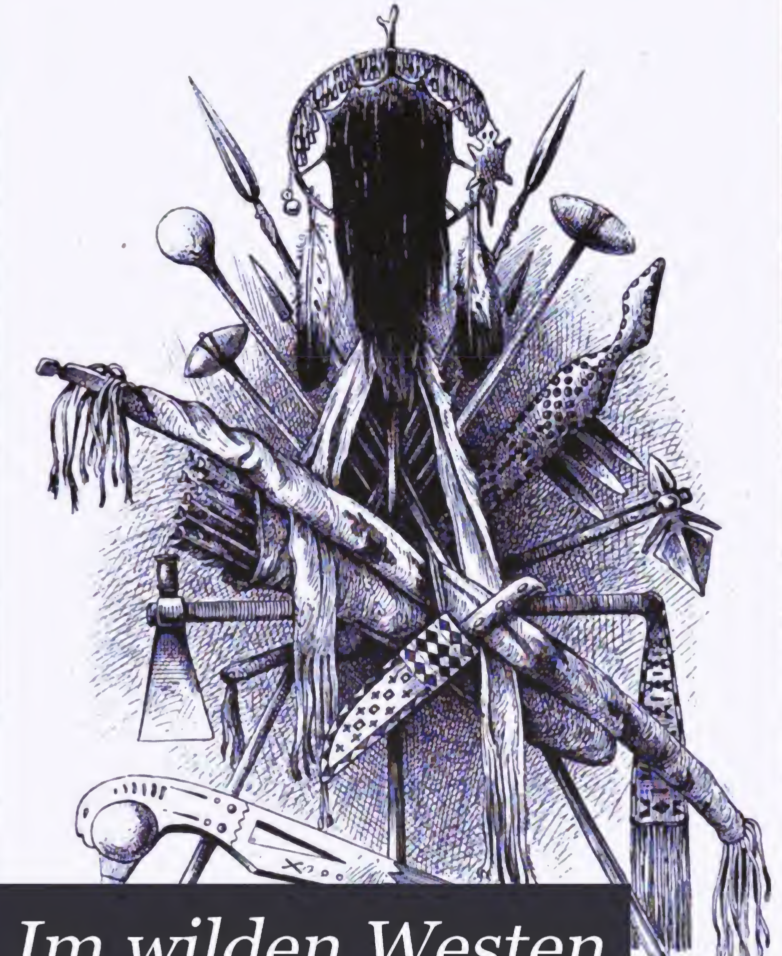


Im wilden Westen

Rudolf Cronau



Lith. Anst Julius Klinkhardt Leipzig

Das Cañon und der Fall des Yellowstone-Flusses.

Nach der Natur aufgen. v. Rudolf Cronau

Im wilden Westen.

Eine Künstlerfahrt

durch die

Prairien und Felsengebirge der Union

von

Rudolf Cronau.

Specialartist der „Gartenlaube" in den Jahren 1880—84, Verfasser der Werke „Von Wunderland zu Wunderland" „Unterm Sternenbanner", „Fahrten im Lande der Sioux", „Buch der Reklame" u. A.

Mit 1 Farbenbilde, 7 Lichtdrucken und zahlreichen Text-Illustrationen nach Originalzeichnungen des Verfassers u. A.



Braunschweig, 1890.

Verlag von Oskar Löbbecke.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Den deutschen Künstlern

gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Wohlwollende Kritiker haben mir das Verdienst zugeschrieben, durch meine während der Jahre 1880—1889 in der „Gartenlaube" veröffentlichten Reisebriefe, durch meine öffentlichen Vorträge sowie durch die größeren Prachtwerke „Von Wunderland zu Wunderland" und „Unterm Sternenbanner" in Deutschland zuerst den landläufigen Irrthum besiegt zu haben, daß die nordamerikanische Union ein reiz- und poesieloses Land sei. In der That galt das gewaltige Reich dieses Staatenbundes bisher nur als der Herrschersitz des Dampfes, als Ursprungsgebiet Alles umwälzender Erfindungen auf dem Gebiete maschineller Technik, als die eigentliche Heimath des Handels, von dessen großartiger Ausdehnung von Zeit zu Zeit imposante Zahlen Kunde gaben; man rühmte es ferner als Zufluchtsort zahlloser Verkannten und Verbannten, als Land der Freiheit, als übermächtigen Wettbewerber der alten Welt; man umgab es als Stammland romanverherrlichter Rothhäute und als Schauplatz gewaltiger Kämpfe zwischen seinen alten und neuen Bewohnern mit dem Schimmer der Romantik; man kannte es als Heimstätte des Humbugs und der Reklame, nur Wenige aber wußten, daß dies Land auch ein Land der großartigsten Naturwunder sei.

Freilich wurden diese unvergleichlichen Naturwunder zum größten Theile erst in neuerer Zeit erschlossen oder zugänglich gemacht, so namentlich die abenteuerlichen Landschaften der Bad Lands, der Yellowstone Park mit seinen gewaltigen Geysirn und Schlammvulkanen, das herrliche Yosémitethal mit seinen himmelhohen Wasserstürzen und seinen Riesenbäumen und vor allem die Cañons des Coloradostromes, denen die alte Welt nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen hat.

Der eingehenderen Schilderung dieser sämmtlich im „fernen Westen" gelegenen, grandiosen Naturwunder ist dieses Buch gewidmet, zugleich auch der Darlegung mancher socialen Verhältnisse, wie sie zur Zeit meiner Reise obwalteten.

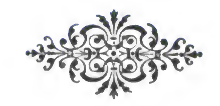
Sind die landschaftlichen Scenerien in ihrer Großartigkeit unverändert dieselben geblieben, so haben hingegen in dem Verkehrs- und gesellschaftlichen Leben des fernen Westens fraglos mancherlei Änderungen stattgefunden, denn wohl nirgendwo auf Erden sind diese Verhältnisse schnellerem und umfassenderem Wechsel unterworfen, als hier. Ungeheuere Strecken z. B., die ich mühsam zu Fuße, auf dem Rücken eines Rosses oder per „Stage" zurücklegen mußte, werden jetzt von der Eisenbahn durchschnitten; an Orten, wo ein auf die Erde gebreitetes Büffelfell mein Nachtlager bildete, erheben sich jetzt großartige und comfortable Hotels, kurz, der Reisende vermag jetzt unter ganz anderen, weit bequemeren Verhältnissen sich den Anblick jener Wunderwelt zu verschaffen. Der Amerikaner ist stets bestrebt, durch neue, zweckmäßigere Einrichtungen die bestehenden Zustände zu verbessern, zu reorganisiren, und so würde wohl ein Tourist, der dieses Buch etwa als Reiseführer zu benutzen gedächte, schon heutzutage Manches anders finden, als wie ich es gesehen und beschrieben habe.

Neben der Beschreibung der großen, unveränderlichen Naturmerkwürdigkeiten schildert mein Buch also nur eine Phase in dem gewaltigen Entwickelungsgange des „wilden Westens", allerdings eine solche, die fraglos wohl die bewegteste und interessanteste dieses echten Wunder- und Werdelandes genannt werden muß.

Leipzig, im October 1889.

Rudolf Cronau.

Inhaltsverzeichniß.



Zwölfhundert Meilen auf dem Mississippi mit Capitän Boyton.



„Halloo Charlie, get up, 6 o'clock!“ so erscholl es am Morgen des 30. Mai 1881 in einem Raume des Merchants-Hotels zu St. Paul, und auf den Ruf hin bekundete ein aus dem Nebengemache ertönendes vernehmliches Grunzen und Gähnen, daß „Charlie“ den Weckruf vernommen und im Begriff sei, sich zu erheben. Bald darauf trat auch ein stämmiger etwa zwanzig Jahre alter Neger, in ein blau und weiß gestreiftes Wollhemde und graue englischlederne Hosen gekleidet, über die Schwelle, zog die Vorhänge des nach der Straße gelegenen Fensters auseinander und ließ das volle Tageslicht einströmen.

Dasselbe traf auf eine ganze Reihe absonderlicher Gegenstände, die gerade nicht zum Bedarf eines gewöhnlichen Hotelbesuchers dienen: auf dem in der Mitte des geräumigen Zimmers befindlichen Tische lagen Raketen, Pistolen, Signaltrompeten, Flaggen, Karten, Fernrohre, ein Compaß, eine Doppelbüchse, Messer, Kochgeräthe und verschiedene andere merkwürdig gestaltete Dinge, deren Zweck dem Beschauer zweifelsohne ein unbekannter geblieben wäre. Inmitten dieser Gegenstände stand ein kleines etwa zwei Fuß langes Boot in Form eines mastenlosen Panzerschiffes nach eben erfolgtem Stapellauf. „Baby mine“ stand an dem Bug dieses

Miniaturbootes geschrieben, das vollständig aus Blech gebaut, mit einem blechernen Verdecke versehen und mit den amerikanischen Nationalfarben, blau, weiß und roth gestrichen war. Damit waren die Merkwürdigkeiten des Zimmers aber noch nicht erschöpft: in einer Ecke des Zimmers lehnte ein Doppelruder, und über die Stuhllehne hing ein glänzendes, schwarzes Etwas, das sich bei näherem Zusehen als ein vollständig aus Gummi gefertigtes Beinkleid, sowie eine aus demselben Material gefertigte Jacke erwies. Füße, Handschuhe sowie eine Kapuze, gleichfalls aus Gummi geformt, waren unzertrennlich mit Beinkleid und Jacke verbunden.

Unzweifelhaft mußte der Eigenthümer solcher absonderlichen Reiseutensilien ein gleich absonderlicher Mensch sein, und in der That, der kräftige, breitschulterige Mann mit dem sonnverbrannten Gesichte, der sich inzwischen von seinem Lager erhoben hatte und nun damit begann, über seine wollene Unterkleidung den merkwürdigen Gummianzug zu streifen, war kein anderer als der durch seine abenteuerlichen Wasserfahrten aller Welt bekannt gewordene Capitän Paul Boyton. Soeben war der mehr einem Meergotte des Alterthums als einem Menschen Vergleichbare von Südamerika gekommen, wo er, im Dienste der peruanischen Flotte stehend, äußerst gefahrvolle Angriffe gegen die Schiffe der Chilenen ausgeführt hatte und nur mit knapper Noth der Gefangenschaft und dem sicheren Tode entronnen war, um nun eine nicht minder abenteuerliche, volle zwölfhundert englische Meilen lange Schwimmfahrt den Mississippi hinab zu unternehmen, die sich von St. Paul in Minnesota bis gen Cairo an der Mündung des Ohio erstrecken sollte. Ich, der ich in den Jahren 1880—84 als Spezialartist der „Gartenlaube" den nordamerikanischen Continent bereiste, hatte beschlossen, mich Boyton als Reisegefährte anzuschließen, um während der Fahrt die verhältnißmäßig noch wenig bekannten hohen landschaftlichen Reize des oberen Mississippithales eingehender studiren, sowie auch über die am Fluß gelegenen Städte und ihre bei Boytons Landungen voraussichtlich zusammenströmenden Bewohner Beobachtungen anstellen zu können.

Seit Wochen war die Kunde von dieser unserer gemeinschaftlichen Expedition den ganzen Mississippi hinab von Ort zu Ort gedrungen und hatte die Erwartung der sensationshungrigen Menschen bis auf's Äußerste gespannt, welche Spannung durch lange Zeitungsberichte über die früheren Abenteuer und Wasserfahrten Boytons noch gesteigert wurde.

Kaum waren wir mit dem Ankleiden fertig geworden, als auch schon Vertreter aller möglichen Journale und Zeitungen erschienen, um zu beobachten, wie unsere, speciell Boytons Reiseausrüstung getroffen werde. In der Gegenwart dieser Herren streifte Boyton die obere Hälfte seines Gummianzuges über, befestigte dieselbe vermittelst eines luftdicht verschließenden Gummigürtels mit der unteren

Bekleidung, ergriff sein Doppelruder und stieg, nachdem er noch unserem dienstbaren Geiste, Charlie Mangraff, einige Weisungen gegeben hatte, wie die verschiedenen Habseligkeiten in dem Bauche „Baby mine's" zu verstauen seien, die Treppe hinab, um mit mir die unten haltende Kutsche zu besteigen. Nachdem sich auch Charlie eingefunden und, „Baby mine" sorgsam in den Armen tragend, auf dem Bocke Platz genommen hatte, ging es in schnellem Trabe der den Mississippi überspannenden Brücke zu. Wohl nach Tausenden mochte die hier harrende schaulustige Menge zählen, welche die Brücke und die Ufer des Stromes bedeckte und mit dreifachem „Hip, Hip, Hurrah!" die zweibeinige Amphibie empfing. Nachdem wir Abschied von unseren Freunden genommen, schritt Boyton bis an die Brust in den Fluß hinein, legte sich, die Füße voran, auf den Rücken, „Baby mine" mit einer Schnur am Anzuge Boytons befestigt, schwamm, und sein Doppelruder gebrauchend befand sich der Fischmensch bald inmitten des schnell dahinschießenden Stromes. Auch ich hatte unterdeß mein Boot bestiegen, von dessen Stern die deutsche Flagge wehte und in dessen Schlepptau ein zweites „Baby mine", ein Fäßchen köstlichen Gerstensaftes — ein Geschenk meiner St. Pauler Freunde — sich lustig drehte.

Unter brausendem Hurrah wurde die Brücke passirt, Boyton sandte während des Schwimmens einige Raketen und Signalschüsse in die Lüfte, noch einige Grüße wurden vermittelst weißer Tücher gewechselt, bis eine Strombiegung uns den Augen der Zuschauer entrückte. Immer kleiner und unbestimmter wurden die Umrisse der Stadt, immer mehr ihrer Häuser verbargen sich hinter dem Laubgrün, endlich waren auch die Kirchthurmspitzen verschwunden. — Wir waren allein. Breit und gewaltig entrollte sich vor unseren Augen ein imposantes Strombild, zerschnitten durch zahllose größere und kleinere Inseln, die bald vereinzelt, bald in Gruppen beisammen, bald in langen Streifen parallel neben einander lagen, immer aber durch ihre großartige und buntfarbige Vegetation zur Hebung des majestätischen Gesammtbildes wesentlich beitrugen. Den Saum der Inseln wie der Ufer bekleideten Weiden und Baumwollsträucher, gegen deren hellfarbige, lichtgrüne und silbergraue Blätter mächtige Sycomoren, schwarze, gelbe und rothe Eichenarten, gewaltige Ahorn-, Linden- und Maßholderbäume den dunkleren Hintergrund bildeten. Es lag ein wunderbarer Reiz in diesem Alleinsein mit der Natur, die, von Menschenhand noch unberührt, sich hier in ihrer ganzen jungfräulichen Pracht und Feierlichkeit entfaltete. Seltsame märchenhafte Töne stiegen aus der Tiefe des Wassers herauf, bald dem fernen Gurren der Turteltauben, bald dem klagenden Rufe der Unken vergleichbar.

Stundenlang trieben wir so stromab, nur einmal bestiegen wir die Uferbank, wo auf grasigem Grunde ein Denkmal aus den besseren Tagen des Indianerthums

gelegen war, der sogenannte „Indian- oder Red Rock," ein etwa drei bis vier Fuß langer, entsprechend dicker, eiförmiger Steinblock. Was an ihm zuerst in die Augen fällt, ist eine Anzahl blutrother Streifen, die sich quer um den Block ziehen, während an dem spitzen Ende mit wenigen Strichen ein von Strahlen umgebenes Gesicht gemalt ist, etwa so, wie wir als Kinder die Sonne darstellten. Das Ganze gleicht einer riesigen, versteinerten Käferlarve, und der indianische Name für dieses Ungethüm ist „Wakan" oder Geisterstein. Seit langen Jahren schon herrscht Schweigen und Vergessenheit über dem einsamen Steine; höchst selten stört die tiefe Ruhe umher der Schritt eines Wanderers oder eines aus Neugierde landenden Bootfahrers, der das seltsame Denkmal in stillen Gedanken betrachtet. —

Am späten Nachmittage erreichten wir die zehntausend Einwohner zählende Stadt Hastings, empfangen von einem mit neugierigen Menschen gefüllten Excursions-dampfer. Da wir uns aber noch nicht ermüdet fühlten und weiter wollten, so schwammen wir an dem Städtchen vorüber und erreichten in der Abenddämmerung das 35 Meilen südlich von St. Paul an der Mündung des St. Croixflusses gelegene Örtchen Prescot, wo wir die Nacht verbrachten.

In aller Morgenfrühe setzten wir unsere Reise fort und erreichten nach mehreren Stunden die von steilen Felsen überhangene Ansiedlung Diamond Bluff. Hierher schienen die neuesten Zeitungen mit ihren Berichten über Capitän Boytons Unternehmen noch nicht gelangt zu sein, denn als der Gummimann, dicht am Ufer dahinstreichend, einer halbverfallenen „Cottage" näher kam, aus deren Fensteröffnung zufällig der Kopf eines alten Negers herausfuhr, erschrak der graukÖpfige Schwarze bei dem unerwarteten Anblicke des unheimlichen Gesellen im Wasser so gewaltig, daß er mit dem Schrei: „Bless God, bless God, the devil is there!" („Um Gotteswillen, der Teufel ist da!") entsetzt zurückprallte. Ähnliche komische Scenen wiederholten sich noch öfter im späteren Verlaufe unserer Fahrt. —

Gegen Mittag tauchten vor uns die Schlote und Thürme von Red Wing empor, einem Orte, der seinen Namen von einem dereinst berühmten Häuptling der Sioux Indianer entlehnt hat. Die Stadt ist am Fuße eines gewaltigen Felskopfes, des Barn Bluff, gelegen, und die Landschaft könnte an den Rhein erinnern, wenn das Aussehen der Stadt poetischer wäre. Bevor wir die Stadt erreichten, passirten wir ein inmitten des Stromes auf einer Insel gelegenes Haus, aus welchem etwa ein halbes Dutzend überaus phantastisch aufgeputzter Damen an's Ufer eilten und uns mit sirenenhaftem Lächeln zum Landen aufforderten. Ganz überrascht über einen derartigen Anblick wußten wir zuerst nicht, was wir aus dieser bunten Gesellschaft machen sollten, bis uns beim Näherkommen der Anblick der dick geschminkten Gesichter dieser stark decolletirten Schönen den Zweck des Hauses verständlicher

machte. Stolz wie Odysseus und seine Genossen segelten wir an diesem Sirenengestade vorüber, vorüber auch an der Stadt, in deren Bevölkerung, als unser Nahen bemerkt worden, ein Leben entstand, als wie in einem aufgestörten Bienenschwarme. In wenigen Minuten war fast die ganze Bewohnerschaft am Ufer versammelt; aus einem eben einlaufenden Eisenbahnzuge stürzte Hals über Kopf die ganze Passagiergesellschaft herzu, um gleichfalls einen Blick auf den vielgenannten Wassermann zu gewinnen. Wer nur über ein Boot verfügte, kam uns entgegen, und so waren wir bald von einem dicken Knäuel von allerhand Fahrzeugen umgeben, inmitten welches wir an der schaulustigen Menge vorübertrieben. Erst weit unterhalb der Stadt, nachdem sich die Boote längst verloren hatten, landeten wir an einer Insel, um eine Mittagsmahlzeit zu halten.

Boyton hing seinen äußeren Menschen an einen Baum zum Trocknen, und während Charlie Feuer und Kessel bereitete, nahm ich die Büchse zur Hand, um zu jagen. Gar bald hingen auch ein paar drosselartige Vögel und eine wilde Ente an meinem Gürtel, und so war für ein Diner gesorgt. Dann ging's weiter und wir holten bald den „Bruder Jonathan“ ein, einen Dampfer, der ein gewaltiges Floß den Strom hinabbugsirte. Aus Mangel an einem geeigneten Gegenstande hatten wir „Baby mine“, das Fäßchen, bisher nicht öffnen können und so fuhren wir zu der Bemannung des Floßes hin, um uns einen Bohrer von derselben zu erbitten. Da diese aber gleichfalls nicht im Besitze eines solchen war, warf ich, kurz entschlossen, das Fäßchen auf das treibende Floß hinauf, zog meinen Revolver und jagte dem Fasse eine Kugel in den runden Bauch. Ein Strahl von zehn Fuß Länge des edelsten Gerstensaftes schoß hervor, und niemals wieder habe ich ein solches Springen und Rennen um Bier gesehen, als es sich hier während der Fahrt entwickelte. Mit Bechern, Eimern und Kannen kamen Bootsleute und Matrosen gesprungen und erst, nachdem die ganze Mannschaft gründlich bekneipt war, fuhren wir davon und standen gegen 3 Uhr Nachmittags dem Eingange des Lake Pepin gegenüber. Dieser See, ringsum von felsigen Höhen umschlossen, ist eigentlich eine Erweiterung des Flußbettes, 4—5 englische Meilen breit und etwa 25 englische Meilen lang.

Aus dem Laubgrün blickten hier und da steile, rothe Felsen hervor und um die nackten Höhen derselben kreuzten mächtige Falken in schönem Fluge. Aus den Tiefen des Wassers aber scholl wieder das seltsame Gurren, welches wir schon während der gestrigen Fahrt vernommen hatten und das nach Aussage einiger Leute, die wir befragten, von Schildkröten, nach der anderer hingegen von einer gewissen Art von Fischen herrühren soll. Wahrscheinlich ist das letztere der Fall, denn wir hörten die merkwürdigen Töne inmitten des Sees dicht unter unserem

Boote, und wenn wir mit den Rudern nach den uns treulich begleitenden Erzeugern dieser Laute stießen, verstummten dieselben für einen Augenblick, um dann aber wieder auf's Neue und an derselben Stelle vernehmbar zu werden. Ganz wundersam war der Zusammenklang dieser Tausenden und aber Tausenden von Lauten, über deren Urheber ich leider nirgendwo etwas Zuverlässiges in Erfahrung bringen konnte. Einige Zeit, nachdem wir den Pepinsee verlassen hatten, war und blieb die seltsame Musik verschwunden.

Gegen 6 Uhr Nachmittags kam ein Dampfer aus Lake City uns entgegen, der eine große Menge von Neugierigen brachte, die den Fortschritt unserer Reise beobachten wollten. Nach Wechsel der üblichen Begrüßungsformeln und kurzem Zwiegespräch zwischen Boyton und dem Schiffskapitän drehte der Dampfer um, uns in Lake City anzumelden. Wir hingegen legten am felsigen Ufer an, um den wunderbar schönen Abend zu genießen. Fern im Westen lagerten dunkle Wolkenbänke, die letzten Nachzügler eines am Mittage niedergegangenen Gewitters, und der breite Streifen Himmels, der zwischen diesen Bänken und dem Horizonte lag, erschien wie in lauter Gold gebadet. Der wallende See glitzerte und gleißte in blau-roth-goldiger Pracht, dunkelblau lagen die jungfräulichen Wälder im Umkreise, deren einzelne Partien infolge der außerordentlichen Klarheit der Luft uns so nahe gerückt erschienen, daß wir vor uns liegende Punkte in kurzer Zeit erreichen zu können meinten. Vor uns lag seit Stunden ein Punkt, der sich wie die sonnbestrahlten Häuserreihen einer entfernten Stadt darstellte, den Flußfahrern des Mississippi unter dem Namen „point no point“ wohl bekannt. Die ganze zweite Hälfte des Nachmittages hatten wir gerudert, ohne zu sehen, daß wir bis Einbruch der Dämmerung diesem Punkte wesentlich näher gekommen wären. Dunkler und dunkler wurde es, endlich war es Nacht und still um uns her. In tiefer unbeschreiblicher Feier lagen die Wälder und Berge, nur der eigenthümliche Schrei des Whip-poorwill mischte sich mit dem Klatschen der springenden Fische im Wasser. Wir ruderten fort bis gegen elf Uhr, immer noch von der Hoffnung erfüllt, Lake City zu erreichen. Doch eine Stadt mit freundlich glänzenden Lichtern wollte nicht erscheinen, und da wir nicht wußten, wohin wir in der Dunkelheit gerathen waren, so beschloß Boyton, eine Rakete als Signal in die Lüfte zu senden. Zischend fuhr dieselbe in die Nacht empor und bald hörten wir Ruderschläge und Menschenstimmen, wir sahen Lichter am Ufer und erfuhren von heimkehrenden Fischern, daß wir in der Nähe des Örtchens Frontenac, noch mehrere Meilen von Lake City entfernt seien. Da Boyton zu müde war, um weiter zu können, so beschlossen wir hier an Land zu gehen, konnten aber, da der Ort nur für Sommergäste eingerichtet war, nirgend Quartier erhalten. Endlich ward uns von General Gerard, der

gleichfalls hier einen Landsitz hatte, eine seiner leerstehenden Sommervillen zur Verfügung gestellt, woselbst wir uns nun vermittelst einiger vorgefundenen Matratzen ein leidliches Lager bereiteten. Schon halb schlafend, vernahmen wir noch die tiefen Signallaute eines Dampfers, der auf unsere Signalrakete hin von Lake City herübergekommen war, um uns, wenn nöthig, beizustehen. Wir hörten die weithin tönenden Laute seiner Dampfpfeife wohl eine volle Stunde lang, dann gab er die augenscheinlich vergebliche Suche auf, um nach Lake City zurückzukehren.

Als wir in der Frühe des 1. Juni das recht einladend an einem bewaldeten Felszuge hingestreute Frontenac verließen, war der Maiden Rock unser Ziel, ein wohl fünfhundert Fuß hohes, senkrecht abfallendes und weit in den See hineintretendes Vorgebirge, an das sich eine ähnliche Sage knüpft, wie sie auch in verschiedenen Gegenden Deutschlands (z. B. bei der Roßtrappe und dem Mägdesprung im Harz) dem Reisenden begegnet. Hier soll es eine schöne Indianerin gewesen sein, die sich durch einen kühnen Sprung in den Abgrund dem stürmischen Liebeswerben eines verhaßten Häuptlings entzog. Der Maiden Rock ist wohl der interessanteste und malerischste Punkt des sogenannten Cañons des Mississippi, welches sich in einer Weite von 5—7 Meilen und einer Länge von mehr als 200 Meilen vom Lake Pepin bis nach Dubuque erstreckt und mit seinen drei- bis vierhundert Fuß hohen senkrecht abfallenden braunrothen Sandsteinklippen eine herrliche Umrahmung des majestätischen Flußbettes bildet. Die ungeheuere Weite dieses Cañons hat mehr denn einmal die Meinung wachgerufen, daß die Wasser, welche nunmehr dem Winnipegsee, der Hudsonbai und den Canadischen Seen angehören, früher südlich geflossen und den ganzen Raum zwischen den schönen Felswänden des oberen Mississippi ausgefüllt hätten. —

Seit Morgengrauen hatte sich ein heftiger, uns scharf entgegenstehender Wind aufgemacht, und als wir uns dem Vorgebirge des Maiden Rock näherten, erkannten wir, daß es eine völlige Unmöglichkeit war, in unserem schwachen, schwerbeladenen Boote, welches schon gleich nach unserer Abfahrt von St. Paul zu lecken begonnen, den bewegten See zu kreuzen. Glücklicherweise trafen wir unterhalb des Maiden Rock einen Mann mit einem für unsere Zwecke auf's beste geeigneten Boote, welches nach einigem Handeln im Austausch gegen unseren Kahn und eine Zugabe von 16 Dollars uns zu eigen wurde.

Hatten wir Tags zuvor den Pepinsee in seiner Ruhe kennen und lieben gelernt, so sollten wir jetzt aber auch erfahren, daß er sehr unfreundliche Seiten habe. So wunderbar der See bei ruhigem Wetter, so gefährlich ist er, wenn stürmische Winde über die ihn umschließenden Höhen schnauben, sich auf die Oberfläche des Wassers stürzen und dasselbe zu Wellen von erstaunlicher Höhe peitschen. Diese

Wellen sind sehr kurz und folgen einander mit einer so rapiden Schnelligkeit, daß das Steuern fast unmöglich ist. Manches Segelboot wurde so an die felsigen Ufer geschleudert, und in jeder der kleinen Ortschaften, die zu Füßen der den See umgürtenden amphitheatralischen Höhen lagern, laufen Geschichten um von mehr oder minder tragischen Unglücksfällen, die sich auf dem See ereigneten.

Heftige Gegenwinde bewirkten es auch hier, daß wir erst nach Mittag nach dem nur wenige Meilen entfernt gelegenen Lake City gelangten, und zwar in einem durch angestrengtes Rudern so erschöpften Zustande, daß wir gleich beschlossen, den Rest des Tages hier zu verweilen. Das ganze Interesse der etwa 3000 Einwohner zählenden Stadt schien sich an diesem Tage nur auf einen Punkt concentrirt zu haben, auf Boyton.

Jung und Alt stieß sich am sandigen Ufer umher, um das Landen zu sehen, und schien Jedermann es sich zur Pflicht gemacht zu haben, uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten.

Die junge Damenwelt schmückte uns mit Blumen; unser Mittagstisch wollte schier brechen unter der Last der Braten und Süßigkeiten.

Und doch lag etwas Eigenthümliches, Beängstigendes in der Luft, es war, als schwebe eine Art Damoklesschwert über den Häuptern dieser lieben Menschen.

Und ich brachte es zu Falle dieses Schwert, und zwar als ich, von intensivem Durste getrieben, das Wörtlein „Bier" aussprach. Kaum war dasselbe meinen Lippen entflohen, als scheu die Augen umherflogen, als möge irgend ein Häscher das Wort erspähen.

Die Temperenzseuche lag über dem Orte, jene seltsame Krankheit, die sich wie eine Epidemie mit rapider Schnelligkeit zum Entsetzen aller Deutschen in den Vereinigten Staaten verbreitet und nicht bloß einzelne Dörfer und Städte, sondern ganze Staaten erfaßt und dem lieben guten Gerstensafte einen höchst unangenehmen Beigeschmack verliehen hat.

Wir erhielten Bier in Lake City, da aber der öffentliche Verkauf desselben strenge verboten ist, wie etwa vor drei oder vier Jahrhunderten in Europa das Tabakrauchen, Kaffeetrinken und Wurstessen, so nahmen uns einige Kundige heimlich bei Seite und luden uns ein, mit ihnen in den Nachmittagstunden eine geheime Bierkneipe zu besuchen.

Wir thaten also und folgten unseren Führern, die, vor einem unscheinbaren Hause angekommen, daselbst an eine verborgene Thüre klopften, hinter welcher eine Stimme nach unserem Begehren fragte. Nachdem unsere Begleiter sich genügend legitimirt hatten, wurden wir in ein mit Billard und Biertischen ausgestattetes Zimmer eingelassen, dessen Fenster aber völlig verhangen waren. Allgemach fand sich nun hier der gesammte geheime Club der Seestädter Bierbrüder beisammen.



Ein Sturm auf dem Lake Pepin.

So viel man sich aber auch mühte, uns den Aufenthalt angenehm zu gestalten, so wollte das Bier doch nicht recht munden; wir kamen uns vor, wie Schulbuben, die heimlich gestohlene Cigarren schmauchen, und so traten wir, über die Frage philosophirend, ob wir uns denn wirklich im „Lande der Freiheit" befänden, nach einer Weile den Rückweg an.

Der nächstfolgende Morgen war unserer Fahrt insofern günstig, als uns der Wind im Rücken stand. Allein je mehr wir in den offenen See gelangten, desto schärfer wurde das Blasen, desto wilder die ganze Scenerie. Die sich kräuselnden Wellen gingen höher und höher; es zeigten sich weiße Kämme auf den tiefe Thäler bildenden Fluthen und bald war Alles nur noch ein weißschäumender, wild durcheinander tosender Wasserschwall.

Etwa eine Stunde lang vermochten wir, das heißt unser Schwarzer und ich, uns noch in der Nähe des Capitäns zu halten, endlich aber erlahmten unsere Kräfte und wir überließen unser Boot den Wogen, lediglich darauf bedacht, Steuer und Richtung zu halten. Binnen wenigen Minuten war Boyton außer Sicht und weit zurückgelassen; wie ein feuriger Renner stob das Boot durch die weite, schauerliche Wasserwüste.

Aber immer höhere Wasserberge wälzten sich, vom Sturme gepeitscht, heran, und Sturzwelle auf Sturzwelle überschüttete uns mit ihren Güssen. In dieser Noth fiel unser Neger auf die Kniee und begann zu beten, zwischendurch mich

himmelhoch anflehend, dem Ufer zuzuhalten, um dort dem Wasserwirrsal zu entrinnen. Da dies jedoch wegen des kolossalen Anpralles der Wellen an das zunächst gelegene rechte, noch dazu sehr felsige Ufer der offenbare Wahnsinn gewesen wäre, wir auch in unserem ermatteten Zustande gar nicht daran denken konnten, gegen Wind und Wogen anzukämpfen, um das linke, flachere Ufer zu gewinnen, so bestand ich kurz entschlossen auf der Beibehaltung des alten Kurses, um so bald wie möglich den Ausgang des Sees zu erreichen.

Hier war der Kampf und das Toben am stärksten, Woge wälzte sich über Woge, denn die ganze ungeheuere Wassermasse des Sees preßte sich hier, vom Sturme getrieben, zusammen und stürzte dem schmalen Ausgange entgegen, dem wir mit reißender Schnelligkeit zugeführt wurden. Fast eine Stunde lang wurde unser Boot wie ein Spielball bald in die Höhe geschleudert, bald wieder in die Tiefe hinabgerissen; Wasserbäche überströmten uns von oben, von unten und von beiden Seiten, schließlich aber war Alles glücklich vorüber, und tiefaufathmend schwammen wir wieder auf dem ruhigeren Fahrwasser des Mississippi.

Unser neues Boot hatte die Feuer- oder vielmehr Wasserprobe wahrhaft glänzend bestanden, Charlie dagegen war so erschöpft, daß er, seiner nassen Kleidung nicht achtend, sich der Länge nach ins Gras warf, um zu verschnaufen und wieder zu Kräften zu kommen. Kaum vermochte ich noch, ihn zu bewegen, das Boot am Ufer zu befestigen. Während der Ärmste sofort in einen todesähnlichen Schlaf versank, suchte ich einige dürre Holzstücke zusammen und setzte ein behagliches Feuer in Brand, um meine nassen Kleider zu trocknen. Dann hielten wir an einigen halbzerflossenen Zwiebacken, sowie an gleichfalls wasserzerpeitschtem Kuhkäse Mahlzeit und warteten nun auf Boyton.

Derselbe wollte und wollte nicht kommen, und erst nach mehrstündigem Warten, während welcher Zeit wir uns in allerlei Befürchtungen über sein Wohl oder Wehe ergingen, sahen wir in der Ferne sein Doppelruder aufblitzen, vermittelst welches sich der Schwimmer, beständig auf dem Rücken liegend und die Füße voran, durch den See arbeitete. Nachdem auch er eine Weile gerastet und an unserem kärglichen Mahle theilgenommen hatte, setzten wir über die unterhalb Wabasha und Reeds Landing gelegenen Stromschnellen, auf denen uns der Sturm abermals gar heftig faßte.

Die ganze Landschaft bot ein unendlich ödes, wüstes Bild: oben die jagenden Wolken, um uns her gelbe, quirlende Fluthen, auf den Inseln und Ufern sturmzerzauste Sträucher und Bäume.

Erst gegen Abend, als wir uns Fountain City näherten, klärte sich der Himmel allmählich wieder auf; die malerisch schönen Höhen senkrecht abfallender Felsen

erglühten in den Strahlen der sinkenden Sonne und verliehen der Landschaft einen ungemein poetischen Reiz, der mich an die Ströme meiner Heimath, an Rhein und Mosel erinnerte. Und wirklich waren es auch vorwiegend deutsche Laute, die hier an unser Ohr tönten; ist doch die ganze freundliche Ansiedelung von Fountain City fast ausschließlich von deutschen Landsleuten bewohnt, mit denen wir den Rest des Abends in gemüthlichem Zusammensein, und nicht etwa bei temperenzlichem Himbeerwasser, verplauderten.

Nachdem wir auf die ausgestandenen Strapazen prächtig geruht hatten, sah uns das nächste Morgengrauen schon wieder unterwegs. Wir wurden diesmal von einem Ruderboote begleitet, welches uns die Presse der Stadt La Crosse entgegengesendet hatte.

Winona, nach einer schönen Indianerjungfrau benannt, kam bald in Sicht; Tausende von Menschen standen am Ufer und auf der mächtigen, den Strom hier überspannenden Eisenbahnbrücke; auch ein Photograph hatte sein dreibeiniges Instrument aufgestellt, um uns aufzunehmen und später mit unseren Conterfeien Geschäfte zu machen. Er sammt seinem Instrumente ward aber von der drängenden und stoßenden Menge umgerannt.

Wenig unterhalb der Stadt stießen wir auf mehrere Canoes mit Winnebago Indianern. Die Art und Weise, wie diese Wilden ihre Fahrzeuge fortbewegten, war mir neu. Die Ruderer knieten nämlich in den Booten und trieben dieselben, indem sie die Ruder vor sich in's Wasser tauchten und zu sich heranzogen. In dem einen Boote befand sich ein Häuptling, reich geschmückt mit Perlen und Adlerfedern, angethan mit einem scharlachrothen Hemde, einen mächtigen Fischspeer in der Hand und eine prächtig bemalte Büchse über der Schulter. Vor lauter Verwunderung standen diese Naturkinder wie Bildsäulen in ihren Booten.

Wo auf Erden begegnet man wohl wieder einem so unvermittelten Zusammenstoße höchster Civilisation und tiefster Barbarei, wie dieses Bild ihn bot: drüben die stolze Stadt mit ihren Kirchen, Schulen, rauchenden Schloten, mit ihrer Eisenbahnbrücke und ihrem Photographen; unmittelbar daneben der große Fluß mit seiner unbezwungenen Wildniß, in deren Einsamkeit noch heute der Ruderschlag, der Jagdruf des Eingeborenen erschallt. Noch heute mögen wir neben dem fernen Pfiff der länderdurcheilenden Lokomotive, neben den tiefen Signallauten des aufwärts keuchenden Dampfers der weichen, uns seltsam berührenden Stimme der Rothhaut lauschen, die in melancholischen Weisen von der schönen Winona singt, jenem langentschlafenen Lieblinge indianischer Legende und Sage. Es umfängt uns bald die rege, nirgendwo übertroffene amerikanische Geschäftigkeit mit ihrer Hast, ihrem Eifer und ihrer Rücksichtslosigkeit, bald wieder ist uns, als

schwämmen wir in einem Traumlande dahin, so still, so friedlich, so ruhevoll ist Alles rings umher.

Auch die Stadt La Crosse, wo wir, von einem Dampfer und einer ganzen Flotte von Kähnen eingeholt, am Nachmittage anlangten, ist altberühmt in indianischer Geschichte, denn die Prairie, auf welcher sich heute die viele tausend Einwohner zählende Stadt erhebt, war noch in den vierziger Jahren der große Ballspielgrund indianischer Stämme, die hier alljährlich zusammenkamen, um ihrer freundschaftlichen Spiele zu pflegen. An der Stelle, wo im Jahre 1841 der deutsche Jude Nathan Myrik einen kleinen „store" aufschlug, um Handel mit den Rothhäuten zu treiben, steht heute das Theater, in welchem uns zu Ehren eines der modernsten Schauspiele gegeben wurde. Die uns reservirte Loge ward aber von Publikum und Bühnenpersonal beständig so belagert, daß wir von dem aufgeführten Stücke nur wenig Genuß hatten. Boyton schien sich in den Augen der Hauptdarstellerin so ganz verloren zu haben, daß ich am anderen Morge Mühe hatte, ihn zur Fortsetzung der Reise zu bewegen, und wollte er, seitdem die blutrothe Atlasschleife der Schönen sein Doppelruder zierte, von seiner früher oft und gern angebrachten Definition der Liebe, daß diese der „närrische Vorsatz eines Menschen sei, für ein Frauenzimmer lebenslang Kost und Logis bezahlen zu wollen" selbst nichts mehr wissen.

Während unserer heutigen Fahrt, deren Einsilbigkeit von Seiten des Capitäns nur durch Seufzer unterbrochen wurde, fanden wir den Fluß mit einer solchen Menge von Inseln und Kanälen erfüllt, daß wir bezüglich der rechten Fahrstraße häufig in Verlegenheit geriethen. Zugleich erwies sich der Strom stark angefüllt mit den berüchtigten „snags", das heißt starken, schwimmenden Baumstämmen, deren schwere Wurzeln sich im Moraste des Strombettes festgesetzt und verfangen haben, während der Stamm selbst, mit seinen nackten Ästen einer vielzackigen Lanze gleich, der Stromrichtung folgt und wie eine Palissade im Wasser steht. Während bei niedrigem Wasserstande das düstere Haupt des „snag" sich nickend aus den Fluthen hebt, verräth bei Hochwasser nichts als ein kaum bemerklicher Wirbel das Dasein dieses Todfeindes aller Dampfer, welche demselben besonders häufig bei der Fahrt zu Berge zum Opfer fallen. Tausende von Schiffen haben sich schon an diesen „snags" den Leib eingerannt und sind spurlos gesunken; die Beseitigung dieser submarinen Schiffszerstörer bildet bei der Masse von Treibholz, welches der Mississippi mit sich führt, eine ebenso kostspielige wie auch wohl nie völlig zu lösende Aufgabe der amerikanischen Regierung.

Der Tag verging ohne besondere Abenteuer und landeten wir gegen 7 Uhr Abends in Lansing, unserem heutigen Ziele. Das Hotel, in welchem wir abstiegen,



Ein Zusammentreffen mit Winnebago-Indianern
auf dem oberen Mississippi.

LICHTDRUCK V. RÖMMLER & JONAS, DRESDEN.

war einem Deutschen, namens Hufschmidt, zu eigen, welcher, wie ich, in der durch seine Waffenindustrie weltberühmten Stadt Solingen geboren war. Trotzdem er die Heimath schon seit langen Jahren verlassen hatte, zeigte er doch für die Verhältnisse und Personen unserer gemeinsamen Vaterstadt ein gutes Gedächtniß, und sehr wohl erinnerte er sich insbesondere meiner Mutter, die eine Jugendgespielin von ihm gewesen war. In dem Hause dieses würdigen Herrn fanden wir die herzlichste Aufnahme, und hier überraschte uns der Musikverein des Ortes in den Abendstunden mit einem hübschen Ständchen.

Am nächsten Tage trafen wir nach harter Fahrt in McGregor ein, wo die schier endlose Pontonbrücke der Chicago-Milwaukee- und St. Paul-Eisenbahn den Strom überschreitet.

Der Umstand, daß gerade Sonntag war, brachte uns um den Genuß eines Ständchens und der Vorstellung einer schwarzen Minstreltruppe, mit welchen Darbietungen die Bewohner von McGregor uns zu regalieren gedacht, welche Aufmerksamkeiten aber von dem die Sonntagsruhe liebenden Herrn Bürgermeister unterdrückt wurden.

Boyton befand sich in Folge der vielen schroffen Witterungswechsel in schlechter Verfassung und verzog sich frühe; ich aber machte in den Abendstunden noch einen Spaziergang die Haupt- oder eigentlich einzige Straße des Städtchens hinauf. Außer seiner Umgebung hat dasselbe aber keine besonderen Reize; die Abendglocken klangen so melancholisch und sterbensmüde, als wollte sich der ganze Ort begraben lassen. Und wirklich — derselbe geht allmählich dem Absterben entgegen. Früher angesehen und blühend, gleich einer Reihe anderer am Mississippi gelegenen Ansiedelungen, ist er jetzt entschieden im Rückschritt begriffen. Die Eisenbahnen, die in hastiger Eile an dem Örtchen vorübersausen, haben die Existenzadern, den Schiffs- und Fremdenverkehr, unterbunden, und langsam aber sicher geht der Ort, dessen Gründer vielleicht von einer zukünftigen Metropole geträumt, dem Absterben entgegen. Ein alter Bürger berichtete mir wehmütigen Angesichts, daß die Zahl der Einwohner schon auf 1500 gesunken, daß von den drei Bankiers, die früher glänzende Geschäfte gemacht hätten, zwei bereits weggezogen seien, und daß anstatt der drei hier ansässig gewesenen Bäcker der einzige noch vorhandene jetzt über ungenügende Beschäftigung klage, Beweise genug, daß im gelobten Lande Amerika auch nicht überall Milch und Honig fließe.

Am nächsten Morgen, dem 6. Juni, machte ich mich zwei Stunden früher als Boyton auf, um zu Fuße nach dem zwei und eine halbe englische Meile unterhalb des Städtchens gelegenen Pictured Rock zu gehen, von wo aus man einen schönen Blick über den Strom gewinnen könne. Dort oben, auf steiler Höh,

empfing ich ein Bild, so groß und schön, wie ich es nie vorher gesehen. Fünfhundert Fuß tief unter mir zog in stiller Majestät der Vater der Ströme dahin, Hunderte von Kanälen, Hunderte mit grünen Baumwipfeln bedeckte Inseln bildend, aus welchen wiederum allerorten der silberne Spiegel des Wassers aufleuchtete. Und dieses ganze Riesengemälde ward umzogen von bewaldeten, abgeplatteten Felsenhöhen, die, noch unberührt von Menschenhand, in ihrer ganzen Pracht, in ihrer ganzen Schönheit dalagen.

Als ich höher stieg, ward das Panorama größer und größer, hier erst vermochte ich den Riesenstrom in seiner Macht, in seiner Unermeßlichkeit zu erfassen, den Pulsschlag dieser mächtigsten Verkehrsader der Welt zu ahnen. Dreißig, vierzig englische Meilen weit schweifte der Blick über ein fließendes Meer mit tausend Inseln; im Mittelpunkte des Bildes schimmerten die verstreuten Häusergruppen der Stadt Prairie du Chien, links lugte das äußerste Ende von McGregor hinter einem Berghange hervor, während zur Rechten der aus blauer Ferne kommende Wisconsin River seine silbernen Fluthen in gewundenem Laufe längs dichtbewaldeter Hügelketten dem Vater der Ströme entgegenführte, — ein Gesammtbild, das auch nur annähernd wiederzugeben dem Griffel keines Sterblichen beschieden ist.

Nachmittags erreichten wir das deutsche Städtchen Guttenberg, dessen Bevölkerung uns durch Schreiben und Telegramme eingeladen hatte, ihr Städtchen wenigstens für einige Stunden zum Aufenthalte zu machen. Als wir dem Ufer näher kamen, war Niemand zu hören noch zu sehen, doch kaum hatten wir die deutsche Flagge entrollt und eine Rakete in die Lüfte gesandt, als es ein Rennen und Laufen in dem auf einer Landzunge gelegenen Örtchen gab, wie in einem Ameisenhaufen. In wenigen Minuten war die ganze Bevölkerung am Ufer und wir wurden empfangen durch Männer von echtem deutschen Schrot und Korn. Schier wurden wir erstickt durch die uns erwiesenen Aufmerksamkeiten; während man Boyton bei einem deutschen Wirthe verpflegte, war ich, zu den hervorragendsten deutschen Familien geführt, in weniger als einer Stunde zur Vertilgung von zum Mindesten einem Dutzend Tassen Kaffees und entsprechend vieler Stücke Kuchen in liebenswürdigster Weise gezwungen worden. Nicht zufrieden damit, uns solche Aufmerksamkeiten erwiesen zu haben, bemühte man sich auch, uns den ferneren Weg zu verschönen, denn als wir wieder unser Boot bestiegen und Abschied nahmen, fanden wir, sorglich in Stroh verpackt, einige Flaschen Rüdesheimer, auf dessen Echtheit ich um so eher schwören durfte, als ich den Verschluß und das Siegel der Casinogesellschaft zu Coblenz an den Flaschenhälsen erblickte. Kann's wundern, daß wir in heller Freude das erste Glas dieses perlenden Goldes unseren lieben Wirthen zutranken?

Unter strömendem Regen fuhren wir ab, und kaum hatten wir die gastliche Stadt verlassen, als wir von einem Unwetter überfallen wurden, welches jeder Beschreibung spottet. Der Regen kam in Strömen hernieder, trotz der kalten Witterung blitzte und donnerte es ohne Unterlaß, und der Strom war eine einzige schäumende, lehmfarbige Fluth. So fuhren wir, durchnäßt bis auf die Haut, gen Buena Vista, wo wir nach Versicherung der Bewohner von Guttenberg eine gastliche Aufnahme finden würden. Kalt und frierend langten wir an, doch war ein Hotel in der aus wenigen Häusern bestehenden Ansiedlung nicht zu finden, und als ich das Haus betrat, in welchem, wie man sagte, allenfalls Quartier zu haben sei, verweigerte mir die Wirthin anfänglich die Aufnahme, weil, wie sie mir später versicherte, sie mich für einen „tramp“, einen Landstreicher, gehalten habe. Erst als Boyton anlangte, erkannte die gute Alte, daß sie es doch mit rechtlicheren Menschen zu thun habe, sie wies uns Zimmer an und brachte auch Bier. Nur mit dem Essen war es schlecht bestellt und mußten wir uns mit Crackers, einer Art Zwieback aus Wasser und Mehl, und Käse begnügen.

Am folgenden Tage, dem neunten unserer Reise, trafen wir auf den Dampfer „Helen Star“, welchem ich einen Besuch abstattete. Das Floß, welches von dem Dampfer bugsirt wurde, war 544 Fuß lang, 255 Fuß breit und 26 Zoll tief, drei Millionen Fuß fertig zugeschnittenen Holzes umfassend, das größte Floß, welches je den Mississippi passirt hatte.

Welche Quantitäten von Holz den Mississippi hinab geflößt werden, ergeht aus einem Berichte, welcher zeigt, daß im Jahre 1880 allmonatlich gegen zwölf Millionen Kubikfuß zu Brettern zerschnittenes Holz von Minneapolis aus den Fluß hinab gesandt wurde, d. h. an 150 Millionen Fuß per Jahr. Wollte man diese Bretter der Länge nach eines an das andere fügen, so würde dieser Brettergang, wenn einen Fuß breit und einen Zoll dick, nicht nur die ganze Erde umspannen, sondern es würden davon noch 4 bis 5000 englische Meilen übrig bleiben.

Die Dampfer des Mississippi sind wesentlich anders gestaltet, als die der europäischen Gewässer. Die vielen Untiefen und Sandbänke gebieten zunächst einen möglichst geringen Tiefgang der Fahrzeuge, und ist dieserhalb der untere Theil flach und breit, einem Floße vergleichbar gebaut, so daß der Tiefgang nur wenige Fuß, bei den Schiffen des Missouri sogar nur etwa 25 bis 30 Zoll beträgt. Über diesem Unterbau, in welchem sich die Maschine, die Holzvorräthe und die Waaren befinden, erheben sich auf Holzpfeilern die Kajüten und Salons der Passagiere, während eine zweite und dritte Etage die Behausung des Steuermanns, die Kajüten des Capitäns und der Offiziere enthalten. Mit Ausnahme der Maschine ist das Schiff fast ganz aus Holz gebaut; die Bewegung geschieht zumeist durch ein großes



Passagier- und Baumwolldampfer auf dem Mississippi.

Schaufelrad am Hintertheil des Schiffes. Die Einrichtung, namentlich der größeren, vorwiegend der Passagierbeförderung dienenden Dampfer ist mit allem Comfort und Luxus durchgeführt, vor allem prächtig ausgestattet sind die Salons und die keinem größeren amerikanischen Dampfer fehlenden „bridal rooms" oder Brautgemächer, die namentlich von neugebackenen Ehepärchen mit Vorliebe bezogen werden.

Eine solche Brautfahrt auf dem Mississippi mag vielleicht manchem später enttäuschten Ehemanne, mancher enttäuschten Ehefrau als ein treues Spiegelbild ihres



Jo-zinwa, der Eagle Rock bei Dubuque.

eigenen Lebens erschienen sein; denn anfangs, im oberen Theile des Stromes, steuert das Schiff durch reizende, abwechselungsreiche, wahrhaft poetische Gegenden, um später aus dem krystallenen Schneewasser des Flusses in schlammig-trübe Fluthen zu gelangen und sich durch öde, langweilige Strecken bis nach New-Orleans in gleichmäßigem Tempo durchzuwinden.

Gegen 11 Uhr verließen wir den gastlichen „Helen Star", campirten für eine halbe Stunde auf einer Insel, und fuhren dann an dem auf dem rechten Mississippiufer gelegenen Eagle Rock vorüber, einer zweihundertundfünfzig Fuß hohen, wild zerklüfteten Felsenmasse, welche von den in dieser Gegend früher hausenden Sac- und Fox-Indianern Jo-zinwa, der „Wohnsitz der Adler" genannt wurde. Aus der

Sprache dieser Stämme hat sich ferner noch das Wort Jowa erhalten, das „wunderschöne Land", welcher Name noch jetzt als Bezeichnung des Staates dient, der die früheren Heimstätten der Sac- und Fox-Indianer in sich begreift.

Von Süden her, wo die Schlote und Thürme der betriebsamen Stadt Dubuque sichtbar wurden, kam jetzt ein mächtiger, mit schaulustigem Publikum besetzter Dampfer herauf, an dessen Bord sich gleichfalls ein Empfangscomité befand, welches sich, den Bürgermeister an der Spitze, eigens zu dem Zwecke der feierlichen Einholung des großen Gummimannes gebildet hatte.

Als der Dampfer in unserer Nähe beilegte und seine Passagiere uns begrüßt hatten, gab Boyton, fortwährend schwimmend, einige seiner Künste zum Besten, feuerte einige Raketen ab, marschirte aufrechtstehend im Wasser, buk vermittelst des auf dem Decke von „Baby mine" aufgestellten Kochapparates eine mächtige Omelette, las dazu das von ihm erbetene neueste Morgenblatt und trieb dergleichen mehr. Währenddeß nahm ein an Bord befindlicher Reporter die Gelegenheit wahr, den Capitän bezüglich seiner letzten Erlebnisse auf's Eifrigste zu inquiriren.

„Cäpt'n," rief er ihm zu, auf das durch Sonnengluth und Regenstürme schrecklich zugerichtete, geschwollene Gesicht des Schwimmers Bezug nehmend, „Sie sehen heute um ein Weniges anders aus, als zu der Zeit, wo Sie zuletzt hier waren."

„Ja," lautete die Antwort, „mein Gesicht ist von der Sonne verbrannt und ich könnte ganz wohl als Rothhaut durchgehen, etwa unter dem Namen: »Der Mann, der sich nicht vor dem Wasser fürchtet!« Seitdem wir St. Paul verlassen, hat mein Gesicht sich schon zweimal wie eine Klapperschlange gehäutet."

„Haben Sie denn nicht irgend einen Schutz gegen die Sonnenstrahlen?"

„Doch," entgegnete Boyton, „für diese Zwecke habe ich hier einen kleinen Sonnenschirm, welcher mich vor der direkten Einwirkung der Gluth schützt. Aber trotzdem habe ich viel von der Hitze zu leiden, welche durch die von den Wellen reflectirten Sonnenstrahlen erzeugt wird."

„Wie fanden Sie denn das letzte stürmische Wetter?"

„Nun, es war meinem Fortkommen ein wenig hinderlich, doch es ist mir weitaus angenehmer als die fürchterliche Sonnengluth."

„Viele Menschen sind neugierig zu erfahren, was der Zweck Ihrer Reise ist, die Sie in so absonderlicher Weise den Fluß hinab unternehmen," forschte der unermüdliche Berichterstatter, dabei eifrig den spitzigen Bleistift über die weißen Blätter seines Taschenbuches hinweggleiten lassend.

„Nun, einmal die Lust an Abenteuern, dann, um die Vorzüge meines Gummi-Anzuges zu beweisen, dessen Brauchbarkeit für die Zwecke der Marine, des Lebens-

Rettungsdienstes sowie der Vertheidigung unserer Seehäfen noch weitaus unterschätzt wird."

„Und worin bestehen diese Vorzüge?" meinte der Journalist.

„Mit meinem Gummianzuge bekleidet, bin ich nicht nur im Stande, mich in dunkler Nacht ungesehen an die größten Kriegsschiffe heranzuschleichen und dieselben vermittelst eines am Rumpfe des Schiffes befestigten Torpedos in die Luft zu sprengen, sondern ich darf mich auch kühn auf das wildbewegte Meer hinauswagen, um in Bedrängniß befindlichen Menschen Hülfe zu bringen. Daß ich mit Sicherheit eine Verbindung zwischen einem Wracke und dem festen Lande vermittelst einer Fangleine auch bei dem rauhesten Wetter herbeiführen kann, betrachte ich als einen der schönsten Vorzüge meiner Erfindung. Ist ein Mann über Bord gefallen, und ein mit dem Anlegen meines Anzuges erfahrener Matrose ist in der Nähe, so vermag derselbe in weniger denn zwei Minuten Hülfe zu bringen und kann, da der Anzug, wenn die Luftkammern desselben gefüllt sind, gegen dreihundert Pfund zu tragen vermag, den Verunglückten stundenlang über Wasser erhalten."

„Haben Sie," forschte der Frager weiter, „Ihren Anzug auch schon auf die äußerste Leistungsfähigkeit erprobt?"

„Well," meinte Boyton, nachdem er den letzten Rest seiner Omelette vertilgt hatte, „das dürfte aller Welt bekannt sein. In der Nacht des 21. October des Jahres 1874 sprang ich, mit meinem Anzuge bekleidet, vierzig Meilen von der Küste Irlands entfernt von Deck des Dampfers „Queen" in See. Ein furchtbarer Sturm herrschte, der durch seine zerstörende Gewalt für die Schifffahrt sehr verderblich wurde, denn die britische Unfallliste hatte nicht weniger denn sechsundfünfzig Schiffbrüche zu verzeichnen, die in jener schrecklichen Nacht an der Südküste von Großbritannien sich ereigneten. Nach neunstündiger harter Arbeit landete ich wohlbehalten an der felsigen Küste. Das war meine Einführung in Europa."

„Und was bestanden Sie weiter für Fahrten und Abenteuer?"

„Nun," entgegnete Boyton, gemächlich sich auf den Rücken legend und den blauen Rauch einer mittlerweile angezündeten Cigarre vor sich hinpaffend, „wenn Sie von den unzähligen kleineren Reisen absehen wollen, deren Länge nicht über hundert Meilen betrug, so habe ich nicht allein den Rhein, den Po, den Arno, den Tiber, die Rhone, die Loire, den Tajo, den Guadalquivir, die Garonne, die Seine und viele andere Flüsse in der Weise befahren, wie Sie mich jetzt den »Vater der Ströme« hinabschwimmen sehen, sondern ich habe auch den Canal zwischen England und Frankreich sowie die Straßen von Messina und Gibraltar gekreuzt."

„Und geriethen Sie dabei niemals in Lebensgefahr?" forschte der aufgeregte Reporter weiter.

„Well,“ gab Boyton zurück, eine gewaltige Wolke blauen Rauches von sich blasend, „als ich im Januar des Jahres 1876 von Alton in Illinois bis gen St. Louis schwamm, war ich nahe daran, in einem mächtigen Eisfelde festzufrieren, denn während der ganzen Fahrt stand der Thermometer weit unter dem Gefrierpunkte. Im März desselben Jahres, als ich die Donau von Linz bis Budapest hinabschwamm, wurde ich von dem Rade einer Schiffsmühle, in die ich während der Nacht unvermuthet hineingerathen war, nahezu windelweich geschlagen, und im selben Monate noch brach mir ein Haifisch drei Rippen, der mich attaquirte, während ich die Straße von Messina kreuzte. Im December des nächsten Jahres gerieth ich in eine Lage des gefährlichen Schlicksandes, durch welchen die Loire berüchtigt ist, und ich wäre wohl eines jämmerlichen Todes gestorben, wenn ich mich nicht nach vollständiger Füllung der Luftkammern meines Anzuges wieder hätte frei machen können. Kleinere Abenteuer, wie z. B. das Hinabschießen über Stromschnellen und Wasserfälle, rechne ich nicht.“

„Und welche war die längste Ihrer Reisen?“

„Den Ohio und unteren Mississippi hinab. Ich begann dieselbe am 6. Februar 1879 in Oil City, Pennsylvanien. Wir hatten drei Grad Kälte. So schwamm ich den Alleghany abwärts bis Pittsburg, von da bis gen Cairo und dann den Mississippi hinab bis zu seiner Mündung in den Mexicanischen Meerbusen. Die zurückgelegte Strecke beträgt 2342 englische Meilen, und brauchte ich zur Bewältigung derselben achtzig Tage. Für die ersten drei Wochen ging diese Reise beständig zwischen mächtigen Eisfeldern dahin, während ich am unteren Mississippi durch die Sonnengluth schrecklich zu leiden hatte. Schnee, Hagel, Sturm und Regen bildeten die abwechselungsreichen Beigaben.“

Während dieses Zwiegespräches waren wir den Thürmen von Dubuque näher gekommen und wir gewahrten auf den Levees des Flusses, an Bord und in den Masten der hier ankernden Schiffe, sowie auf den Dächern der Häuser eine unabsehbare Menschenmenge, die der Ankunft des großen Schwimmers beiwohnen wollte. Seit Jahren, so behaupteten die Zeitungen der Stadt, seien nicht solche Menschenmassen hier versammelt gewesen. Nur mit Mühe gelang es, den unter dem Hurrah der Menge landenden Boyton zu dem bereit stehenden Wagen zu bringen und diesen im Schritt durch die vollgedrängten Straßen zu bringen. Endlich, nach hartem Kämpfen sahen wir uns in den Gemächern des stattlichen Julianhauses untergebracht. Da der Zudrang der Besucher zu unseren Räumen aber gar kein Ende fand, so unternahm ich mit einem der Zeitungsredakteure eine Rundfahrt durch die Stadt und ihre Umgebung, wobei mein Begleiter sorgsam darauf bedacht war, allen nur irgend möglichen Stoff, der nur einiges Interesse für die Leser seines Blattes hätte bieten

können, aus mir herauszupressen, was Alles ich dann bereits am Abende fertig gedruckt vor mir liegen sah.

Dubuque ist eine der größten und ältesten Städte Jowas und entlehnt seinen Namen von einem französischen Trapper, welcher im Jahre 1788 hier ein Blockhaus errichtete und die jetzt sehr bedeutenden Bleigruben in der Nähe der Stadt eröffnete. Wenige Meilen unterhalb der Stadt auf einer felsigen Anhöhe befindet sich die Grabstätte dieses frühen Pioniers der Cultur. Als wir am folgenden Nachmittage die Stadt verließen, fuhren wir an dieser Grabstätte vorüber. Mr. Rowan, der Bürgermeister der Stadt, sowie der Chefredakteur der „Dubuque Times“, welche beide Herren in meinem Boote Platz genommen hatten, gaben uns das Geleite. Ein regelrechtes Picknick entwickelte sich während dieser köstlichen Fahrt, während welcher die untergehende Sonne wie der aufsteigende Mond das schönste Schauspiel boten. Gegen Mitternacht stiegen silberne Nebel empor, es wurde feucht und kühl, und herzlich froh waren unsere an warme Nester gewöhnten Begleiter, als wir Bellevue erreichten und sie hier in behagliche Betten schlüpfen konnten. Wir hingegen setzten unsere Fahrt die ganze Nacht hindurch fort, nur einmal in der Morgenfrühe an einer Insel landend, um unsere vom Thau durchdrungenen Kleider zu trocknen.

Der 8. Juni brachte eine wahrhaft erdrückende Hitze; wie ein Meer von geschmolzenem Blei lag der Himmel über uns und auf's Äußerste erschöpft durch die einundzwanzigstündige Fahrt langten wir gegen zwei Uhr Nachmittags an dem Punkte an, wo die betriebsamen Orte Fulton, Lyons und Clinton nahe beisammen liegen. Wir stiegen im Central-Hotel des letzteren Ortes ab, furchtbar hungrig, konnten aber doch nichts zu essen erhalten, da uns der ewig verbindlich lächelnde Hotelbesitzer, eine echte Oberkellnerseele, die betrübsame Mittheilung machte, daß die Zeit des Mittagsmahles verstrichen sei und wir bis zum Abend zu warten hätten, womit unserem Wolfshunger aber wenig gedient war. — Während Boyton fluchend sich in's Bett verfügte, lenkte ich meine Schritte nach einem deutschen Restaurant und lachte vor einer trefflichen Mahlzeit der häßlichen Einrichtung der amerikanischen Gasthäuser, die für hungrige Reisende so unzweckmäßig als möglich ist, da außerhalb der für die Mahlzeiten festgesetzten Stunden nichts verabreicht wird. Als ich gegen 6 Uhr in's Hotel zurückkehrte, fand ich Boyton vor seinem Abendbrode sitzend, fluchend wie ein Türke, und sich abmühend, einen kleinen braungebrannten Lederlappen, der ein Beefsteak vorstellen sollte, zwischen seinen gesunden Zähnen zu verarbeiten, was ihm aber gänzlich mißlang. Endlich, müde der grausigen Arbeit, sprang er fluchend in's Bett zurück und suchte sein Elend zu verschlafen. —

Ich erhielt bald darauf Besuch von einem merkwürdigen Manne, einem 62 Jahre alten Ansiedler, der mir ein Exemplar seiner — Gedichte überreichte.

Merkwürdige Gedichte! Eine curiose Mischung von spiritistischen Ideen und freien, edlen Weltanschauungen, dreiviertheils verrückten Sinnesäußerungen und wunderschönen Gedanken, welch letztere unbestreitbar verriethen, daß das Hirn, dem solche Ideen entsprossen, nur vom besten Wollen beseelt sein konnte.

Mit der Lektüre dieser Gedichte vertrieb ich mir folgenden Tags die langen Morgenstunden, deren Stille nur ab und zu durch einen kräftigen Fluch des neben mir schwimmenden, immer noch hungrigen Boyton unterbrochen wurde, der einen ganzen sodomitischen Schwefelregen auf das Haupt des Hotelbesitzers in Clinton herabflehte. —

Nach zehnstündiger Fahrt tauchten endlich die Thürme der Stadt Davenport an unserem Gesichtskreise empor und bald sahen wir uns von einem Dampfer und einer ganzen Flotte von Regatta-Booten eingeholt und dem lieblich auf der rechten Uferbank einen schönbewaldeten Bergzug sich hinaufschiebenden Städtchen entgegengeführt.

Die Davenporter Bevölkerung darf stolz sein auf ihr reizendes Städtchen, welches durch eine Eisenbahnbrücke mit Rock Island, einem früher vielgenannten Fort, und ferner mit der auf dem linken Stromufer gelegenen Stadt Rock Island verbunden ist. Von der damals 22,000 Seelen starken Einwohnerschaft der Stadt Davenport waren mehr denn 9000 Deutsche, die es in trefflichster Weise verstehen, ihre Arbeit auch mit fröhlichen Festen zu würzen. Man darf nur eine Nummer des „Demokrat“ durchblättern, um in Verlegenheit zu sein, ob man einer Einladung zu einem Turnerfeste oder zum Vogelschießen, zum fröhlichen Balle, zum Ringreiten, Hahnenköpfen oder Sacklaufen Folge leisten soll. Dabei entwickeln diese keineswegs sybaritisch lebenden Menschen einen Unternehmungsgeist, der hinlänglich beweist, daß sie die Bedächtigkeit ihrer Nation längst abgestreift haben und echte unternehmende Unionsbürger geworden sind. Als z. B. im Jahre 1880 ein Zwist zwischen dem deutschen Theaterpersonale und dem Eigenthümer des Musentempels, einem Amerikaner, stattfand, machten die Deutschen Davenports kurz entschlossen sich daran, selbst ein Theater zu erbauen, und kaum waren — sechs Wochen verstrichen, als ein schmuckes, 1100 Menschen fassendes Gebäude vollständig fertig stand, so daß am Eröffnungstage Jungdeutschland nicht allein das 25jährige ununterbrochene Bestehen seiner Theatergesellschaft, sondern auch seines Turnvereines auf eigenem Grund und Boden in gehobenster Stimmung begehen konnte.

Nachmittags 5 Uhr machten wir uns bereit, dem schönen Davenport Valet zu sagen. Trotz eines immer näher kommenden Gewitters harrte eine ungeheure Volksmenge am Ufer, welche uns mit Hurrahgeschrei empfing. Zugleich aber gab auch der düstere Wolkenhimmel seinen Salut; rothglühende Blitze fuhren hernieder,

denen unmittelbar darauf der Donner folgte. Man suchte uns zur Aufschiebung der Reise zu bewegen; doch wir wollten pünktlich sein, nahmen Abschied von der Menge, und heidi! ging's in's nasse Element hinein. Kaum aber hatten wir die Mitte des unheimlich dreinschauenden Stromes erreicht, als sich ein heftiger Sturm erhob und der Regen in Strömen herniedersauste. Die Menge am Ufer zerstob im Nu; wir hatten all unsere Kraft aufzubieten, um unser Boot gegen die höher und höher gehenden Wellen zu halten. Die Flaggenstangen bogen sich wie Rohre, die Flaggen knatterten in dem rasenden Sturme, der selbst den unaufhörlich herniederschießenden Blitzen Flügel zu leihen schien. In wenigen Minuten sahen wir nichts mehr von der Stadt; Thürme, Brücken und Häuser, Alles verschwand in der niedersausenden Regenmasse, welche die Aussicht auf die allernächste Umgebung beschränkte. — Mit Müh und Noth erreichten wir nach langem Kämpfen ein dichtes Röhricht, an welchem die Wuth der Wogen sich wenigstens etwas brach. Nach einstündigem Rasen legte sich endlich das Unwetter, die Wolkenbänke verloren sich allgemach im Westen, hin und wieder traten einzelne, von der niedergehenden Sonne beleuchtete Landschaftspartieen hervor und eine halbe Stunde später hatten wir einen prächtigen Himmel, vor dessen grünblauen Tinten herrlich bestrahlte Wolken dahinzogen, gegen deren Glanz die rauschenden Wälder in finsteren Conturen abstachen. Nach harter Arbeit holten wir Boyton, der unbeirrt von Wind und Wetter sich von den Wellen hatte weiter tragen lassen, wieder ein und legten gemeinschaftlich mehrere Meilen zurück. Da ich während der Nacht den Neger ablösen wollte, so bereitete ich mir gegen Dunkelwerden auf einer in unserem Boote stehenden Kiste ein dürftiges Lager, schob meinen Ranzen als Kissen unter den Kopf und fand trotz der durchnäßten Kleidung für einige Stunden Ruhe. — Geweckt wurde ich durch einen fürchterlichen Donnerschlag und als ich auffuhr, erblickte ich den ganzen Himmel mit finsteren Wolken umzogen. Ich schlug vor, daß wir den Vorübergang des drohenden Wetters am Lande abwarten möchten und fügte mich nur ungern der Versicherung des Capitäns, welcher meinte, wir würden wohl unbehelligt davonkommen. Doch meine Befürchtungen waren nur zu begründet gewesen, denn noch waren wir keine 10 Minuten lang weiter gefahren, als sich ein Unwetter erhob, welches jeder Beschreibung spottet. Boyton schilderte dasselbe später einem Berichterstatter wie folgt:

„Wir befanden uns in der Mitte des Stromes, als sich die Luft in schwarze Dunkelheit zu wandeln begann. Zugleich hörten wir ein Geräusch im Osten, das, stärker und stärker werdend, dem Summen ungeheurer Bienenschwärme vergleichbar war. Mein Begleiter wußte nicht, was dieses Geräusch bedeutete, der Neger aber und ich wußten es nur zu wohl. »Großer Gott«, schrie der Schwarze, im Vorder-

theil des Bootes niederkauernd, »es ist ein Cyclon«. In Eile gab ich meinem Kameraden die obere Hälfte eines meiner Schwimmanzüge und war er kaum mit dem Ueberziehen desselben fertig geworden, als die Wolken über uns barsten mit einem Knall, lauter denn ein Nationalsalut. Das Wasser schoß nieder in Strömen, der Sturm steigerte sich zum Orkane, die Luft erglühte durch die unaufhörlich niederschießenden Blitze, das Land längs der Ufer war überfluthet im Nu, der Strom voller losgerissenen Weiden und Bäume. — Der Sturm trieb uns dem westlichen Ufer zu und ich erwartete jeden Augenblick, daß das Boot zerschellt werde. »Rudert, rudert«, schrie ich den Insassen zu und diese ruderten mit aller Macht, um in der Mitte des Stromes zu bleiben, aber das Boot ward dennoch dem wüst durcheinander schießenden Gewirr von Bäumen und Uferstücken zugetrieben und seine Insassen waren in höchster Gefahr. Hätte der Sturm noch einige Minuten länger gedauert, so denke ich, daß Beide rettungslos ertrunken seien; der Sturm aber legte sich so plötzlich, wie er gekommen, und die Gefahr war vorüber.“ — —

So der Bericht Boyton's.

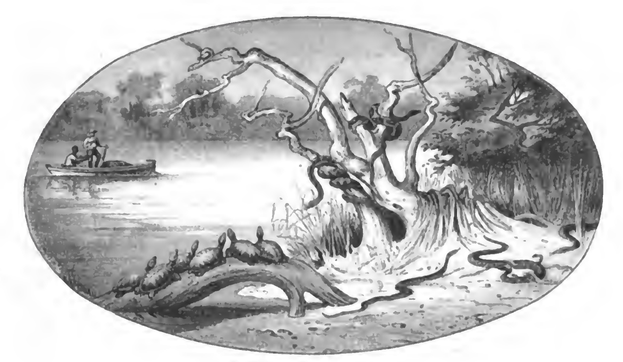
Wir waren naß bis auf die Haut, unser Boot zum Sinken voll Wasser, und trieben wir es darum in das dichte Weidengestrüpp einer Insel, die hoch überschwemmt war. Hier überstanden wir den Rest des Unwetters, schöpften unser Boot aus und fuhren dann die ganze Nacht unter dem Scheine der Blitze den angewachsenen Strom hinab, herzlich froh, als endlich der Morgen graute. Unser Proviant war durch die Wasserfluth theils weggeschwemmt, theils zu einem ungenießbaren Brei umgewandelt worden, und so that uns die gastliche Aufnahme, die wir spät Nachmittags nach zwanzigstündigem Fahren und Fasten in dem Örtchen Keithsburg fanden, doppelt wohl. —

Während der am folgenden Morgen fortgesetzten Fahrt sahen wir Hunderte von Schildkröten, welche sich auf den aus dem Wasser ragenden Baumstämmen und Holzstücken sonnten, sofort aber verschwanden, wenn das geringste Geräusch unsere Annäherung verrieth. Die erste, welche die nahende Gefahr gewahrte, verließ ihren Sitz und alarmirte durch ihren Fall in's Wasser die übrigen Thiere. Ein, zwei Secunden lang folgte nun überall ein Plumpsen und Kopfüberstürzen, dann war nicht eine Schildkröte mehr zu sehen, wo vorher hunderte gewesen.

Weniger eilig hatten es die grünlich-braunen, dunkelfarbigen oder grau gestreiften Wasserschlangen, die, um dürre Zweige geringelt, nur dann den scheußlichen dreieckigen abgeplatteten Kopf erhoben, wenn ein Frosch oder ein graues Eichhörnchen ihre Ruhe störte. Reich vertreten war auch die Vogelwelt. In den Lüften schwangen sich weißköpfige Adler, Habichte und Falken von mächtiger Spannweite, während im seichten Wasser die Reiher auf Beute lauerten. Aus tiefem Walde klang das

Hacken der Spechte, das Gurren der wilden Tauben, von den Wassertümpeln her der vielartigen Enten und Gänse Geschnatter.

Die Insecten, die ich während meiner Reise beobachtete, correspondirten so ziemlich mit den in Deutschland heimischen Arten, nur schienen mir diese Arten mannigfaltiger zu sein. Da war unser deutscher Admiral, der Citronfalter und die sogenannte goldene Acht; neben dem unscheinbaren Weißling flatterten schweren Flügelschlages prächtige sammetschwarze Trauermantel und vielfarbige Segler, die Aristokraten des Schmetterlingvolkes.



Thierleben am Mississippi.

Über den Boden huschten die auch bei uns häufigen Laufkäfer, auch sah ich einen Pillendreher, der eine wohlgeformte, mehrere Millimeter im Durchmesser haltende Kugel vor sich her schob. Fremd waren mir nur die „Locusts“, eine Cicadenart, die wir einmal in solch ungeheueren Massen in dem Laubwerke eines kleinen Waldes fanden, daß der Zusammenklang der schrillen Stimmen dieser Milliarden von Thieren fast unser Reden übertönte. Diese Cicade, zolllang, mit kurzem dicken Leibe, rothbraunen Flügeldecken und ungeheuren rothen Augen, entwickelt eine solche Gefräßigkeit, daß die gleiche Begabung unseres Charlie, die ich immer mit stillem Grausen bewundert und als Höhepunkt aller irdischen Leistungen auf dem Gebiete der Freßkunst angesehen hatte, doch nicht annähernd in demselben Verhältnisse mit der Gier dieses Insectes stand. Und in der That, betrachtet man die mächtigen Freßwerkzeuge dieser, meist in zahllosen Schaaren erscheinenden kleinen

Gesellen, so wird es begreiflich, wie die ganze Belaubung der Obstgärten, der Waldbäume und der Strauchgewächse sozusagen über Nacht verschwinden kann.

Numerisch am reichsten vertreten von allem Gethier war aber unstreitig die Klasse der Netzflügler, die zumeist von ihrer Existenz auf die unverschämteste Weise Kunde zu geben pflegten. Die Moskitos vereinen die Findigkeit der deutschen Postbeamten mit der Hartnäckigkeit und Rücksichtslosigkeit der Nihilisten. Die kleinste Blöße des menschlichen Körpers wird ausgespürt, und sind zehn der blutgierigen Insecten an ein und demselben Platze geblieben, so sind tausend andere bereit, dieselbe Stelle einzunehmen. Ihr unglückliches Opfer, des ewigen Sichselbstohrfeigens endlich müde, hält zuletzt verzweifelt still und die satanischen Insecten bleiben Sieger. Wie oft, wie oft gedachte ich melancholischen Herzens des aus mittelalterlichen Tagen stammenden Spruches, den ich einst an einer Wand der Wartburg angeschrieben fand:

„Die vliege, wenn der summer hiz,
Ist der kühnste vogel, den ich wiz;
Dem Loewen wollt ich vrieden geben,
Liezen mich die vliegen leben.“

Zur massenhaften Erzeugung dieser kleinen Ungeheuer ist allerdings auch nichts so geeignet, als der sumpfige Boden der zahllosen Flußinseln, die zum großen Theile bei hohem Wasserstande überschwemmt werden, so daß die Bäume bis an die Aeste im Wasser stehen. Tritt die Fluth zurück, so bilden sich zahllose Tümpel und Lachen; der ganze Boden ist schlüpfrig und sumpfig, für menschliche Niederlassungen vollständig untauglich; höchst selten findet man eine halbverfallene Jägerhütte.

An einer solchen Insel landeten wir gegen Mittag und machten Jagd auf die zahlreichen Wasserschlangen, die theils zu widerlichen Knäueln zusammengeballt auf den sandigen Uferbänken umherlagen, theils in dem Laubwerke sich ringelten oder im Wasser ihrer aus Fischen und anderen Reptilien bestehenden Beute nachjagten. Unter dem Namen Mocassin-Schlange dem Volke bekannt, werden sie stets in großer Zahl in der Nachbarschaft der Flüsse und Sümpfe gefunden und bewegen sie sich vornehmlich gerne in dem das Wasser überhangenden Zweigwerk, aus welchem sie sofort in's Wasser gleiten, wenn ein verdächtiges Geräusch sie alarmirt. Menschen gegenüber ist die Mocassin-Schlange die Angreifende, sie richtet sich in die Höhe, öffnet das Maul für ein oder zwei Secunden und schnellt sich dann heftig vorwärts. Das Gift wirkt innerhalb weniger Minuten tödtlich.

Nachdem wir mehrere dieser scheußlichen Reptilien vom Leben zum Tode befördert hatten, kehrten wir zu unserem Boote zurück, und hatten uns kaum eingeschifft, als aus der Ferne fünf Boote des Ruderklubs der Stadt Burlington

heranschossen, um uns einzuholen. Nachdem die eleganten, buntbewimpelten Fahrzeuge ein hübsches Manöver ausgeführt hatten, wurden wir in die Mitte genommen und der in ein reizendes Thal eingebetteten Stadt Burlington zugeführt. Von allen Höhen, aus allen Villen wehende Tücher; Dampfer, Uferstrand, Dächer und Thürme waren bedeckt mit einer schaulustigen Menge, durch die wir nur mit Müh und Noth uns einen Weg zu unserem Quartiere bahnen konnten. Gleich darauf fuhr ich in Gesellschaft eines liebenswürdigen Landsmannes über sämmtliche, die Stadt umschließenden Hügel und probirte dann in der Nähe des in den Liebeshistorien der Burlingtonianer eine bedeutsame Rolle spielenden Prospect-Parkes eine Flasche des hierselbst gezogenen Weines, an dessen Geschmack man sich aber, wie an Leipziger Gose oder Lichtenhainer Bier, gewöhnen muß, um ihn lieb gewinnen zu können. Besser mundete mir der Blick von den Höhen hinab auf den majestätischen Strom, der namentlich zur Zeit der Hochfluthen, im Frühling, ein schier unfaßbares Bild gewähren muß. Dreißig englische Meilen weit ist dann der Fluß, eine endlose Wasserfläche mit tausenden von größeren und kleineren waldbewachsenen Inseln.

Von der etwa 21,000 Seelen starken Bevölkerung Burlingtons sind etwa ein Drittel Deutsche, und findet man unter ihnen die hervorragendsten Bürger der Stadt. Welches Ansehens sich das Deutschthum hier erfreut, möge der Umstand beweisen, daß unter den neun Stadträthen allein fünf Deutsche waren.

Von Burlington aus gelangten wir über Dallas und Madison, in deren Nähe der etwa drei Meilen breite Strom zahlreiche Sandbänke und niedrige Inseln bildet, nach der ehemaligen Mormonenstadt Nauvoo, die im Jahre 1840 unter der Führung des Propheten Joë Smith gegründet, acht Jahre später aber in Folge der entstandenen Streitigkeiten mit der Regierung nach vorheriger Niederbrennung des prachtvollen Tempels von den „Heiligen der letzten Tage" wieder aufgegeben und mit Utah, der bekannten späteren Niederlassung am Salzsee, vertauscht ward. Die berüchtigten Stromschnellen von Keokuk machten uns, dank dem hohen Wasserstande, nichts zu schaffen. Wir kamen glücklich hinüber und passirten demnächst Alexandria, einen unbedeutenden Ort, in dessen Umgebung die gesammte Städtegeographie des classischen Alterthums sich ein modernes Stelldichein gegeben zu haben scheint. Unweit von Alexandria liegen nämlich Arbela und Gaugamela, etwas entfernter Karthago und ähnliche archäologisch interessante Ortschaften. Charakteristisch für diese an's Komische streifende Vorliebe der Amerikaner für historische Reminiscenzen ist der Lebenslauf eines bekannten amerikanischen Politikers. Der Mann war nämlich von einer aus Ninive stammenden Mutter in Karthago geboren, genoß in Rom seine Erziehung, lebte dann in Athen, heirathete in Syrakus

eine Jungfrau aus Sparta, starb in Troja und liegt in Memphis begraben. Gott Pluto hab' ihn selig!

In das Reich des Pluto wären wir übrigens auf unserer Weiterreise nahezu selbst hinabgestiegen. Das war jenseits des Ortes Hannibal.

Schon begann die Sonne zu sinken, als wir plötzlich ein dumpfes Rauschen vernahmen und zugleich eine lange Reihe von schweren, in das Flußbett gerammten Pfählen vor uns sahen. Wir waren, ohne es zu bemerken, in einen Seitenarm des Mississippi gerathen, der hier einen etwa zehn Fuß hohen Wasserfall bildet. Hier hieß es nun entweder zurück oder hinüber, und rief ich dem in seinem Schwimmanzuge weit sichereren Boyton zu, die Passage zuerst zu versuchen. Von der Fluth hinabgerissen, schoß dieser auch in jähem Sturze die sausenden Wasser hinab, und gleich hinterher das Boot, welches der Neger zu nahe an den Fall gebracht hatte und nun nicht mehr zurückhalten konnte. Aschgrau im Gesichte klammerte sich der arme Schwarze mit Händen und Füßen fest und schrie zum Gotterbarmen. Die Ruder waren ihm entfallen und trieben im Strome dahin, wie ein Pfeil flog das Boot dem Wasserschwalle entgegen, hinunter ging's in jähem Sturze, die Wogen schlugen über ihm zusammen und schon glaubte ich, daß wir verloren seien, als das Boot plötzlich wild aufbäumte, und in schnellem Treiben dem Wirrsale entrann. Die Ueberfahrt war gelungen, doch hatten wir eine Menge Wasser im Boote und der Neger war, wie Boyton wenigstens behauptete, vor Schreck so weiß wie eine Wand geworden. Nachdem wir das Wasser ausgeschöpft und die Ruder aufgefischt hatten, setzten wir die Fahrt fort und langten gegen Mitternacht, von den Moskitos fürchterlich zerstochen, und gerade vor Niedergang eines äußerst schweren Gewitters in Louisanna an, wo wir den nächsten Morgen, da es fort und fort regnete, damit verbrachten, uns alter Briefschulden zu entledigen. 14 Tage lang hatte er's getragen, länger trug er's nicht, der Capitän nämlich, dessen Seele sich nunmehr in einem langathmigen, zwölf Seiten starken Liebesbriefe an die Schöne von La Crosse erging, welche sein Ruder mit einem Bande geziert hatte.

Mit dem Leuchten seiner Augen drang auch die Sonne durch die Wolkenschleier und kurz nach Mittag machten wir uns auf, um die Nacht hindurch bis Alton zu fahren. Je mehr wir nun dem Süden zueilten, desto üppiger, wilder und großartiger wurde die landschaftliche Scenerie. An den Uferborden reckten ungeheuere Bäume ihre zackigen Äste aus dem undurchdringlichen Gestrüpp von Blätterwerk und Schlingpflanzen hervor; wilder Wein schwang sich in erstaunlicher Fülle an den Stämmen hinauf und sandte dann von den Wipfeln aus seine Ranken in weiten Bogen wieder zum Erdboden hernieder. Hier und dort ragten wie

Wartthürme die nackten, abgestorbenen Greise des Waldes über das unendliche Meer buntfarbiger Baumwipfel empor, Ausgucke für Schaaren von Habichten, Bussarden, Reihern und Aasgeiern. —

Und nirgend war ein menschliches Wesen, nirgend ein Anzeichen, als habe ein Mensch je zuvor diese dichten Wälder betreten.

Wunderbar waren die Abende. Um diese Zeit flammte das ganze Firmament in kupferfarbener Gluth und wie ein weites Meer voll glühenden Metalles erschien die ohne Wellenschlag, ohne jede sichtbare Bewegung dem Süden zutreibende Wasserwüste, umgrenzt allein durch zwei lange, schwarze Uferlinien, deren Ende hinter den tiefdunklen Silhouetten einiger großen Inseln verschwand.

Der ganzen Region des Mississippi sind diese Schauspiele außergewöhnlich großartiger Sonnenuntergänge eigen, und kann ich mich nicht erinnern, irgendwo, hüben oder drüben, diese an und für sich wundersamen Scenen in annähernd gleicher Pracht gesehen zu haben. Der majestätische Strom giebt die flammenden Farben des Firmamentes in all ihrer Gluth zurück, wir schwimmen dahin in einem Farbentraum, dem keine Kunst, keine Schilderung gerecht zu werden vermag. — —

Fliegend schnell kam die Dämmerung. Während im Westen noch gluthrothe Wolken zogen, lagerte im Osten schon bleischweres Dunkel, aus dem bald da, bald dort ein Stern aufleuchtete. — Und dann kam die Nacht, und aus den schwarzen, gespenstigen Massen am Ufer, in denen kein menschliches Auge mehr etwas erkennen konnte, scholl der Eule dämonisches Lachen und des Ochsenfrosches seltsames Blasen, während allenthalben roth, grün, gelb und blau phosphorescirende Funken aufleuchteten, um sofort wieder zu verschwinden.

Wir fuhren die ganze Nacht, schweigend; erst als der Thau sich senkte, landeten wir an einem felsigen Ufer, wo hohe Sandsteingebilde steil gegen den Strom hin abfielen. Bald loderte an dem abenteuerlichen Plätzchen ein hohes Feuer empor, unter dessen Wärme wir uns dem Schlafe ergaben, aus dem wir erst durch das Schnauben eines aufwärts keuchenden Dampfers geweckt wurden.

Der zwanzigste Tag unserer Reise ward infernalisch heiß und brachte nicht weniger als fünf Gewitter, von denen das dritte von einem Sturme begleitet war, daß wir wohl unrettbar verloren gewesen wären, hätten wir auch nur eine Minute später den Strand einer Insel erreicht. Während der Orkan mit einer Wuth ohne Gleichen dahinraste, schwere Bäume und mannsdicke Äste wie dünnes Rohr zersplitterte, Alles rings umher krachte, Blitz und Donner unaufhörlich einander folgten, standen wir alle drei bis zum Halse im Wasser, um unser Boot zu schützen, das von den wüthend anstürmenden Wellen gegen die Bäume geschlagen zu werden drohte. Dazu schoß ein fürchterlicher Regen aus den zerrissenen Wolken hernieder.

Nach einstündigem Harren war auch das überstanden und wir schwammen an der Mündung des Illinois und an den seltsamen Kalksteinformationen vorüber, die sich von hier bis Alton das ganze Flußufer entlang ziehen und von welchen einige indianische Malereien tragen. —

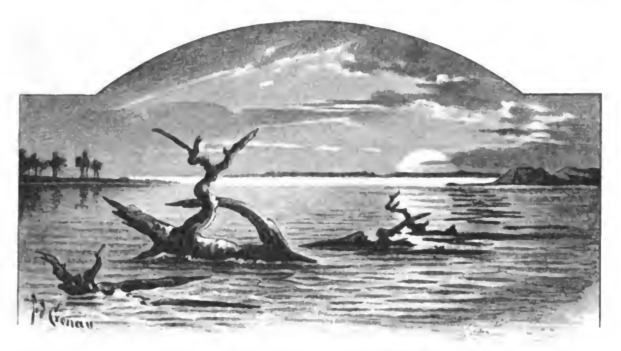
Bei Sonnenuntergang zeigte der Himmel eine so unheimliche Färbung, wie ich es nie vorher gesehen. Das ganze Firmament glich einem Höllenpfuhle und von Norden her kam wieder ein Gewitter, dessen schaurig beleuchtete Wolkenmassen sich gleich einer geschlossenen Reihe von Tod und Verderben bringenden Armeekörpern zusammenballten, bevor sie sich anschickten, den Strom zu überschreiten. So furchtbar war der Anblick, daß unser armer Neger in Rückerinnerung der vielen schon überstandenen Strapazen allen Muth verlor und zu weinen anfing. Ich jagte ihn von den Rudern fort und trieb das Boot in ein dichtes Weidengestrüpp, um hier den Sturm zu bestehen; doch ging diesmal derselbe glücklicherweise an uns vorüber. Die Wolkenberge zogen nach Süden, und bis zum späten Abend sahen wir denselben grelle Blitze enteilen, von denen eine ganze Zahl nicht einen zickzackähnlichen Lauf, sondern den Charakter einer kurzen, sehr heftigen Explosion hatten, und also zu den zumeist nur in heißeren Gegenden vorkommenden Kugelblitzen zählten.

Wir befanden uns in einer Periode von fürchterlichen Stürmen und Gewittern; Cyclone und Tornados durchrasten das Land, und die Zeitungen waren mit Berichten gefüllt über entsetzliche Verluste an Gut und Menschenleben.

Diese Stürme treten im Mississippithale alljährlich auf und haben namentlich in den letzten Jahren eine so verheerende Kraft entfaltet, daß sich der Bewohner der gefährdeten Regionen bei jedem Anzeichen drohender Witterung ein Schrecken bemächtigt.

Nachdem wir am 19. Juni wiederum ein heftiges Gewitter erlebt hatten, sahen wir uns um 2 Uhr Mittags dem fraglos interessantesten Punkte der ganzen Reise gegenüber: der 18 Meilen oberhalb St. Louis sich vollziehenden Vereinigung des Missouri mit dem Mississippi.

Welch eine Mesalliance! Der stolze grüngoldige Flußgott verbindet sich mit einer abscheulich schmutzigen Plebejerin! Freiwillig nicht; heimtückisch wird er überfallen und überwunden. Wie ein Riese sträubt sich der Mississippi gegen die Umarmung seiner gewaltigen Gegnerin; wild brausend quirlen die verschiedenfarbigen Fluthen durcheinander, hier wirbelt noch eine der krystallklaren Mississippiwellen empor, als strebe sie Licht und Freiheit wieder zu gewinnen. Aber schon im nächsten Momente wird sie von jener gelben undurchsichtigen Lehmfluth verschlungen, die der Amerikaner mit dem treffenden Namen „big muddy“, „der große Schlamm“ bezeichnet hat.



Die Mündung des Missouri in den Mississippi.

Die Benennung der nunmehr vereinten Wasserläufe mit dem Namen „Mississippi“ ist unstreitig ein geographischer Irrthum. Der Charakter des schönen Stromes, der bisher diesen Namen führte, ist mit einem Schlage verschwunden, er ist untergegangen in den Fluthen des Missouri, welcher von nun an der ungeheueren, gen Süden strömenden Wasserfläche wie auch den Uferlandschaften sein eigenartiges Gepräge verleiht. Wir schwimmen nicht mehr auf den Wellen des vornehmen, stolzen Mississippi mit seinen lieblichen Ufern und reinlichen Sandbänken, sondern schießen auf einer wüthenden, kochenden Strömung dahin, die angefüllt ist mit ewig wandernden Schlammbänken, die von zerrissenen Ufern umgrenzt wird, deren unternagte Erdmassen fortwährend dumpfen Falles in die wirbelnde Fluth hinabstürzen. Also in Wahrheit mündet der Mississippi in den Missouri! Nicht allein, daß der Lauf des Letzteren um einige hundert Meilen länger ist, sondern er führt auch eine bei weitem größere Wassermasse herzu und ist demnach als der Hauptquellarm des Stromsystems zu betrachten.

Die hier klar gelegte geographische Unrichtigkeit fand ihren Ursprung in dem Umstande, daß man den Missouri weit später entdeckte, als den oberen, mittleren und unteren Lauf des Mississippi. Wäre das gewaltige Stromsystem des Missouri früher bekannt geworden, so würde man wohl zweifellos diesen als Hauptstrom angenommen haben.

Interessant ist hier noch ein zweiter Punkt.

Der majestätischen Länge des Mississippi entspricht eigentlich nicht sein Wachsthum in die Breite, die für die letzten 2000 englische Meilen beinahe dieselbe

bleibt. Während sie bei Davenport schon über eine halbe Meile beträgt, ist sie trotz des Zuflusses der ungeheueren Wassermassen des Missouri bei St. Louis nicht wesentlich vergrößert, auch machen die mächtigen südlichen Nebenflüsse keinen merklichen Unterschied in der anscheinenden Größe des Stromes. Nahe der Mündung sogar wird er enger und enger. — Dagegen ist aber das Wachsthum der Tiefe staunenerregend. Bei St. Louis sind Tiefen von 80 bis 100 Fuß, bei Vicksburg von 120, bei New Orleans von 138 bis 180 Fuß, ja an einigen Stellen will man Tiefen bis zu 225 Fuß gefunden haben.

Will man erst recht ein klares Bild von der Größe des Mississippi und seiner Bedeutung für den Handelsverkehr und die sich in seinem Gebiete entwickelnde Industrie gewinnen, so müssen wir Zahlen zu Hülfe nehmen und zunächst bemerken, daß das Mississippi-Flußsystem 1,238,642 englische Quadratmeilen oder 41 Procent des ohne Alaska 3,025,502 Quadratmeilen großen Areales der gesammten Vereinigten Staaten umfaßt. Der schiffbaren Nebenflüsse des Mississippi sind circa 45 und erstrecken sich dieselben über 16,000 Meilen vom Golf von Mexiko im Süden bis nach den nordöstlichen großen Seen und den Alleghany-Gebirgen.

Die Bevölkerung innerhalb dieses Flußsystems beträgt 43 Procent der Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten, welche sich jetzt auf weit über 60 Mill. Einwohner beläuft. Das Mississippi-Flußthal bildet das geographische Centrum der Republik; auch der Schwerpunkt der Gesammtbevölkerung ruht in diesem Thale, welches wohl das größte in der geographischen Welt ist und das große afrikanische Congo-Thal überragt. Die gesammte Agrikulturproduktion in diesem Mississippi-Thale beziffert sich auf 1520 Millionen Dollars; die Milch-, Fleisch- und Gartenproduktion beträgt 370 Millionen Dollars; die Manufakturprodukte sind auf 1762 Millionen Dollars angegeben; die Produkte in den Bergwerksminen betragen 176 Millionen Dollars; genug, die Gesammtsumme der Produktion im Mississippi-Thale beziffert sich jährlich auf nahezu 4000 Millionen Dollars.

Der Ausfluß dieses großen Flußsystems in den Golf von Mexiko ist ein natürlicher Fingerzeig auf den Transporthandel zu Wasser mit Mexiko, Central- und Süd-Amerika. Wenn dieses Mississippi-Flußthal, welches viele Millionen noch unbesiedelten Ackerlandes umfaßt, einmal unter voller Cultur sich befindet, wenn ferner die beide Oceane verbindenden Panama-, Nicaragua- und Tehuantepec-Kanäle vollendet sind, so daß die Schiffahrt des großen Mississippi-Flußthales beide Oceane, Central- und Süd-Amerika wie Indien, China, Japan &c. erreichen kann, dann wird sich erfüllen, was Gladstone prophetisch über die Vereinigten Staaten erklärt: „Die Vereinigten Staaten sind es allein, welche in der Zukunft

das Handelsprimat uns Engländern entreißen werden. Im großen Haushalte der Welt werden die Vereinigten Staaten das Haupthandwerkszeug bilden, und ihre Dienste werden die praktischsten und die nützlichsten sein." —

Von der mächtigen Strömung der vereinten Wasserläufe des Missouri und des Mississippi getragen, eilten wir nun in beschleunigtem Tempo der Metropole der mittleren Staaten der Union, St. Louis, entgegen. Unabsehbare Häuserlinien, von zahlreichen Thürmen überragt, tauchten endlich am Horizonte auf und nahmen immer deutlichere Umrisse an; auch die mehr und mehr sich häufenden riesengroßen Ankündigungen von allerhand wohlthätigen Patentmedizinen und sonstigen Quacksalbereien verkündeten nach amerikanischer Weise die große Stadt.

Je mehr wir uns St. Louis näherten, desto rascher wuchs die Flotille von Fahrzeugen aller Art an, welche Capitän Boyton und unserem im Schmucke aller Flaggen prangenden Boote das Geleit gab, desto dichter drängte sich die Menge, welche die Ufer belebte. Und als wir, eingeholt von mehreren Dampfern, der gewaltigen Steinbrücke zusteuerten, welche, ein Wunderwerk modernen Geistes, hier in drei mächtigen Bogen den Strom überspannt — Herr des Lebens, welche Menschenmassen! Schwarz überlagert waren Uferböschung, Brücke, Werfte, Dampfer und Häuser, und überall ein Hüteschwenken und Hurrahrufen, als solle ein neuer Messias bewillkommnet werden.

Angesichts dieser Menge, deren Zahl von den Zeitungen auf über 40,000 Menschen angegeben wurde, kamen nun die Vertreter der gesammten Presse von St. Louis auf einem besonderen Dampfer uns entgegen und übernahmen mit ihrem Boote die Führerschaft der Flotte von Fahrzeugen aller Art, in deren Mitte Capitän Boyton, seine Cigarre rauchend, schwamm. Das Schauspiel, welches sich nun entwickelte, war echt amerikanisch. Ohne Unterlaß tönten als Begrüßung die gellenden Signallaute unzähliger an den Ufern liegender Dampfer; vom Deck des führenden Steamers krachten fortwährend Kanonenschläge, während Boyton, unablässig schwimmend, ein wahres Schnellfeuer von Raketen eröffnete. Mir ward des gräulichen Spectakels endlich zu viel und begab ich mich an Bord des Dampfers, um im Kreise der Herren Collegen von der Feder mich an einem Trunke Bieres zu laben. Wir hatten unterdeß den mittleren Bogen der Riesenbrücke passirt und landeten, von der ungeheueren Menschenmenge schier erdrückt, am Fuße der Poplar-Straße, von wo wir uns nach dem Lindell-Hotel begaben.

Wir beschlossen, in St. Louis zwei Tage der Erholung zu widmen und benutzte ich diese Zeit, um mich kopfüber in das bewegte Treiben der Großstadt zu stürzen. St. Louis hat ein wahrhaft rapides Wachsthum zu verzeichnen. Im Anfang dieses Jahrhunderts noch keine zweitausend Einwohner zählend, hat es

deren jetzt über 350,000 und auf Meilen und Meilen zieht sich die Metropole des Westens längs des Mississippi dahin, denselben überall umgürtend mit colossalen Waarenhäusern, Magazinen und ausgedehnten Fabriketablissements. Ganze Dampfergeschwader und zahllose Frachtschiffe bilden die Verkehrsmittel auf der gewaltigen Wasserstraße, während auf festem Lande zahlreiche Eisenbahnen nach allen Richtungen der Windrose dahineilen. Wie jede andere amerikanische Großstadt, so hat auch St. Louis eine Unzahl von Kirchen, prächtigen Schulen, Bibliotheken und Parks, seine himmelanstrebenden Eisengebäude, kostbaren Sandsteinpaläste, sein halbes Hundert täglicher und periodischer Zeitungen, seine Wasserleitungen und Feuerlöschanstalten.

Als ich in den Nachmittagstunden des Tages unserer Ankunft in St. Louis in Gesellschaft eines Landsmannes durch die Straßen flanirte, führte der Weg an einer Negerkirche vorbei, in welche wir eintraten, da es schon längst mein Wunsch gewesen war, eine solche zu besuchen. Das Gebäude, welches diesem Zwecke diente, sah ziemlich verwahrlost und heruntergekommen aus, und der Eindruck wurde nicht besser, als wir uns mit Müh und Noth die sehr wackelige Treppe hinaufgearbeitet hatten. Der als Betsaal dienende Raum war schrecklich öde; außer zwei großen Kerzenhaltern sah man nirgend einen künstlerischen Schmuck oder eine Verzierung. Die Mehrzahl der Andächtigen bestand aus Frauen aller Hautschattirungen der schwarzen und Mischlingsrace. So reich die Abstufungen der Hautfarbe aber auch waren, die Musterkarte der Costüme war noch reicher, — recht knalliges Gelb und Roth schienen die beliebtesten Farben zu sein. Schönheiten konnte ich unter den papageienbunten „ladies“ nicht entdecken, dagegen aber machte sich ein ganz eigenartiger Geruch, ein Seelenduft bemerkbar, der selbst Professor Jäger vielleicht etwas gar zu bestimmt gewesen wäre.

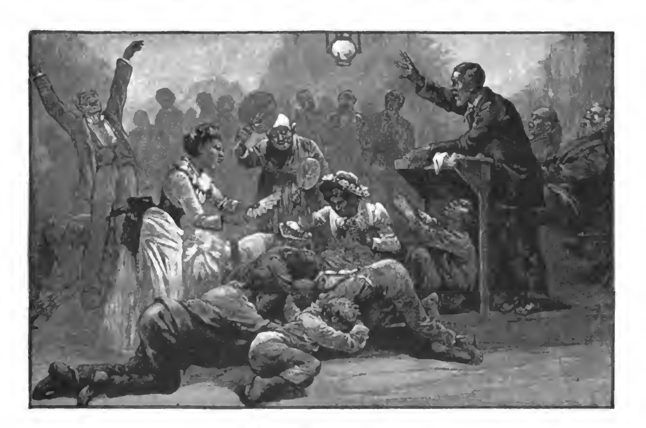
Der Negerpastor verstand sein Geschäft, ohne Frage, — nur mußte ich mir den mit einem schoflen schwarzen Gesellschaftsanzuge bekleideten langen hageren Gesellen unwillkürlich in einem Costüme von Pantherfellen und Straußenfedern und inmitten eines großen Kreises gleichbekleideter, speertragender Krieger denken, dieselben zum wüthenden Kampfe gegen einen feindlichen Nachbarstamm anfeuernd. Ein schwarzer Napoleon steckte in diesem armseligen Fracke; so überzeugend, so unwiderstehlich wußte der Kämpfer für das Reich Gottes zu reden, so gewaltig war sein Mienen- und Gebärdenspiel, daß die Zuhörer alles ringsumher vergaßen und nicht allein den eifrigsten Antheil an dem Vortrage nahmen, sondern auch durch laute Zurufe ihre Beifallsäußerungen kund gaben.

„Yes!“, „indeed!“, „that's it!“ so scholl es bunt durcheinander, von Männern, Weibern und Kindern. —

Und was war der Inhalt der Rede? Der Pastor wollte Geld für eine neu

zu erbauende Kirche, und als Thema für seine Rede hatte er den Bibelabschnitt gewählt, in welchem geschildert ist, wie die Kinder Israels, als es den Bau eines Tempels galt, sich all ihres Goldes und ihrer Kleinodien, ja ihrer Gewänder entledigt hätten, was zu thun der schwarze Seelenhirt seinen schwarzen Schafen nun auch empfahl.

Wie aber die Kinder der Welt von Tag zu Tag verderbter, selbstsüchtiger und der Aufopferung immer weniger fähig werden, so hatte man auch hier die



Der Erfolg einer Negerpredigt.

Rede „splendid" gefunden und den eifrigsten Antheil an derselben genommen, als aber die Sache schließlich zum Klappen kam und die Aufforderung erging, die Scherflein auf den Altar niederzulegen, da erschienen nur Wenige zu diesem Acte, und keine einzige der anwesenden Schönen machte sich bereit, ihren Schmuck oder gar ihre Gewänder für die gute Sache hinzugeben.

Interessant war noch der Schluß der Andachtsübung. Nachdem die Verse eines kirchlichen Liedes in allen möglichen und unmöglichen Tonarten gesungen worden waren, fiel Alles nieder zum Gebete, aber trotz dieser ernsten Scene konnte ich mich beim Anblicke einzelner Gruppen doch eines stillen Lächelns nicht erwehren: hier lagen einige ladies, bunt wie Fasanen, und schnitten Gesichter gleich melancholischen Hühnern, dort hing ein alter Kirchenvater so über die Brüstung seines

Stuhles herüber, daß es den Eindruck machte, als habe Jemand einen leeren Frack über die Lehne gehängt.

Vor uns aber hatte sich ein würdiger Negervater, dessen Kopf ein riesiger, von grauen Locken umgebener schwarzer Mondschein war, angesichts dessen ich Freiligrath's vielfach angefochtenen Vers aus dem Mohrenfürsten

„So tritt aus schimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle hervor"

zum ersten und einzigsten Male verwirklicht und bewahrheitet sah, in seiner Inbrunst unter die Bank verkrochen und stieß hier Jammerlaute aus, die mir anderswo den festen Glauben beigebracht hätten, daß der Erzeuger derselben von fürchterlichen Kolikanfällen heimgesucht sein müsse.

Ist, zum Leidwesen aller Amerikaner, die allzugroße Nähe des Negers im Sommer keineswegs angenehm, so wird dieselbe geradezu fatal, wenn er in religiöse Ekstase geräth, und da die Beschaffenheit der Atmosphäre mit dem Fortschritte der wirklich prächtigen Rede sich stufenweise verschlechtert hatte, so nahmen wir alsbald Stock und Hut, um an die frische Luft zu kommen. —

Ich würde mich der Undankbarkeit bezichten müssen, wollte ich nicht des schönen Abends gedenken, den mir die Mitglieder des deutschen Künstlervereins zu St. Louis bereiteten. Die Mitglieder dieser Gesellschaft, echte Pioniere der Kunst, hatten ein so schönes und reichhaltiges Programm an musikalischen und deklamatorischen Vorträgen zusammengestellt, daß mir die Stunden in dieser westlichsten Kunstoase der Neuen Welt wie im Fluge verrannen. Eine bleibende Erinnerung an diesen genußreichen Abend wurde mir noch durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede des Vereins zu Theil.

Am Mittwoch, dem 22. Juni Nachmittags erfolgte unsere Weiterreise unter ähnlicher enthusiastischer Theilnahme des Publikums wie bei unserer Ankunft. Boyton kroch wieder in sein Gummigewand, ich in meine Matrosenbluse, dann ging es per Wagen zum Mississippiufer hinab. Da wir eingeladen waren, an der Brauerei der berühmten Firma Anhäuser anzulegen, so fuhren Charlie und ich in dem Boote voraus und dort wurde nun das letztere mit einer ganzen Kiste des von der Firma gebrauten famosen Exportbieres beladen. Nachdem wir die Ankunft Boyton's abgewartet, ging es weiter, an großartigen Schmelzhütten und Gießereien vorüber, die gewaltige Rauchwolken und Feuergarben zum abendlichen Himmel emporsandten und in dem abendlichen Dunkel unheimlich wie Vulkans Werkstätten aussahen. Reißend schnell brach die Nacht herein und bald konnten wir die allenthalben am Ufer stehenden Menschen nicht mehr erkennen. Allgemach verschwanden auch die letzten Zeichen, welche an die hinter uns liegende Stadt gemahnten, ab

und zu pustete noch ein Dampfer mit seinen Feueraugen an uns vorüber, dann ward Alles still. Die Wasser wogten stromab, wallten auf und nieder und am nächtlichen Himmel begannen die Sterne ihren ewigen Lauf, — wir aber trieben dahin auf der von endlosen Wäldern umschlossenen Wasserwüste. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch und lauschten dem Treiben der riesigen Katzenfische, die manchmal gleich urweltlichen Ungeheuern halben Leibes über die Oberfläche des Wassers emportauchten und schnaubend dahinfuhren. Von Müdigkeit übermannt, kamen wir im Morgengrauen an die in der Nähe des Ortes Kaskaskia gelegene gleichnamige Schlucht, in welche wir einbogen, um eine Krümmung des Hauptstromes abzuschneiden. Die Wasser, die sich durch diesen engen Canal zwängen, trugen uns mit einer wahrhaft reißenden Schnelligkeit dahin, so daß wir die etwa 7—8 englische Meilen betragende Länge des Canals in kaum $^3/_4$ Stunden zurücklegten. Der Tag verging ohne sonderliche Abenteuer, wir berührten einige kleinere Ortschaften, die sich schon durch die Namen „Wittenberg" und „Hamburg" als deutsche Niederlassungen zu erkennen gaben. Nachmittags passirten wir an einigen inmitten des Stromes stehenden seltsam geformten Felsbildungen vorüber, dem sogenannten „Großen Thurme", dem „Teufelsbackofen", dem „Teufels-Theetisch" und anderen ähnlich grotesken Formationen mehr.

Da wir, um recht bald unser Ziel, die Ohiomündung, zu erreichen, beschlossen hatten, die zweihundert Meilen betragende Entfernung zwischen St. Louis und diesem Punkte ohne jeden Aufenthalt zurückzulegen, so fuhren wir auch die folgende Nacht hindurch, ohne Ruhe gehalten zu haben. Durch die Anstrengung der Reise einestheils, anderntheils auch durch die Menge des genossenen Bieres übermannt, fiel Charlie aber während der ihm zufallenden zweiten Nachtwache in Schlaf, verlor beide Ruder und so trieben wir, da am Tage zuvor das Steuer des Bootes unbrauchbar geworden war, gänzlich hülflos auf dem wild rauschenden, von „snags", Wirbeln und Untiefen erfüllten Flusse dahin, fürwahr, keine sonderlich beneidenswerthe Lage in der stockdunklen Nacht. Unser Ruf nach Boyton blieb ungehört; gleichfalls eingeschlafen, war er, sein Doppelruder im Arm haltend, an der anderen Seite einer großen Insel vorbeigetrieben und befand sich weit entfernt von uns. Die Situation ward immer kritischer, manchmal hörten wir, wie das Wasser ganz in unserer Nähe gleich einem rauschenden Mühlbache um irgend einen uns unerkennbaren Gegenstand dahinwirbelte, ein andermal wie es sich tosend an einem Baumstamme brach, dessen Wurzeln in dem schlammigen Grunde fest verankert waren. Endlich war es mir gelungen, den Doppelboden unseres Bootes aufzureißen und zimmerte ich nun aus den Brettern desselben mit Hülfe meines Faschinenmessers ein paar Nothruder, welche auch glücklicherweise bis zum Endpunkte unserer

Reise Stand hielten. Boyton kam gegen Morgen, immer noch schlafend auf dem Wasser dahintreibend, wieder in Sicht.

Während unserer weiteren Fahrt erschien mir der untere Mississippi nun keineswegs so uninteressant, als er den in Dampfbooten flüchtig dahinziehenden Reisenden erscheinen mag, und deren Schilderungen der „Vater der Ströme" zwar den Ruf des majestätischsten, aber zugleich auch des langweiligsten Wasserlaufes der Erde verdankt. Um das Interessante des Flusses beobachten zu können, ist es allerdings in erster Linie erforderlich, nach Willkür sich vorwärts bewegen oder rasten zu können, wozu der auf den Raum des Dampfers beschränkte und an diesen gebundene Reisende keine Gelegenheit findet.

Von hohem Interesse schon sind die unzähligen Stromwindungen, hier „bends" genannt. Der ruhelose, mächtige Strom unterliegt allenthalben beständigem Wechsel; bald fließt er, durch keine Insel getheilt, breit wie ein Meer dahin, bald theilt er sich in verschiedene Arme, von denen der bedeutendste in eigener Laune einen meilenlangen Bogen beschreibt, während die schmäleren unbeirrt gen Süden eilen, um dann mit ihrem reumüthig zurückkehrenden, stärkeren Bruder wieder zusammenzutreffen. Im nächsten Frühjahr, beim Eintritt der Hochfluth, wendet sich die Hauptmasse des Stromes vielleicht gerade einem der engeren Canäle zu, thürmt, denselben gewaltsam erweiternd, vor dem Ein- und Ausgange des bisherigen Hauptarmes mächtige Sandbänke auf, die immer höher und höher werden und schließlich die Stromfläche übersteigen. Weiden entsprießen dem neuen Ufer, mit ihrem festen Wurzelwerk in kurzer Zeit den Sand zu einer festen Masse verbindend. So wird das alte Strombett verschlossen, ein See ist gebildet, der keine Verbindung mehr mit dem Flusse besitzt und dem Volke nur als „Old River" bekannt ist. Höchst interessant ist noch der Umstand, daß infolge dieser Neigung des Mississippi zum Durchschneiden der Halbinseln der Stromlauf innerhalb des letzten Jahrhunderts wesentlich kürzer geworden ist. Im Jahre 1722 verkürzte sich der Strom dadurch um 33 Meilen, daß er die Kurve bei Port Hudson in Louisiana durchbrach. Auf dieselbe Weise wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts der Strom um weitere 30 Meilen verkürzt, indem der „Raccourci Cut-off" geschnitten wurde. In welch' großartigem Maßstabe diese Veränderungen des Stromlaufes und die Verlegung des Bettes vor sich geht, kann man aus der einfachen Thatsache ersehen, daß die Länge des Stromes zwischen Cairo und New Orleans, die im Jahre 1721 noch 1173 Meilen betrug, heute nur noch 942 Meilen beträgt. Demnach verkürzte sich der Fluß innerhalb der letzten 160 Jahre um 231 Meilen!

Derartige ehemalige Strombetten, jetzt zumeist halbmond- oder S-förmig gestaltete Lagunen, Sümpfe und Seen leuchten überall durch die Baumgruppen, sie

liegen bis auf 50 Meilen vom gegenwärtigen Stromlauf entfernt, von der Hochfluth her auch zahllose kleinere Tümpel und trostlose, fieberhauchende Sümpfe, die nur von widrigen Reptilien und den auf dieselben Jagd machenden Pelikanen und Stelzvögeln belebt sind.

Die menschliche Bewohnerschaft dieser Striche ist vorwiegend dunkel, und diese dunkle Farbe tritt immer stärker hervor, je weiter wir nach Süden gelangen. In Cairo schon machen die Neger den Hauptbestandtheil der Bevölkerung aus und die Hütten, welche von diesen krausköpfigen Gentlemen bewohnt werden, haben gerade so viele Löcher, wie die armseligen Fetzen, mit denen die Stammesgenossen „Onkel Tom's" Toilette gemacht haben.

Am 24. Juni, früh 11 Uhr, waren wir nach einer Fahrt von fünfundzwanzig Tagen und fünf Nächten am Ziele unserer Reise, der Mündung des Ohio, wohlbehalten angelangt. Von diesem Punkte aus hatte Boyton schon früher, im Jahre 1879, den unteren Lauf des Mississippi bis zum mexicanischen Meerbusen genau in derselben Weise bereist, wie diesmal den oberen Theil des Stromes in meiner Gesellschaft. Ich drückte dem wackeren Capitän herzlich die Hand und gratulirte ihm zu der glücklichen Beendigung seines außergewöhnliche Ausdauer und Energie bekundenden strapaziösen Unternehmens, das er durch seine letzte einundvierzigstündige Tour, während welcher er, ohne das Wasser nur einen Augenblick zu verlassen, zweihundert Meilen zurückgelegt, so schön gekrönt hatte. Hell klangen die Gläser aneinander, und in echtem deutschen Gerstensafte tranken wir uns zu auf ein lebenslängliches Gedenken unserer nunmehr beendeten, gemeinschaftlichen Mississippifahrt.





Auf den Jagdgründen der Dakotas.

In Gesellschaft des Fischmenschen war ich von Cairo nach St. Louis zurückgekehrt. Während nun Boyton sich wieder nach dem oberen Mississippi begab, verblieb ich einige Wochen in St. Louis, um die während unserer Fahrt gesammelten Reiseeindrücke zu fixiren und meine Skizzen auszuführen. Es fielen diese Wochen in die Monate Juni und Juli, in eine Zeit, wo fast ein jeder Tag eine Vorstudie zum Fegefeuer war.

Mit eiserner Consequenz hielt sich das Quecksilber zwischen 100—110° Fahrenheit im Schatten, die Wirkungen der Sonnenglut waren geradezu Schrecken erregend, die Zeitungen führten tagtäglich Listen von Personen, die in Folge von Sonnenstich und Hitzschlag verschieden waren. Durch das wochenlange Verweilen in der sonnendurchglühten Stadt war ich körperlich ziemlich heruntergekommen, aller Schaffensdrang, jede Triebkraft waren wie gelähmt, und folgte ich darum doppelt freudig einer Einladung meines Freundes, des Congreßmitgliedes P. V. Deuster, mit ihm einige Zeit auf seinem Tuskulum am blauen Michigansee zu verbringen. Die in seinem gastlichen Hause, in seiner trauten Familie verlebten Wochen sind mir die liebsten Erinnerungen, die mich mit Amerika verknüpfen.

War der Tag in Arbeit dahingeflossen, so führte uns am Abende ein Weg nach Durchschreitung einiger Wiesengründe in einen hübschen Wald, der gegen den Michigansee in einen steilen Abhang endigte.

Hier war unser Lager, und vor unseren Blicken breitete sich in wunderbarer Bläue der Spiegel des mächtigen Binnenmeeres aus. Kein Wölkchen zog am Himmel, keine Welle kräuselte das Wasser, überall die Ruhe eines Feiertages; nur ganz in der Ferne, wo Meer und Himmel zusammenflossen, zogen, riesigen Schwänen vergleichbar, einige weißleuchtende Segel dahin.

Hundert Fuß unter uns aber schlugen die Wellen an's Ufer in regelmäßigem Gang, die uralte, süße, trauliche Meermusik.

Wir saßen am Uferhang, spielten gedankenlos mit den Blumen in unserer Hand und spannen süße Träume, die mit den leuchtenden Segeln in die Ferne zogen, vielleicht aber auch an der neben uns sitzenden reizenden Mädchengestalt hafteten. — Träume — —

Dann kam der Abend. Das Sonnenlicht verblaßte mehr und mehr; leichte Schatten senkten sich still und sanft, unmerklich leise über Meer, Wald und Wiesen; sie gossen in's Herz ein wunderbares Gemisch von süßem Sehnen und stillem Entsagen, ein Gefühl des Glückes, daß wir dies die Seele erhebende Naturbild gesehen, ein Gefühl der Wehmuth, daß wir wieder von ihm scheiden mußten. —

Mit Boyton hatte ich verabredet, am oberen Missouri zusammenzutreffen, um in seiner Gesellschaft auch diesen interessanten Strom zu befahren. Leider aber waren Ort und Zeit des Zusammentreffens nicht genau genug bestimmt worden und so erging es mir, wie der armen Evangeline, welche der Dichter auf ihrer jahrelangen vergeblichen Suche nach ihrem Geliebten immer erst dann den wechselnden Aufenthaltsort des umherziehenden Jägers erreichen läßt, nachdem der so sehnsüchtig Gesuchte denselben kurz zuvor verlassen.

So hatte ich erwartet, Boyton in St. Paul anzutreffen, erfuhr aber daselbst, daß er wenige Stunden vor meiner Ankunft bereits nach Bismarck in Dakota abgereist sei. Und als ich in den Abendstunden des folgenden Tages nach anstrengender Fahrt endlich diesen entlegenen Ort erreichte, ward mir die Kunde, daß mein ehemaliger Reisegefährte eine am Nachmittage sich bietende Gelegenheit benutzt habe, um per Dampfer den oberen Missouri zu erreichen.

Der erfolglosen Jagd nunmehr müde, beschloß ich jetzt, einen anderen Lieblingsplan zu verfolgen und die sechzig englische Meilen südlich von Bismarck gelegene Standing Rock Agentur zu besuchen, woselbst zu jener Zeit nicht weniger denn siebentausend zum Theil erst eben vom Kriegspfade heimgekehrte Indianer versammelt waren, welche zumeist jener Nation angehörten, die durch ihre kriegerischen Thaten sich zum Schrecken aller Ansiedler des amerikanischen Nordwestens gemacht hatten, den Sioux oder Dakotas.

Will man die gegenwärtige Lage der Urbevölkerung der Vereinigten Staaten mit wenigen Worten klar und treffend zeichnen, so könnte dies schwerlich in charakteristischerer Weise geschehen, als wie dies Wilhelm Mohr gethan, der zu Anfang der achtziger Jahre den Nordwesten bereiste.

„Der Zusammenhang des Indianergebietes“ so sagt dieser leider zu früh verstorbene Reiseschriftsteller, „ist überall gesprengt; die den Rothhäuten zugewiesenen Reservationen gleichen Eisschollen, die vereinzelt auf den Fluthen treiben und langsam vor der Sonne schwinden.“

Das bedeutendste dieser über den ganzen Westen der Vereinigten Staaten verstreuten Indianergebiete ist die sogenannte große Sioux Reservation, die vom Cannon Ball River bis zur Südgrenze von Dakota reicht und einen großen Theil der westlichen Hälfte dieses Staates einnimmt. Die an 24,000 Köpfe starke Bevölkerung dieser gewaltigen, 21 Millionen engl. Quadratmeilen umfassenden Reservation ist verschiedenen Agenturen zugetheilt, von denen diejenigen zu Pine Ridge, Rosebud und Standing Rock die bedeutendsten sind. Die Standing Rock Agentur wurde im Jahre 1873 begründet, und zu ihrem Schutze zwei Jahre später das Fort Yates etablirt. Beide auf's engste mit einander verknüpfte Einrichtungen unterhalten regelmäßige Verbindung mit der Außenwelt durch eine sogenannte „Stage coach line“, deren Inhaber es gegen ein jährliches von der Regierung zu zahlendes Entgelt übernehmen, die Postsendungen an die Agentur zu befördern. Die „Stage“ ist in der Regel ein Wagen in Form unseres Omnibus, der zugleich zur Beförderung etwaiger Passagiere bestimmt ist. Hier war es freilich nur ein elender, viersitziger Karren, offen und ohne Verdeck, und doch mußte ich mir das Recht, auf diesem Vehikel einen Tag lang durch die wilden Prairien zu fahren, von dem Agenten der Stage-Gesellschaft gegen eine Zahlung von sieben Dollars, circa dreißig Mark, erkaufen.

Als wir Bismarck verließen, lag der Ort noch still und todt; nur hier und da eine übernächtige Gestalt von zweifelhaftem Aussehen. Der Strich Landes zwischen Ort und Fluß ist mit wüstem, struppigem Gebüsch bewachsen, das den dürren, sonnverbrannten Bergen im Hintergrunde als passender Vordergrund dient. Öder noch ward die Scenerie, als wir den „Big Muddy“, den „Großen Schlamm“, das heißt den Missouri, erreichten, dessen Fluthen gelb dahinschossen, gelb wie die Berge dort, an und auf denen sich die Gebäude des Fortes Lincoln lagerten. Schwarz und verkohlt ragten jenseits des Fortes einige Höhen empor, auf denen ein Prairiefeuer gewüthet; die umherliegenden Steine und Felsbrocken machten den Eindruck von verstreuten Riesenknochen. Ein eisiger Nordwind blies über die öde Steppe, und fester hüllte ich mich in die Büffelhäute, die ich in dem Wagen vorgefunden hatte und die den Farbenspuren auf der Innenseite nach früher einem Indianerwigwam

angehört hatten; wilder schwang der Treiber seine endlose, schlangenartige, nur mit einem kurzen Handgriffe versehene Peitsche, und die Maulthiere mochten dieses Instrument gar wohl kennen, denn sie griffen nun noch einmal so schnell aus und trugen uns im Galopp den entfernten Hügelketten zu, die in feinem, bläulichen Dufte vor uns lagen, bald langgestreckte, sargartige, bald wellenförmige oder zackige Höhen bildend. — Wir fuhren über einen Strich, auf welchem wenige Tage vorher ein Prairiefeuer alles Leben vernichtet hatte. Soweit das Auge reichte, war Alles, Alles, selbst die Oberfläche des Bodens verkohlt — nur hier und da dürre, hohläugige Büffelschädel und bläulichweiße Antilopenskelette.

Nach einer Stunde hatten wir diese traurige Einöde passirt; um uns sahen wir wieder, wenn auch spärliche Zeichen des Lebens. Über den mit struppigem Buschwerk und Cottonbäumen bewachsenen Niederungen des Missouri wiegten sich mächtige Falken und Aasgeier, nach Beute spähend, während uns zu Füßen in dem wogenden Büffelgrase buntgefärbte Schlangen dahinschossen. Wir fuhren den ganzen Morgen, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen; rings um uns her lag der endlose Ocean gelben, wogenden Grases, eine Einöde von großartigem, aber unheimlichem Zuge. Diese baum- und strauchlosen Steppen bildeten das Königreich, auf welchem die Dakotas, der mächtigste und neben den Apachen und Comanchen der berüchtigtste aller nordamerikanischen Indianerstämme, ihre Jagdgebiete hatten. Wohl jede Meile Wegs ist hier gedüngt mit Blut, wohl jeder Stein könnte erzählen von wilden, barbarischen Kämpfen und entsetzlichen Schauerscenen.

Je weiter wir in die Prairie gelangten, desto fesselnder wurden die Bilder, die sie uns bot: dunkle Wolkenschatten zogen eiligen Fluges über Hügel und Thäler dahin, oft einen ganzen Landstrich überschattend, der kurz vorher noch in herrlichen gelben, braunrothen oder röthlichen Tönen geleuchtet. Im Osten erglänzte manchmal der Lauf des Missouri aus tiefblauen, tafelförmigen Hügelketten; an anderen Stellen wieder wand er sich wie ein dunkles Band durch schimmernde Gelände. Nach Mittag erst erreichten wir den Cannon Ball River, den „Kanonenkugelfluß", welcher seinen Namen der eigenthümlichen Erscheinung verdankt, daß sich in den Felswänden, die der Fluß durchbrochen, häufig runde Steinblöcke, ähnlich den steinernen Kanonenkugeln des Mittelalters finden, von den Wassern halb bloßgelegt, so daß sie den Glauben hervorrufen können, als seien die senkrechten Felswände die Zielscheiben einer Artillerie gewesen, deren Steinkugeln aber nicht Kraft besessen, ganz in die Felswände einzudringen.

In dem Thale dieses Flusses ist ein Indianerdorf gelegen, und in den Büschen trieben sich Kinder herum, über und über mit Zinnober bestrichen.

Wir hielten vor einem kleinen, inmitten der hohen Bergwände gelegenen Blockhause, um Mittagsmahl zu halten und die Maulthiere zu wechseln. Der Mann, welcher hier seine abgelegene Klause aufgeschlagen und gleich einem Anachoreten lebte, war ein Canadier, französischer Abkunft, trug indianisches Costüm, lederne Beinkleider (leggins) mit Fransen und Perlstickereien, Mokassins und ein Jagdhemd. Er hatte in seiner Klause ein Essen aufgetischt, bei dessen Anblick alle gutgearteten europäischen Mägen sich umgewendet haben würden, hier aber, inmitten der Einöde, drückte man ein Auge zu und zahlte auch gern mit Hotelpreisen — fünfzig Cents, gleich zwei Mark deutschen Geldes.

Nach diesem Mittagsmahle ging es weiter, vor dem Wagen ein Maulthier und ein unbändiges indianisches Pony, welch letzteres zum ersten Male als Zugthier benutzt wurde. Nachdem es eine Zeit lang gegen das ungewohnte Joch gewüthet und getobt, schien es sich in sein Schicksal zu fügen; wir fuhren, drei Personen stark, ab, durchschnitten zweimal den jetzt ziemlich seichten Fluß und gelangten dann auf ebene Prairie. Der heftige Wind, der den ganzen Morgen uns in den Rücken gepfiffen und mächtige Staubwolken in den Missouriniederungen aufgewirbelt, hatte sich ein wenig gelegt, dagegen aber war der Himmel mit Regenwolken umzogen. Tief einsam war es wieder rings umher — da und dort ein Prairiehuhn, welches, durch das Rollen unseres Wagens aufgeschreckt, schwirrend emporflog; sonst aber als Staffage nur ab und zu Büffel- oder Hirschskelette — wer weiß: vielleicht auch diejenigen der Jäger, welche einst diese Thiere gejagt hatten.

Als wir nach einstündiger Fahrt wieder in hügligeres Terrain einlenkten, hielt ein Indianerzug vor uns, ein äußerst malerisches Bild gewährend: in einem kleinen Karren, auf dessen Vorspannpferden zwei riesige, in blaue Decken gehüllte Indianer saßen, tummelten sich einige Kinder, deren schwarze, glänzende Augen wie blitzende Beeren aus den dunklen, rothbemalten Gesichtern hervorleuchteten. Dem Karren folgte ein Weib, wie ein Mann rittlings zu Pferde sitzend und tief in ihre Decke gehüllt, zwei Kinder, allerhand Geräth und die grobe Leinwand des Wigwams hinter und neben sich aufgethürmt. Den Schluß des von Ziegen, Hunden und Füllen bunt umschwärmten Zuges bildete ein imposanter Indianer, über sechs Fuß hoch, in rosagewürfeltem Hemde und blauen, bändergezierten Beinkleidern, der mit einem Knüppel ein Pferd vor sich hertrieb; dieses schleifte die in zwei Bündel getheilten und mit den Spitzen zu beiden Seiten des Sattels befestigten, fünfzehn Fuß langen Zeltstangen hinter sich her. Finsteren Blickes und ohne Gruß zog die Cavalcade vorüber und war gleich darauf hinter den Hügeln verschwunden.

Noch war ich in Erinnerung des Bildes ganz versunken, als eine neue

Erscheinung auftauchte und sich in schier übernatürlich scheinenden Umrissen gegen den ziehenden Wolkenhimmel abhob. Ein Indianer war's, der in wildem Jagen, einen Tomahawk schwingend, auf seinem struppigen Pony vorübersprengte, eine wahre Enaksfigur. Lang flatterte das schwarze Haar, dessen Zöpfe mit rothen Tuchstreifen umflochten, im Winde, und hoch ragte die mächtige Adlerfeder, welche die Skalplocke des furchtbaren Kriegers zierte. In einem Augenblicke war der Ton der kleinen Schellen, mit denen er seine Beinkleider geschmückt, verklungen.

Auf den Hügeln erblickten wir nun hin und wieder verlassene Indianerhütten, von denen nur noch die aus vielen Stangen gebildeten Gerippe standen, oder wir kamen auch an einer der seltsamen Begräbnißstellen vorüber, wo die Todten in ihrem vollen Schmucke und in Blankets gehüllt oder in roh zusammengeschlagene Kisten gelegt, auf hohen Gerüsten aufgebahrt werden.

Wir näherten uns eben dem Battle Creek, als unser Kutscher mit Peitschenhieben die Thiere anzutreiben suchte. Waren sie durch diese Hiebe oder durch die mit denselben verbundenen fürchterlichen Flüche des Rosselenkers erschreckt — genug, sie wurden unruhig, und das indianische Pony richtete sich kerzengerade in die Höhe, schlug nach vorn und hinten aus und ging dann, das Maulthier unaufhaltsam mit sich reißend, durch. Alle Versuche, das Thier zu bändigen, waren vergebens, steigerten vielmehr die Angst desselben; es wurde noch mehr erschreckt, als der neben dem Treiber sitzende zweite Passagier, ein in einen hellblauen Soldatenmantel gehüllter Civilist, in einem günstigen Augenblicke hinauszuspringen suchte, dabei aber mit einem dumpfen Krache zu Boden schlug. Zugleich gerieth dem Pony die Wagendeichsel zwischen die Beine, und nun war keine Rettung mehr.

Immer rasender wurde die Jagd, immer geringer die Aussicht, die Thiere zur Ruhe zu bringen, und so wagte auch ich im letzten Augenblicke, als wir am Rande einer Schlucht anlangten, wo das fernere Geschick des Wagens sich unfehlbar entscheiden mußte, den unerläßlichen Sprung. Ich fiel lang auf die Erde nieder, fühlte mich aber unwiderstehlich wie von unsichtbarer Gewalt emporgehoben und zu einem Kunststücke gezwungen, das mir in den Jahren meiner frühesten Jugend darum als Gipfelpunkt der Gymnastik erschienen war, weil ich es niemals auszuführen vermochte. Jetzt gelang es mir; denn ich hob die Beine kerzengerade gen Himmel und schlug rücklings den kunstgerechtesten Purzelbaum meines Lebens. Als sich dann meine unteren Extremitäten nochmals hoben, konnte ich mich eines Lachens kaum erwehren, als mir wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf fuhr, was wohl die ehrsamen Leser der „Gartenlaube“ dazu sagen würden, wenn sie den Correspondenten derselben in solchen Exercitien begriffen sähen. Doch trotz des Gedankens hatte ich auch den zweiten Purzelbaum mit aller Grazie zu vollenden.

Auf wunderbare Weise war der Wagen unterdeß durch die Schlucht gekommen, und sahen wir das Gespann mit demselben den Bergen zueilen. Der Treiber aber war herausgeschleudert worden und lag jammernd und fluchend in einem Strauche. Ich raffte mich auf, dem Wagen nachzueilen, um wenigstens meine Tagebücher zu retten. Da sah ich plötzlich, wie der Wagen hoch in die Luft geschleudert wurde und in zwei Hälften brach, während gleich darauf auch das Maulthier stürzte und durch seine Last das an seinen Kameraden gefesselte Pony zum Stehen zwang.

Ächzend und seufzend kamen jetzt auch meine beiden Unglücksgefährten herbei, und nun gingen wir, unterwegs all' die zerstreuten Gepäckstücke zusammenlesend, dem Schauplatze der Katastrophe zu, ich mit einem Tränkeimer, einer Sitzbank und zwei Büffelhäuten beladen.

Du großer Gott, wie sah der Wagen aus! Kein Rad mehr an demselben — Deichsel und Achse zerbrochen — Boden und Seitenwände total zersplittert! Die Postbeutel und den Rest unseres Gepäckes fanden wir im Umkreise von hundert Schritten.

Da saßen wir nun „im romantischen Lande", mitten in der einsamen Prairie, von unserem Ziele noch siebzehn lange Meilen entfernt!

Wir beluden das Maulthier mit den Poststücken und dem leichteren Gepäcke, schoben einen Stock zwischen die Riemen meines Koffers, nahmen ihn an dieser improvisirten Tragbahre in die Mitte und wanderten so ab, die Thiere hinter uns herziehend. Wir durchwateten den Battle Creek und gelangten beim Einbruch der Dämmerung an den kleinen, etwa 2½ Fuß hoch aus der Erde ragenden Felsblock, von dem die Standing Rock Agentur ihren Namen hat. Er steht bei den Indianern hoch in Ehren, im Geruche der Heiligkeit, und Keiner der Vorübergehenden versäumt es, ihn über und über mit Fett zu salben oder mit Farben zu bestreichen, wie wir denn auch am Fuße des Blockes Blumen und Maiskolben niedergelegt fanden, wahrscheinlich Opfergaben eines Indianermädchens; denn an diesen Stein knüpft sich die Sage, daß eine junge Indianerin, die zu einer ihr widerwilligen Heirath gezwungen werden sollte, auf ihr Flehen hin vom Großen Geiste in diesen Stein verwandelt worden sei, und steht er darum namentlich bei den indianischen Jungfrauen in gutem Ansehen. — Als schon die Hügel bei der wachsenden Dämmerung mehr und mehr in einander verschwammen, erreichten wir ein etwa 40—50 Zelte zählendes Indianerlager. In den weißen, gespenstig aus der Dunkelheit hervorleuchtenden Wigwams, hier „Tipi" genannt, flammten die Feuer und ließen die Umrisse der im Innern sich bewegenden und kauernden Gestalten als scharfe Silhouetten auf der Zeltwand erscheinen.

Ein ganzes Rudel Hunde stürzte uns entgegen und meldete unsere Ankunft;

zugleich erschienen da und dort die dunklen Gestalten der Krieger, deren aus Adlerfedern gefertigter Kopfputz im Winde flatterte.

Mittels Zeichen und Beigabe einiger indianischer Brocken, über welche der eine meiner Reisegefährten verfügte, erklärten wir den Rothhäuten das Malheur, welches uns betroffen, und fragten, ob sie uns gegen eine Vergütung zum Fort bringen wollten, da die Beine meiner Unglücksgefährten so angeschwollen waren, daß sie sich kaum noch weiter bewegen konnten. Einer der Indianer erklärte sich auch bereit dazu und ging, seine Pferde zu holen, doch warteten wir seiner Rückkunft vergebens, und da sich die anderen Krieger bei der zunehmenden Dunkelheit immer weniger willig zeigten, so zogen wir endlich unverrichteter Sache ab. Eine oder zwei Meilen wanderten wir und verloren in der Dunkelheit mehrmals den Weg. Da plötzlich tönte es hinter uns wie Schakalgeheul, ein langgezogener, gellend endigender Laut, der uns das Blut in den Adern fast erstarren machte. Eine halbe Minute später ertönte der Schrei rechts, in demselben Augenblicke links, und gleich darauf hörten wir es neben uns rascheln, und ein halbes Dutzend Indianer versperrte uns den Weg. Im Nu waren die Revolver heraus; die Hähne knackten und mein einiger Brocken der Siouxsprache mächtiger Gefährte forderte energisch die unheimlichen Gesellen auf, den Weg frei zu geben, widrigenfalls wir sofort schießen würden. Wie in den Erdboden versunken war die Gesellschaft, die uns wohl unbewaffnet geglaubt, verschwunden, und so schritten wir, die Finger beständig am Drücker der Revolver, vorsichtig weiter und weiter, immer aber hörten wir es im Prairiegrase rascheln und vernahmen das Geräusch unterdrückter Stimmen. So kamen wir, ein zweites vor uns liegendes Indianerlager in weitem Bogen umgehend, an einen kleinen Fluß, durchwateten denselben und schritten dann, als wir unsere ungebetenen Begleiter nun nicht mehr neben uns hörten, so gut uns die Beine tragen wollten, in der Richtung fort, in welcher das Fort liegen mußte. Einen auf der Prairie herumlungernden Indianer schreckten wir noch auf, der sich aber auf unseren drohenden Anruf schleunigst bei Seite drückte.

Es war eine unheimliche Nacht: Regen und Wind strichen über die Prairie, und nur ab und zu unterbrach das Schnauben eines der Thiere das eintönige Klirren ihrer Geschirre. Den Weg hatten wir ganz verloren und irrten auf's Gerathewohl durch das nasse hohe Büffelgras. Die Riemen meines Koffers rissen, und ich mußte denselben nun, wollte ich ihn nicht zurücklassen, auf die Schulter nehmen. Endlich, endlich, als wir schon verzweifelnd in Berathung zogen, ob es nicht rathsam sei, das nutzlose Suchen aufzugeben und die Nacht auf der Prairie zu verbringen, hoben sich, kaum sichtbar, die Umrisse des breiten Hügelrückens gegen den Nachthimmel empor, hinter welchem, der Aussage des Treibers zufolge, das

Fort Yates und die Standing Rock Agentur liegen mußten, und mit dem Reste unserer Kräfte schritten wir dem Hügel zu.

Noch eine Stunde harter Wanderung — dann blitzten uns Lichter entgegen; bald darauf sahen wir die Wigwams der dem Posten beigegebenen „Scouts" (Läufer oder Kundschafter) vor uns; dunkle Häuserumrisse wurden sichtbar; wir hörten Trompetensignale und nun erreichten wir endlich das als Postamt dienende Gebäude — gerade in dem Augenblicke, als der eine meiner Begleiter ohnmächtig zusammenbrach und die schwere Last des Koffers meinen von Kälte und Regen erstarrten Händen entfiel. Wir waren in Sicherheit.

Gegen Geld und gute Worte fand ich für den Rest der Nacht ein Unterkommen in dem Schlafraume des Postmeisters und schlief ich nach den Strapazen des harten Tages bis in den Morgen hinein.

Als ich erwachte, klangen lustige militärische Weisen an mein Ohr, und schnell schlüpfte ich in meine Gewänder, um mir die neue Umgebung anzusehen. Das weite Plateau, auf welchem die Gebäude der Standing Rock Agentur und des mit ihm verbundenen Fort Yates sich erheben, liegt etwa 70 Fuß über dem Spiegel des gelb dahinschießenden Missouri und gewährt einen Blick über manche Meile des umliegenden Landes. In großen Schlangenwindungen eilt der Fluß, dessen Ufer strichweise mit Cottonwood besetzt sind, dem Süden zu, wo tafelförmige oder leicht gewellte Hügel sich bis zur Höhe von 5—800 Fuß emporschieben, während gen Norden die Ansiedlung sich an den Fuß eines mächtigen, abgeplatteten Hügels lehnt. Hinter diesem Hügel, 4—5 Meilen entfernt, befanden sich einige größere indianische Lager, während weit im Süden und Südwesten hunderte und aber hunderte von Wigwams leuchteten, in denen die zumeist eben erst vom langjährigen Kriegszuge gegen die Weißen heimgekehrten „hostile Indians", die „feindlichen Indianer" hausten. Die also in weitem Halbkreise von großen indianischen Lagern umschlossene Standing Rock Agentur bestand aus wenigen, schmucklosen Ziegelsteingebäuden, die den Agenturbeamten zur Wohnung dienten, und einigen Proviantmagazinen, an die sich hier und da noch einige rohe Blockhäuser anschlossen, welche von sogenannten „Tradern" errichtet waren, welche hier auf eigene Faust einen Handel mit den ab und zu die Agentur besuchenden Rothhäuten unterhielten. Zu Fuße des die Ansiedlung beherrschenden Hügels erhob sich noch ein kleines, schmuckloses Kirchlein sowie ein niedriges, einstöckiges Missionsgebäude, in dem ein Jesuitenpater, Bruder Jerome, sich bemühte, einigen zwanzig oder dreißig Indianerkindern Schulunterricht zu ertheilen.

Was nun das Fort Yates anbetrifft, so würde sich derjenige in einem schweren Irrthum befinden, welcher annehmen würde, das Fort sei eine nach allen Regeln

der Kriegskunst errichtete Befestigung mit Gräben, Wällen und Bastionen. Keinerlei derartige Schutzvorrichtungen waren zu sehen, und die ein weites, als Exercierplatz dienendes Rechteck umschließenden einfachen Holzhäuser der Officiere sowie die Militär-Baracken waren nur durch einen schwachen, kaum vier Fuß hohen Lattenzaun von den Agenturgebäuden geschieden. In der Mitte des Exercierplatzes stand ein hoher Flaggenstock, von dem das Sternenbanner wehte.

Commandant des Fortes war Oberst Gilbert, dem ich bald nach der Morgenparade das Empfehlungsschreiben präsentirte, mit welchem General Sherman, der Höchstcommandirende der gesammten amerikanischen Armee, mich ausgestattet hatte und durch welches alle Officiere ersucht waren, mir jede mögliche Erleichterung zu erweisen und Alles das zu zeigen, was einen intelligenten Fremden zu interessiren vermöge. Der Courtoisie der Officiere also speciell empfohlen, fand ich bei dem Commandanten des Fortes aber leider nicht das Entgegenkommen, wie ich es hätte erwarten dürfen; von einem Bestreben, mich mit den Einrichtungen des Fortes bekannt zu machen, fand ich keine Spur, im Gegentheil gab mir der Commandant den Rath, recht bald — den Yellowstone Park zu besuchen. Als ob ich dieses Rathes halber so weit hergekommen sei. Oder wünschte etwa der Herr nicht, daß ich tiefere Einblicke in die Verhältnisse des Fortes gewinnen möge? Um dieselben war es in der That kläglich bestellt, und gaben dieselben ein schlagendes Bild von der verbrecherischen Leichtfertigkeit, mit welcher es im amerikanischen Heeres- und Marinewesen herzugehen pflegt. In der Entfernung von wenigen Meilen, das Fort im Halbkreise umschließend, lagen zur Zeit meines Besuches gegen 7000 durch Hunger bezwungene, aber keineswegs versöhnte Indianer, von hochgerechnet 180 Soldaten „bewacht", denn soviel zählte höchstens die Besatzung des Fortes.*) Dreißig Meilen entfernt, in Fort Rice stand eine weitere „Compagnie" von nur 25—30 Mann. Wieder 20 Meilen weiter, in Fort Lincoln standen zwei eben solche Compagnien und 150 Meilen davon entfernt noch eine Compagnie. Alle diese „Truppenkörper" zusammengerechnet, die auf einer Strecke von 4—5 Tagereisen verzettelt waren, verfügte die Regierung hierorts über ein „Heer" von 250—300 Mann, um 7000 Indianer in Ordnung zu halten, welche so wenig Freunde der Weißen waren, wie die Tiger, Panther und Hyänen in den Käfigen einer Menagerie Freunde des Wärters sind. Es hätte nun zu erwarten sein müssen, daß diese äußerst geringe Besatzung gesucht haben würde, die numerische Schwäche durch einen möglichst scharfen

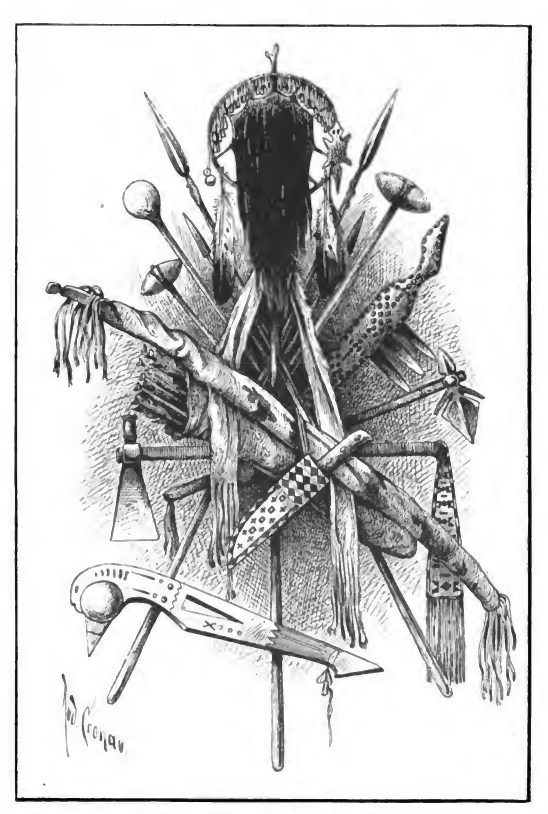
*) Die ganze Macht des Fortes bestand aus zwei Compagnien Cavallerie, die aber nicht einmal volle Stärke hatten, sondern anstatt 65 Mann nur 50 Mann zählten, ferner aus drei Compagnien Infanterie von je 35—40 Mann. Von dieser Besatzung desertirten während des Sommers 1881 nicht weniger als 40 Mann!

Wachtdienst auszugleichen, aber nichts von alledem! Während meines ganzen vierwöchentlichen Aufenthaltes in Fort Yates sah ich nicht eine einzige Exercierübung, da man die tägliche, etwa 20 Minuten währende Abnahme der Parade doch nicht eine solche nennen kann. Die Infanteristen verstanden nicht, ihre Waffen zu gebrauchen; die Hengste der Cavallerie waren so wenig feuerfest, daß eine Reiterparade derart kläglich ausfiel, daß sämmtliche Theilnehmer an derselben in Preußen sicherlich mit achttägigem verschärften Arrest belohnt worden wären. Während wir in Deutschland inmitten der Friedenszeiten einen regelmäßigen, auf's strengste durchgeführten Wachtdienst unterhalten und Außenposten, Nachtposten und Patrouillen kennen, so war hier, wo man sich gewissermaßen im Belagerungs- oder Kriegszustande befand, nichts dergleichen zu bemerken. Die aus vier bis sechs Mann bestehende Nachtwache war inmitten des Fortes etablirt, und während der Rundgänge, die ich wiederholt Nachts durch die Agentur sowie das Fort unternahm, wurde ich niemals angerufen oder angehalten. Einige hundert entschlossene Männer hätten so mit Leichtigkeit vermocht, das Fort zu überrumpeln und alle Bleichgesichter in demselben unschädlich zu machen. In der That schwebten sämmtliche einsichtsvolleren Weißen der Ansiedlung in beständiger Furcht vor einem indianischen Überfall und suchten sich durch die Thatsache Beruhigung zu geben, daß die Indianer, wohl wissend, daß sie nur einen momentanen Erfolg erzielen könnten, ein derartiges Massacre nicht unternehmen würden.

Das Amt eines Indianeragenten, welcher die Unterhandlungen der Regierung mit den Rothhäuten zu führen und die guten Beziehungen beider Theile zu einander zu pflegen hat, wurde von einem Deutschen, Namens Stephan ausgefüllt, der aber im Begriffe stand, seinen Posten einem Nachfolger, dem Major McLoughlin, zu übertragen. Mein Landsmann empfing mich in der liebenswürdigsten Weise und bemühte sich während seines ganzen ferneren Aufenthaltes in Standing Rock, mir meine Studien nach jeder Hinsicht angenehm und nutzbringend zu gestalten.

Eine treffliche Gelegenheit, indianisches Leben, indianisches Kostüm kennen zu lernen, bot der alle zwei Wochen wiederkehrende „rationsday“, an welchem alle der Agentur zugehörigen Indianer sich vor derselben versammelten, um die ihnen von der Regierung als Entgelt gegen abgetretene Ländereien zu liefernden Lebensmittel und Kleidungsstücke in Empfang zu nehmen.

Eine solche Rationsausgabe fand gerade am Tage nach meiner Ankunft statt, und bot die Agentur sowie der vorliegende freie Platz ein überaus malerisches Bild. Überall standen oder hockten malerische Gruppen auf den Hügeln und ließen die Pfeifen kreisen. Hier sprengte ein Häuptling, von Kopf bis Fuß roth gekleidet wie ein Pandur, auf seinem weißen Schlachtroß heran, sein reich geschmücktes Weib



Scalp und Waffen der Sioux-Indianer.

vor oder hinter sich im Sattel habend (vergl. die Schlußvignette dieses Abschnittes). Drüben kicherten und scherzten Gruppen junger Mädchen; dort schritten indianische Redner durch die Menge, mit weithin schallender Stimme Gott weiß welche Nachrichten verbreitend. Kostüme von allen Farben tauchten auf, kaum vermochte ich in dem bunten Gewühl die Zusammenstellung eines derselben zu erfassen. Hüben standen einige junge Männer, deren Wolldecken aus tausend verschiedenen Farben zusammengesetzte Sterne und Arabesken zeigten, andere wieder trugen Decken, welche schachbrettartig roth, grün und weiß gemustert waren. An dieser Gruppe eilte eine gelb und roth bemalte Schöne vorüber, die in ein aus fußbreiten blauen, carminrothen und goldgelben Streifen zusammengesetztes Gewand gehüllt war, dessen unerwarteter Anblick ein paar Ponys zum Scheuen brachte, deren Schwänze und Mähnen gleichfalls bunt gefärbt waren, während zinnoberrothe Handabdrücke, Kreuze und Sterne die Weichen und Köpfe bedeckten.

Überall war geschäftiges, reges Leben; mit Säcken, Kisten und Kasten schleppten sich die Rothhäute, während indianische Polizisten die Zugänge zu den Ausgaberäumen bewachten, in welchen die mit geladenen Revolvern bewaffneten Agenturbeamten den in kleinen Gruppen eingelassenen Wilden ihre Rationen zutheilten. Der Agent, Herr Stephan, machte mich mit einigen der hervorragendsten Häuptlinge bekannt, so mit dem berüchtigten Pizi, dem „Galligen", einem breitschulterigen, finsteren Gesellen, mit Cauchacha-ke, dem „Buckel", mit dem unheimlichen Ite-o-magayu, „Regen im Gesicht", demselben, der als der grausamste Weißenhasser gilt und dem man nachsagt, daß er nach Beendigung des furchtbaren Custer-Massacres am kleinen Big Horn River das Herz und die Leber des Thomas Custer gegessen habe. Zumeist waren diese Häuptlinge überaus imposante Gestalten, welche, in bunte wollene Decken oder zottige Büffelfelle gehüllt und den Tomahawk im Arm, mit dem Stolze von römischen Senatoren einherschritten, ohne die niedere Menschheit eines Blickes zu würdigen. Die ernsten Gesichtszüge waren nicht der Spiegel, in denen sich die Leidenschaft ihrer Herzen kundgab, es schien vielmehr eine steinerne Ruhe über diese Züge ausgegossen zu sein.

Nachmittags fuhr ich mit Herrn Stephan nach jenem Lager, in welchem vornehmlich diejenigen Indianer hausten, welche vor wenigen Wochen erst von langem Kriegspfade heimwärts gekehrt waren. Das Lager mochte aus etwa dreihundert Zelten bestehen, die in ihrem vielfach defecten Zustande, in ihrer wettergebräunten Färbung deutlich davon Kunde gaben, welche Mühseligkeiten ihre Eigenthümer in den letzten Jahren der Wanderung und des Krieges zu überstehen gehabt. In zwei größere, etwa eine englische Meile von einander entfernte Abtheilungen geschieden, erhoben sich links die Zelte, in denen die Krieger der Häuptlinge Pizi (englisch Gall,

die „Galle“), Kangi-yatapi (der „Krähenkönig“) und anderer hausten, während auf dem rechten Flügel Canchacha-ke (der „Buckel“) hauptsächlich die Führung hatte.

Das Bild war ein überaus malerisches. Manche der wettergebräunten Zelte waren aus Thierhäuten angefertigt und trugen auf ihren Außenseiten überall buntfarbige Malereien, vornehmlich Darstellungen von Kampfscenen.

Scalplocken, Büffelschädel und Elkgeweihe schmückten die Wigwams der mächtigeren Häuptlinge; da und dort sah man auch an hohen Stangen seltsame Medizinköcher aufgehängt, welche, mit allerlei wunderlichen Dingen angefüllt, die bösen Geister von dem Lager verscheuchen sollten. An andern Orten dörrte auf hohen Gestellen in dünne Streifen zerschnittenes Fleisch, um während des langen Winters zur Nahrung zu dienen. Stellenweise sahen wir neben den Zelten auch niedrige, aus Zweigen gebildete Gerüste halbkugelförmiger Hüttchen stehen, in denen die Frauen allmonatlich einige Tage verbringen.

Hier auch lernte ich den Häuptling Kangi-yatapi, den „Krähenkönig“ kennen, einen der Besten und Tapfersten des ganzen Siouxvolkes, dessen Einflusse es vornehmlich zu verdanken war, daß die Dakotas endlich von dem verderblichen, mehrjährigen Kriege gegen die Bleichgesichter abließen, und also verhinderte, daß sie selbst in nutzlosen Kämpfen dahinstarben. Die Erscheinung dieses angesehenen Häuptlings war eine einfache, aber voller Grazie und hinterließ einen angenehmen Eindruck. Eine rothgefärbte Adlerfeder, in der Scalplocke befestigt, einige Scalplocken an den Säumen seines Ledergewandes bildeten den einzigen Schmuck des Kriegers, der die Falten seiner blauen Decke so aufgerafft hielt, daß sie einer römischen Toga glich.

Gar manche Stunde verbrachte ich mit diesem ausgezeichneten Häuptlinge, wie auch mit seinem Gesinnungsgenossen, dem alten, würdigen Mato-sapa, dem „schwarzen Bären“, der gleichfalls das Kriegsbeil vergraben und nun keinen anderen Wunsch hatte, als den, die ihm noch beschiedenen Tage in Ruhe und Frieden hinzubringen.

Die Züge dieses Alten erinnerten mich in auffallender Weise an diejenigen Dante's, eine Beobachtung, die der freundliche Leser gewiß bestätigt finden wird, wenn er die hintere Kopfpartie des umstehend beigefügten Portraits von der Stirne an verdeckt.

An einem Ende des Lagers erwartete uns ein interessantes Schauspiel, ein Indianertanz. Inmitten eines Reisigringes stampften unter dem Dröhnen einer mächtigen Trommel einige Dutzend überaus schauerlich bemalte nackte Wilde den Boden, daneben absolvirten einige junge Mädchen den Frauentanz, indem sie, in mehrere Reihen geordnet, nach den eintönigen Klängen von vier Handtrommeln und unter gellendem Gesang allerlei Touren ausführten. Geradezu gräßlich wirkte

daneben das Wehklagen einiger alten Weiber, welche ihre im Kampfe gefallenen Gatten oder Söhne beweinten, die nunmehr im Kreise der Tanzenden fehlten.

Unter den Männern fielen mir einige auf, deren Arme und Beine regelmäßige Punkte und kleine Rechtecke zeigten, die wie eine förmliche Tätowirung erschienen. Als ich einen der so Gezierten fragte, wie diese Punkte hervorgebracht seien, zog er mit Daumen und Zeigefinger ein Stückchen Haut straff in die Höhe und deutete an, daß dieselbe mit einem Messer dicht unter den Fingern durchschnitten werde, so daß sich ein rundes Loch bilde. Die Arme des Gefragten wiesen nicht weniger denn je 60 bis 70 derartige Narben auf, die in regelmäßigen Reihen vier-, fünf- und sechsfach neben einander standen und in ihrer lichteren Färbung scharf von der eigentlichen Hautfarbe abstachen.



Kangi-yatapi.

Andere Indianer trugen auf jeder Brustseite ähnliche, etwas größere Narben; dieselben rühren von langen, unter den Brustmuskeln durchgezogenen Lederstricken her, vermittelst welcher die Indianer während der Kriegerprobe die Selbsttortur ausüben. Diese Selbsttortur findet während des berüchtigten Sonnentanzes statt, und hängen die jungen Krieger oft einen vollen Tag lang an den am Medizinpfahle befestigten Lederriemen, bevor das Gewicht des Körpers das Zerreißen der Brustmuskeln herbeiführt. In dem

Streben, den Ruf eines besonders tapferen, standhaften Kriegers zu erlangen, suchen die jungen Männer in der Erfindung von scheußlichen Selbstquälereien einander zu überbieten, namentlich waren vor zehn, zwanzig Jahren noch Selbsttorturen im Schwange, die an Grausamkeit wohl kaum überboten werden können. Mit Daumen und Zeigefinger wurde zunächst das Fleisch an Schultern und Brust emporgezogen und mit einem Messer durchbohrt, dessen Klinge an beiden Seiten sägeartig zerhackt worden war, so daß jeder Einschnitt den größtmöglichen Schmerz verursachen mußte. Durch die auf solche Weise erzeugten Wunden wurden Holzpflöcke von der Dicke eines Fingers geschoben, dann ließ man vom Dache der Medizinhütte zwei Lederriemen herab, die man an den Pflöcken befestigte und woran man nunmehr die Gemarterten soweit in die Höhe hißte, daß die Füße den Boden nicht mehr berührten. Darauf wurde das Fleisch der Ober- und Unterarme, der Hüften, der Schenkel in gleicher Weise durchbohrt, in gleicher Weise mit Holzpflöcken versehen und diese Pflöcke obendrein mit dem Schilde, dem Medicinbeutel oder mit Büffelschädeln beschwert, sodann wurde der Körper soweit emporgezogen, bis auch diese Anhängsel frei in der Luft schwebten. So gewährten die Gemarterten einen entsetzlichen Anblick; Ströme Blutes rieselten an dem nackten Körper herab, schwer hing der Kopf nach vorn oder hinten über, die Zunge trat weit zum Munde heraus. Das Fleisch war da, wo die Holzpflöcke und Lederriemen befestigt waren, die den Körper in der Schwebe hielten, bis sechs oder acht Zoll emporgehoben. Endlich drehte man die Dulder um sich selber herum, erst langsam, dann immer schneller und schneller, bis der so grauenhaft Behandelte nahezu das Bewußtsein verloren hatte, und entsetzliches Schmerzgestöhne sich mit den zum Großen Geiste emporgesandten Gebeten verband. Aber schneller und immer schneller erfolgten die Drehungen, keine Sekunde der Erholung wurde vergönnt, bis auch der letzte Schmerzensschrei, der letzte Seufzer verklungen war und kein Zucken mehr verkündete, daß noch Lebensgeister vorhanden seien. So blieb der



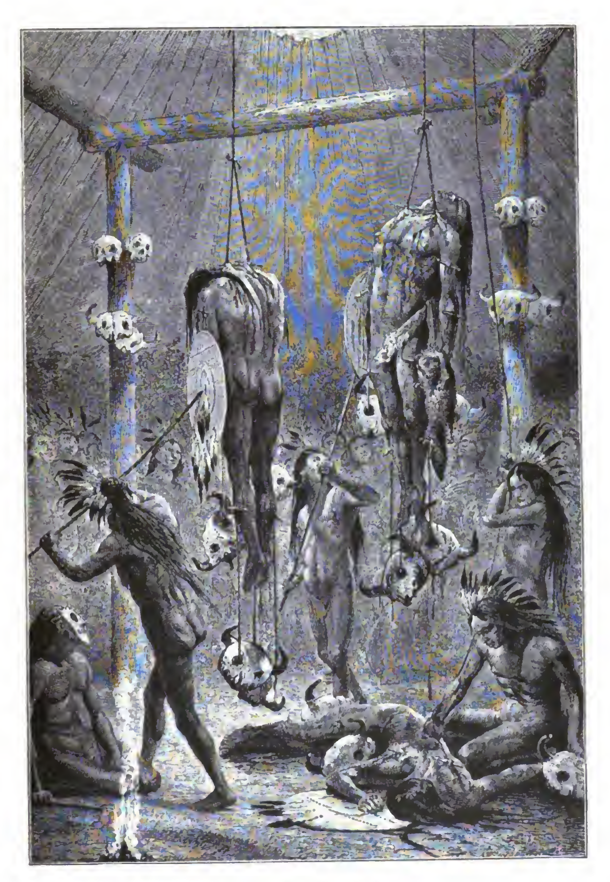
Mato-sapa.

Gemarterte fünfzehn, zwanzig Minuten lang hängen, anscheinend ein lebloser Körper und nun, nachdem der Medizinbeutel der völlig kraftlosen Hand entsunken war, ließ man den Ohnmächtigen endlich wieder zum Boden hinab, nur aber, um ihn neuen Martern entgegen zu führen. Man entfernte zunächst die Holzpflöcke aus Brust und Schultern, beließ aber die übrigen nebst ihrem Gewicht, und so schleppte sich der Gequälte, nachdem er wieder zu sich gekommen, zu einem neuen Martyrium, indem er seine Hand auf einen Büffelschädel legte und sich zu Ehren des großen Geistes den kleinen, mitunter sogar auch noch den Zeigefinger der linken Hand abhacken ließ.

Während all dieser Torturen standen die Häuptlinge und Krieger als Zuschauer rings umher, um zu entscheiden, wer am längsten zu widerstehen vermöge. Endlich wurden die Armen zur Medicinhütte hinausgeführt, aber ihre Qual hatte immer noch kein Ende — noch waren ja die Büffelschädel, der Schild, die Anhängsel an den Pflöcken befestigt. Und nun begann der sogenannte „letzte Lauf". Bleich und erschöpft durch Blutverlust und vier Tage langes Fasten, standen die Dulder, harrend der neuen Pein. Und jeder derselben ward auf ein gegebenes Zeichen von zwei Kriegern bei den Armen ergriffen und in schnellem Laufe fortgerissen, so wild als möglich, um die Medizinhütte herum, so daß Büffelschädel, Schild und alles andere an den Pflöcken Befestigte auf- und niedersprang, wobei der Indianer in der Regel das Bewußtsein verlor, ehe auch nur der halbe Kreis durchgemacht war. Endlich riß man ihnen alles, was an den Pflöcken befestigt war, mit Gewalt ab, bedeckte sie mit Weidenbüschen und ließ sie liegen. Nach einiger Zeit schleppten sich dann die wieder zum Bewußtsein Gekommenen so gut sie konnten zu ihrem Wigwam, wo man die Wunden verband. Hatte so der Indianer durch das standhafte Ertragen dieser entsetzlichen Martern den Beweis erbracht, daß er würdig sei, ein Krieger zu heißen, so schloß er sich einem Häuptlinge an, um demselben auf dem Kriegspfade zu folgen.

Die letzte dieser grausigen Torturen hatte in Standing Rock ein Jahr vor meinem Besuche stattgefunden, jetzt aber war die Ausübung derselben durch den Agenten verboten worden.

Am nächsten Tage fuhr ich wiederum dem indianischen Lager zu, diesmal von einem indianischen Dolmetscher begleitet, der mir für die Verständigung mit den Häuptlingen zur Hand sein sollte. Wir besuchten zunächst den Häuptling Canchacha-ke und fanden denselben in seinem Rathszelte sitzend und von einem großen Kreise auserlesener Krieger umgeben. Dem Zelteingange gegenüber waren einige Büffelfelle zu einem erhöhten Sitze aufgeschichtet, an zwei zur Rechten und Linken dieses Sitzes in die Erde gerammten Pfählen hingen die Waffen, die Schmuckgegenstände, der Tabaksbeutel und die Mocassins des Häuptlings. Mit einem



Indianische Kriegerprobe.
(Nach le tour du monde.)

allgemeinen „hau!“, der üblichen Begrüßungsformel der Sioux, welcher in besonderen Fällen noch das Wort „cola“, „Freund“ zugefügt wird, wurden wir empfangen und ich aufgefordert, neben Canchacha-ke Platz zu nehmen. Dieser, ein wohl über sechs Fuß hoher, breitschulteriger Mann, der während des letzten Krieges eine große Rolle gespielt hatte und über 1000 Anhänger zählte, hatte augenscheinlich zu meinem Empfange besondere Toilette gemacht, das breite Gesicht mit den auffallend schief gestellten Schlitzaugen und den mächtigen Backenknochen, war schwefelgelb angemalt, die über die Brust herniederfallenden Haarzöpfe waren mit Otterpelz und Streifchen rothen Flanells umwunden, den Kopf umgab eine prachtvolle Krone aus Adlerfedern; auch die überaus sauberen, reich mit Perlstickereien verzierten Kleider verriethen, daß der Häuptling heute seine Galagewänder hervorgesucht habe.



Canchacha-ke.

Nachdem zunächst in feierlicher Weise eine Friedenspfeife angezündet worden war und die Runde von Mund zu Mund gemacht hatte, erklärte der Dolmetscher den Zweck meines Kommens und machte den aufmerksam lauschenden Wilden klar, daß ich fern über dem großen Salzmeer meine Heimath habe und von dort gekommen sei, um den Häuptlingen und Kriegern der Dakotas einen Besuch zu machen. Ein kräftiges „Hau, Hau!“ aller Anwesenden bekundete, daß die Rede des Dolmetschers Eindruck gemacht habe, und einige der wilden Krieger kamen, mir die Hand zu schütteln, Canchacha-ke hingegen sprang auf, erwiderte in wohlgesetzten Worten die Rede des Dolmetschers, hieß mich willkommen und sprach den Wunsch aus, daß ich einen recht guten Eindruck von seinem Volke erhalten möge.

Nach diesen officiellen Reden nahm die Unterhaltung eine mehr humoristische Färbung an, namentlich nachdem Canchacha-ke, mit der Hand in meinen vollen

Haarschopf greifend, mit eigenthümlichem Lächeln versicherte, daß ich einen ganz wunderschönen Scalp mein eigen nenne, den zu besitzen ein jeder seiner Krieger gewiß stolz sein würde. Lautes Gelächter lohnte die drastische Bemerkung des Häuptlings; daß dieselbe aber einigermaßen begründet sein mochte, verrieth das Leuchten der vielen Augen, die mit sichtlichem Wohlgefallen an meinem allerdings seit längerer Zeit nicht geschnittenen Kopfhaare hafteten.

Als ich zum Schlusse unserer Unterredung die Absicht äußerte, den Kriegern einige Geschenke zu überreichen, entgegnete Canchacha-ke, daß sie ihrerseits bereits beschlossen hätten, zu meinen Ehren zugleich mit den Kriegern des Häuptlings Pizi ein großes Tanzfest zu veranstalten, zu welchem ich nunmehr feierlichst eingeladen sei. Nach nochmaligen gegenseitigen Freundschaftsversicherungen brach ich sodann auf, unk mit dem Dolmetscher nach der Agentur zurückzukehren.

Der für das Fest anberaumte Tag brach an, und um auch die Vorbereitungen zu dem Tanze kennen zu lernen, fuhr ich schon frühzeitig zu dem als Festplatz ausersehenen Lager Pizi's hinaus, diesmal in Gesellschaft eines Deutschen, der im Forte einen „store“ unterhielt, aus welchem ich die für die Indianer bestimmten Geschenke entnommen hatte. Dieselben bestanden aus mehreren Kisten Zwieback, 60 Pfund getrockneten Obstes, 20 Pfund Kaffee, 20 Pfund Zucker, 10 Pfund Kautabak, 60 Schachteln Streichhölzchen und dergleichen mehr. Wir fanden die Indianer damit beschäftigt, inmitten des etwa 800 Zelte zählenden Lagers einen Reisigring aufzuschichten, dessen Innenraum einen Durchmesser von etwa 200 Fuß haben mochte. In allen Zelten sahen wir die Männer beschäftigt, sich für den Tanz zu schmücken und zu bemalen. Ein Jeder suchte augenscheinlich etwas in seiner eigenen schönen Erfindung. So erblickte ich mehrmals einzelne Krieger, welche, als sie gewahrten, daß Andere zufällig auf gleiche Art bemalt waren, sofort ihre Malerei abwuschen und ihr Muster änderten.

Gegen Mittag ließ ein gigantischer Indianer, ein sogenannter „Ausrufer“, seine mächtige Stimme nach allen Richtungen der Windrose hin ertönen und auf diese Aufforderung kamen die wilden Krieger einzeln und in Gruppen herangeschritten, aller hindernden Kleidungsstücke entledigt, nur umgürtet mit einem die Lenden bedeckenden Schurz, dagegen über und über mit den buntesten Malereien bedeckt. Der Eine war zinnoberroth, der Andere ockergelb, der Dritte grün gefärbt und in diesen Untergrund waren allerlei seltsame Ornamente hineingemalt. Einige waren tiefschwarz und trugen überall weiße oder gelbe Streifen, so daß sie mehr wandelnden Skeletten, denn lebenden Wesen glichen. Alle hatten sich bemüht, die Gesichter zu den schauerlichsten Satansfratzen umzuwandeln: der hatte ein Auge ringsum grellblau, das andere hochroth angemalt, ein Anderer war über und über mit Punkten

in schwarzer Farbe bedeckt, ein Dritter hatte einen blauen Bauch und gelbe Beine, ein Gitter von hellblauen Streifen über dem Gesicht. Geradezu scheußlich wirkte ein Krieger, der seinen Leib über und über mit Blut beschmiert und in diesen Untergrund mit den Fingernägeln lange, wellenartige Streifen gerissen hatte. Nicht minder abschreckend erschien ein Wilder, der Rumpf, Arme und Beine mit Ruß oder Kohle geschwärzt, das Gesicht aber vollständig grün bemalt und um die Augen und die untere Kinnlade dicke weiße Punkte, unterhalb der Nase einen schwarzen, oberhalb der Oberlippe aber einen rothen Strich aufgesetzt hatte.

Als Kopfputz trugen Viele einen seltsamen, aus den starren rothgefärbten Bauchhaaren des Stachelschweins gefertigten Aufsatz, ähnlich dem Helmbusch altgriechischer Krieger, inmitten welches dann die in der Scalplocke befestigte Feder des Kriegsadlers emporragte. Andere hatten ganze Otterfelle turbanartig um den Kopf geschlungen oder einen ausgebalgten Falken so in den Haaren befestigt, daß der Kopf des Vogels über die Stirne des Kriegers hinausragte, während die auseinander gespreizten Schwanzfedern den Nacken bedeckten. Kragen, mit Elkzähnen und Bärenkrallen besetzt, bedeckten die Schultern; wie Drachenschweife erschienen mächtige, den Rücken hinabfallende und bis auf die Erde reichende Kämme aus Adlerfedern oder grün, roth oder gelb gefärbten Pferdeschwänzen. An den Armen, oberhalb der Kniee und Knöchel waren Schellenschnure und Spangen befestigt, während in den Händen allerhand Waffen, Tomahawks, Bogen und Pfeile, Speere, Flinten, Scalpirmesser und dergleichen getragen wurden.

Von der Betrachtung dieser einzelnen Gestalten wurde meine Aufmerksamkeit durch ein fürchterliches Geheul abgelenkt. Von dem eine englische Meile entfernt gelegenen Lager der Minneconju-Sioux nahte eine dunkle Masse, es waren die Krieger Canchacha-ke's, in ihrem Anzuge ein imposantes, unvergeßliches Schauspiel bietend: gegen 500 im schauerlichsten Aufputz prangende nackte Wilde, die unter dem dumpfen Dröhnen der Trommeln und unter furchtbarem Kriegsgeheul herangezogen kamen. Ich ging den wilden Kriegern einige Hundert Schritte entgegen, die, nachdem sie mich mit ihrem entsetzlichen Schlachtrufe begrüßt hatten, nunmehr in langen Sätzen dem Tanzplatze zustürmten. Die Gesammtzahl der hier versammelten Rothhäute mochte gegen 5000 betragen.

Hier hatte ich nun sattsam Gelegenheit, die wahrhaft athletischen, prächtig gebauten Körper der Sioux zu bewundern. Eine große Zahl der Männer maßen 6 Fuß und mehr, ja einer derselben, „der lange Krieger", mochte gut über 7 Fuß Höhe haben.

An den Tänzen betheiligten sich fast alle Männer; ich bemerkte altersgraue Häuptlinge, die kaum noch den Takt zu halten vermochten, und Knaben von fünf



Ein nächtlicher Kriegstanz der Sioux-Indianer.

Jahren, die aber doch schon in vollem Schmucke und bemalt den Boden stampften. Die Mehrzahl aber waren herrlich gewachsene Jünglinge mit dem denkbar schönsten Gliederbau, von denen gar Mancher einem Bildhauer hätte zum Modelle dienen können.

Auf dem Tanzplatze herrschte nun das wildeste Leben. Zwischen zierlich geschmückten Stäben schwebten zwei mächtige, mit Adlerfedern und Malereien versehene Kriegstrommeln, eine jede von etwa zwanzig Kriegern bearbeitet, die rings um die Instrumente sitzend, denselben zuerst mit ihren langen Trommelschlägeln leise vibrirende Töne entlockten, welche, wie der begleitende Gesang, mehr und mehr anschwollen, immer stärker wurden und, wenn sie ihren geradezu betäubenden Höhepunkt erreicht hatten, plötzlich abbrachen, um nach kurzer Pause auf's Neue zu beginnen. Sobald die Trommeln dröhnten, sprangen hundert, zweihundert, fünfhundert der wilden Tänzer auf und führten unter schakalähnlichem Geheul ihre an heftigen Demonstrationen reichen Tänze aus. Diese bestanden nur in schnellem, convulsiven, abwechselnden Anziehen der Beine und heftigem Auffetzen der Füße. Die Tänzer beugten sich und senkten den Kopf zur Erde, als suchten sie dort die Fußspuren eines zu erschlagenden Feindes, sie richteten den Blick in die Weite und nach den ziehenden Wolken, als wollten sie auch dort einen Gegner erspähen. Dabei schwangen die Hände fortwährend die gräßlich gestalteten Waffen. In das Dröhnen der Trommeln mischte sich das furchtbare Geheul, das Klingen der Schellen und Waffen, und mächtige Staubwolken ließen das schauerliche Bild noch entsetzlicher erscheinen.

Der Begriff des Phantastischen hörte hier vollständig auf, der des Fratzenhaften, des Satanischen trat an seine Stelle. Immer wilder und wüthender brachen die Tanzenden hervor, immer teuflischer erschienen die scheußlich bemalten Leiber, immer verzerrter die Gesichter, immer dämonischer das Geschrei; unheimliche Blitze entsprühten den funkelnden Augen, die Nüstern waren weit geöffnet, fletschend traten die Zähne hervor, die Gestikulationen der Glieder waren unbändigster Raserei, der Tobsucht zu eigen — es war ein Bild, als hätten tausend Höllen ihre Insassen ausgespieen, und schaudernd vermochte ich zu begreifen, warum Soldaten und Offiziere der amerikanischen Armee im entscheidenden Augenblicke sich lieber selbst den Tod geben, als daß sie sich lebend den Händen solcher bemalten Teufel überantworten. —

Am erregtesten wurde die Stimmung, nachdem die Häuptlinge zur Vertheilung der von mir gespendeten Geschenke schritten, und nachdem alles Eßbare verzehrt worden war, brach man auf, zumal ein schweres Gewitter im Anzuge war. —

Schier unermüdlich sind die Indianer in der Abhaltung solcher Orgien, das beweist schon das reiche Programm der Dakotas, welches neben dem oben geschilderten Kriegstanze noch den Sonnen-, Hunde-, Büffel-, Gras-, Rauch-, Weiber-,

Bären- und Schneeschuhtanz enthält, von welchen ein jeder seinen eigenen Charakter hat. Originell ist der Weibertanz. Als ich eines Tages im Lager mit Zeichnen beschäftigt war, klang aus einer benachbarten Hütte der dumpfe Ton einer Trommel, und hatte ich es nicht zu bereuen, daß ich den Stift beiseite legte und den harten, eintönigen Klängen folgte. In dem sehr geräumigen Zelte saßen etwa zwanzig junge Burschen um das Instrument, dasselbe fleißig bearbeitend und mit heulendem Gesange begleitend. Eben so viele junge Mädchen saßen die Zeltwand entlang auf Reisigbündeln. Zwei der rothhäutigen Schönen eröffneten jedesmal den Tanz, drückten sich fest Seite an Seite, Schulter gegen Schulter und hüpften so mit fest aneinandergepreßten Füßen um ein in der Mitte des Zeltes brennendes Feuer. Nachdem so die Runde um dasselbe gemacht war, trat eines der Mädchen auf die Gruppe der jungen Männer zu und zog einem derselben die ihn bis zu den Augen verhüllende Decke weg, worauf der also Aufgeforderte sich zwischen die beiden Mädchen schob, um mit denselben vereint jenes eigenthümliche Hüpfen um das Feuer zu wiederholen. Nachdem wiederum die Runde gemacht war, holte das zweite Mädchen sich gleichfalls einen Gefährten, dieser nach zum dritten Male beendetem Rundtanze wieder ein Mädchen, und so fort, bis schließlich der Kreis um das Feuer geschlossen war und sich etwa vierzig Personen in bunter Reihe zu diesem eigenthümlichen Tanze vereinigt hatten. Die gegenseitigen Aufforderungen zum Tanze trugen einen echt indianischen Charakter; ohne vieles Federlesen zogen die Jünglinge ihre Auserwählten bei den Beinen aus der Reihe ihrer Kameradinnen, wohingegen die Schönen es liebten, ihren Verehrern die Decken so unsanft wie möglich über den Kopf zu zerren.

Nachdem der Kreis vollständig geschlossen war, klammerten Tänzer und Tänzerinnen sich fest aneinander, die Trommelschläge wurden schneller, und lebhafter das seltsame Aufhüpfen der Paare, die unter dem stoßweise hervorbrechenden Gesange ha ha ha bald nach rechts, bald nach links tanzten. Manchmal drehten die jungen Männer sich plötzlich um, die Gesichter gegen die Partnerinnen gewendet, worauf Alle, Männlein und Fräulein, immerfort mit geschlossenen Füßen aufhüpfend, die geballten Fäuste gegen einander schüttelten. Diese Scene und ein darauf folgender schneller Trommelwirbel bildeten das Ende des starren, mumienhaften Tanzes, der nach kurzer Pause dann auf's Neue seinen Anfang nahm.

Tagaus, tagein war ich nun in den indianischen Lagern, zumal das Leben im Forte sowie der Agentur keinerlei Annehmlichkeiten bot und von einer geisttödtenden Einförmigkeit war. Da nichts vorhanden, was mich daselbst wesentlich hätte interessiren können, so nahm ich kurz entschlossen bei den Rothhäuten Quartier und hatte hier sattsam Gelegenheit, meinen Studien obzuliegen.



Künstlerische Studien im Zelte Canchacha-ke's.

Die ethnographischen Beobachtungen, die ich während dieses Aufenthaltes in den Lagern gewann, habe ich in dem besonderen Werkchen „Fahrten im Lande der Sioux“ niedergelegt, und da es nicht in den Rahmen dieses Buches passen würde, diese Beobachtungen hier nochmals wiederzugeben, so verweise ich den freundlichen Leser, der sich eingehender mit der Charakteristik der Dakotas, ihren Sitten und Gebräuchen in Krieg und Frieden, sowie mit ihrer Geschichte befassen will, auf das genannte Werkchen.

Behufs Ausübung meiner künstlerischen Studien war mir das Zelt des Häuptlings Canchacha-ke Hauptquartier. Als ich ging, ihn zuerst zu einer Sitzung zu gewinnen, fand ich ihn allein in seinem Zelte auf seinem ihm zugleich als Nachtlager dienenden Throne sitzend, damit beschäftigt, vor einem kleinen Handspiegel die Keime der Bart- und Augenbrauenhaare auszuraufen, wie es unter den Dakotas allgemeiner Brauch ist. Er begrüßte mich mit einem freundlichen „Hau Cola“ und lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen. Mit vieler Mühe machte ich ihm verständlich, daß ich gekommen sei, eine Zeichnung von ihm anzufertigen und ging er nach einigem ängstlichen Zögern endlich auch darauf ein, glättete sorgfältigst sein Haar und bemalte dann das Gesicht mit gelbem Ocker. Unterdeß hatte sich der Wigwam mit Indianern gefüllt, welche im Kreise niederkauerten, die Pfeife rund gehen ließen und neugierig der kommenden Dinge harrten. Auf einen Befehl des Häuptlings verschwand einer der Krieger, um gleich darauf mit einem Bündel zurückzukehren, aus welchem nunmehr eine jener prachtvollen, den Kopf umgebenden und den ganzen Rücken hinab bis auf die Erde reichenden Kronen aus Adlerfedern zum Vorschein kam, welche nicht ohne Befriedigung von dem Häuptling auf den Kopf gesetzt wurde. Dann umgürtete er seine Lenden mit einem Shawl und setzte sich zurecht, ängstlich darauf achtend, daß ja aller Schmuck und alle Stickereien zur Geltung kämen. Überhaupt nahm er den regsten Antheil an dem Fortschritte der Arbeit, seine Augen leuchteten vor Stolz und Befriedigung, und beständig ließ er sich von einem neben mir hockenden Krieger berichten, welcher Körpertheil nunmehr an die Reihe komme.

Währenddeß ich zeichnete, entwickelte sich eine regelrechte indianische Kaffeevisite; der Häuptling bewirthete seine Gäste mit einem riesigen Kessel Kaffees und einer Schüssel in Büffelfett gesottener Kuchen, von denen ein Jeder zulangte, so viel er mochte. Später ward ein alter erblindeter Indianer in den Kreis geleitet und erzählte derselbe während des ganzen Vormittages mit wohlklingender Stimme allerhand seltsame Märchen und Historien, denen die Anwesenden mit größtem Interesse lauschten.

Um die Rothhäute von der Ungefährlichkeit meiner künstlerischen Studien zu überzeugen und sie zugleich für die letzteren zu interessiren, gab ich einem

neben mir sitzenden Indianer eines meiner Skizzenbücher, Blei und Farben und deutete ihm an, daß er es auch einmal mit der edlen Malerei versuchen und mich selbst abconterfeien möge. Ohne große Ziererei ging der Indianer auch an's Werk und brachte bald eine jener scharfumrissenen Zeichnungen zusammen, welche für die indianische Kunst so charakteristisch sind.

Zwar war an diesem Portrait mein üppiger Haarschopf fortgelassen und ich so schon in effigie skalpirt, dagegen war mein unrasirter Zustand mehr als noth-



Eine Kriegsscene.
Nach einer indianischen Originalzeichnung im Besitze des Verfassers.

wendig angedeutet, auch waren Brille und Cravatte, die hohen Stiefel und die Knöpfe gebührend berücksichtigt.

Die Methode, den einen oder anderen meiner Zuschauer zum Zeichnen zu veranlassen, bewährte sich auf's Trefflichste und verdanke ich derselben, da ich die betreffenden Kunstleistungen vielfach zum Geschenke erhielt oder sonstwie erwarb, eine überaus reiche, wohl einzig dastehende Sammlung von indianischen Originalzeichnungen, welche allerlei Episoden des indianischen Lebens zum Gegenstande haben, wie Liebes- und Werbescenen, Jagdstücke, Kriegsepisoden, Tanzfeste und Darstellungen des Pferde- und Frauenraubes. Auch fehlen nicht Costümfiguren,

Thiere, Landschaften, geographische Karten und mythologische Darstellungen, kurz, fast jede Phase des Lebens auf den Prairien ist berührt.

Nicht immer aber liefen meine Kunststudien so glatt und ohne Störung ab. Eines Tags z. B., als ich gerade auf's Eifrigste mit meinen Studien beschäftigt war, trat eine Bande von fremden Indianern ein, und ganz seltsam ward mir zu Muthe, als diese unter heftigen Gestikulationen berichteten, daß vor wenigen Tagen mehrere ihrer Freunde von Weißen erschossen worden seien, durch welche Mittheilung die Krieger Canchacha-ke's so in Aufregung geriethen, daß sie in Gemeinschaft mit



Indianische Werbescene.
Nach einer indianischen Originalzeichnung im Besitze des Verfassers.

den Fremdlingen unter großem Getöse und furchtbarem Geheul einen Kriegstanz aufführten, bei dessen Anblick mir, dem einzigen Bleichgesichte im Lager, die Haare zu Berge stiegen, zumal als die Wilden mit ihren langen Messern und Beilen all die Handgriffe ausführten, die beim Niederschlagen und Skalpiren der Feinde im Brauch sind. Kaltblütig angesichts solcher Scenen zu bleiben, war namentlich den Fremdlingen gegenüber geboten, und gelang es mir auch, meine äußere Ruhe so zu bewahren, daß ich dem einen oder andern der Krieger, wenn seine funkelnden Augen auf mir hafteten, lächelnd zunickte, obwohl im Geheimen mir eine Gänsehaut nach der anderen den Rücken hinablief.

Ein anderes Mal hatte ich einen der Häuptlinge mit zu Boden gesenkten Blicken] dargestellt, auch waren seiner Meinung nach die Haarzöpfe etwas zu

kurz gerathen; seine Aufforderung, diese Mängel zu ändern, war mit so verdächtigen Handbewegungen begleitet, daß ich es gerathen hielt, das verletzte Gefühl des Kriegers durch Umänderung der betreffenden Stellen zu besänftigen. Wie leicht die Anschauungen der Wilden verletzt werden können, weiß auch der Reisende Catlin zu berichten, welcher einst einen Häuptling durch den Umstand, daß er dessen Gesicht im Profil anstatt „en face“ gezeichnet, so in Wuth versetzte, daß er nur durch die schleunigste Flucht dem Tode entrann. Der Häuptling hatte es als eine Schmach angesehen, daß Catlin nur die eine Hälfte seines Gesichtes gezeichnet, indem er annahm, der Maler habe die andere Hälfte des Abbildens nicht werth, für zu schlecht gehalten. Für einen Medizinmann, der es verstehe, die Seelen der Menschen aus den Körpern zu ziehen und auf Papier zu heften, nahmen mich nicht Wenige und wurde von diesen mein Thun und Treiben beständig mit Mißtrauen beobachtet. Nicht um alle Schätze der Welt wären diese Abergläubigen zu bewegen gewesen, mir zu sitzen, ebenso wie es mir unmöglich war, von einem Mädchen oder einer Frau ein Portrait zu erlangen.

Zur Hebung meines Ansehens trug nicht wenig meine Brille bei, augenscheinlich ein in Indianerlanden noch nie gesehenes Zauberwerkzeug, kraft welches ich in den Stand gesetzt werde, allerlei Künste zu vollführen. In dieser Annahme wurden die Rothhäute bestärkt, als die hervorragendsten Häuptlinge auf ihren Wunsch der Reihe nach durch die Gläser 'meiner Brille blicken durften. Da sämmtliche Häuptlinge mit vorzüglichen Augen ausgestattet waren, so vermochte es natürlich nicht Einer, längere Zeit durch die hochgradigen Gläser (Nr. 7 conv.) zu sehen, deren Schärfe sofort bewirkte, daß den Wilden ganz drehend im Kopfe wurde oder ihnen die hellen Thränen in die Augen traten. So wenig die Indianer den Zweck der Brille zu erfassen vermochten, ebenso wenig vermochten sie zu begreifen, wie ich tagaus, tagein dies Zauberding zu tragen vermöge, ohne Ermüdung oder Unbehagen zu verspüren. Dieser, mit einer stählernen Umfassung versehenen Zauberbrille hatte ich auch meinen indianischen Namen Ista-masa, „Eisenauge“, zu verdanken.

Auch meine wohlgefüllte Reiseapotheke war den Naturkindern ein Gegenstand der Bewunderung, und als gar eines Tages zufällig der Stöpsel eines in meiner Tasche verwahrten Fläschchens Salmiakgeistes sich löste, der Inhalt der Flasche in das Taschentuch floß und dieses, den Rothhäuten unter die Nase gehalten, sofort die Wilden zum Weinen brachte, da war mein Ruf als mächtiger Zauberer so fest begründet, daß mich selbst die in allerlei nichtsnutzigen Künsten geriebenen Medizinmänner des Stammes mit scheuem Staunen betrachteten.

Unter dem Schutze dieser mich umgebenden Zauberatmosphäre konnte ich mancherlei Dinge unternehmen, deren Ausübung wohl nicht jedem Bleichgesichte

gestattet worden wäre. So konnte ich ungehindert mich den Grabstellen nähern, deren Betretung sonst nur höchst ungern von den Indianern gesehen wird.

Um die Art und Weise näher kennen zu lernen, wie die Sioux ihre Todten aufbewahren, begab ich mich eines Tages nach einem großen Begräbnißplatze, der in der Entfernung von einigen Meilen vom Lager gelegen war. Still und einsam war die Prairie, kein Mensch zu sehen, mit mir nur der leichte Morgenwind. Nach längerer Wanderung stand ich zu Füßen eines Hügels, auf dessen Plateau etwa zwölf bis vierzehn jener eigenthümlichen Gerüste aufgestellt waren, auf welchen die Dakotas ihre Todten aufzubahren pflegen. Einige dieser Gerüste bestanden nur aus zwei, oben gegabelten Pfählen, zwischen deren Gabel ein dritter Pfahl quer gelegt war, auf welchem dann die Leiche befestigt war. Andere, zur Aufnahme mehrerer Leichen bestimmte Gerüste bestanden aus vier oder mehr in die Erde gerammten Pfählen, zwischen welchen in einer Höhe von acht bis zehn Fuß ein aus kleineren Ästen und Zweigen gebildeter Tragboden hergerichtet war, auf welchem die in Kisten, Büffelhäuten oder wollene Decken geborgenen Todten ruhten. Dieselben waren in ihren besten Schmuck gekleidet; alles Hausgeräthe und die Waffen waren an dem Fuße der Grabstelle niedergelegt; auch waren einige Büffel und die Lieblingspferde der Verstorbenen hier erschossen und die Schädel der Thiere im Kreise um die Grabstelle gelegt worden. Ferner gewahrte ich daselbst einige wirkliche Gräber, über welche sich kleine Hügel wölbten, an deren oberen Ende ein schmaler, offener Spalt einen Blick bis auf die primitive als Sarg dienende Holzkiste gewährte.

Auch um diese Hügel lagen Dutzende von Pferde- und Büffelschädeln aufgeschichtet. Die ganze Begräbnißstelle bot ein eigenthümliches Bild. Einige Gerüste waren zusammengebrochen, so daß fünf bis sechs Leichen halb schwebend lagen, halb zur Erde hingen und von Thieren augenscheinlich übel zugerichtet waren. Wild zerzaust lag all der Perlenschmuck und die bunten Fetzen umher, dazwischen waren menschliche Arm- und Beinknochen verstreut, ein paar Schritte weiter ein nackter, blendend weißer Schädel, mit leeren Augenhöhlen zum blauen Himmel emporstarrend, etwas weiter entfernt gewahrte ich einen Haufen blechernen Geschirres, menschliche Kinnladen, Rippen und Rückenwirbel, Patrontaschen, Lederwerk und rostige Tomahawks bunt durch einander. In der Nähe eines der Gräber fand ich einen kleinen, zum Mahlen des Getreides dienenden Schleifstein, bei einem anderen einen seltsam gebogenen Löffel aus Büffelhorn, bei einem dritten ein kleines Bündel, in welchem, dutzendemale mit Zeugstreifen umwunden, allerlei seltsame Dinge sich befanden: angebrannte Holzspähne, indianischer Tabak, Maiskörner, Stücke getrockneten Fleisches und dergleichen mehr, augen-

scheinlich Mitgaben für die Todten während ihrer Wanderung nach den glücklichen Jagdgründen.

Als ich mich am anderen Morgen wieder einfand, um eine der Begräbnißstellen zu malen, fand ich die eingebrochenen Gerüste völlig zerstört und zusammengerissen. Alle menschlichen Knochentheile waren aus den modernden Hüllen herausgenommen und entfernt worden, ein sicheres Zeichen, daß die Indianer, die meine Studien mit Mißtrauen beobachtet hatten, hier thätig gewesen waren. Und wirklich strichen den ganzen Tag, so lange ich malte, unheimliche Gestalten über die



Eine Begräbnißstätte der Dakota-Indianer.

Hügel, einmal sogar kam eine alte Indianerin in meine Nähe, um meinem Treiben zuzusehen. So wußte ich mich von allen Seiten auf's Schärfste beobachtet, da die Indianer nur ungern einem Bleichgesichte den Zutritt zu einem Begräbnißplatze gewähren und Demjenigen den sichern Tod geben, der es wagen würde, nur einen der Gegenstände wegzunehmen. Den scharfgeladenen, schußfertigen Revolver bereit haltend, malte ich so den ganzen Tag, auf Alles gefaßt, jedoch konnte ich meine Studien ungehindert beenden und gelangte wohlbehalten in's Lager zurück. Wenn ich hier die Bemerkung einschalte, daß man fehlgeschlagenen oder wenig geglückten wissenschaftlichen Expeditionen gegenüber, angesichts der mangelhaften oder unvollständigen Resultate, den voreiligen Tadel doch ja zurückhalten möchte, so rede ich wohl manchem Forschungsreisenden aus dem Herzen. Es ist

ein gar eigen Ding, muß man seinen Studien obliegen mit dem Revolver in der Hand, den Blick nach rechts und links und hinter sich gerichtet, um zu sehen, ob auch dort Land und Luft rein sei, während das Ohr zugleich gespannt lauscht, ob die unheimliche Stille rings umher nicht plötzlich von dem Schwirren eines Pfeiles unterbrochen wird. Wenn Tadler und Stubengelehrte vermeinen, unter solchen Umständen Besseres und Vollkommeneres zu leisten, so mögen sie es nur einmal versuchen.

Bald darauf hatte ich Gelegenheit, dem Begräbniß eines jungen Indianers, welcher sich in dem letzten Kriege besonders hervorgethan hatte, beizuwohnen. Derselbe war an einer alten, wieder aufgebrochenen Wunde gestorben und nun rüstete man sich, ihm die letzten Ehren zu erweisen.

In dumpfem Schweigen, das Antlitz schwarz bemalt, saß der greise Vater des Dahingeschiedenen, tief in seine Decke gehüllt, ohne die Freunde, die Verwandten zu beachten, welche erschienen waren, um mit ihm den allzufrühen Hingang des Tapferen zu beweinen. Schon hatten einige Weiber begonnen, dem Todten den letzten Schmuck anzulegen. Quer über den Mund ward in schwarzer Farbe eine Hand gemalt, mit dem Daumen auf einer Seite des Mundes und den Fingern auf der anderen. Der übrige Theil des Gesichtes wurde roth gefärbt, als Zeichen der Achtung vor der Tapferkeit des todten Kriegers. Ihm zur Seite ruhten die Waffen: der Bogen, die Pfeile und die steinerne Kriegskeule; über dem Herzen ward der Talisman des Indianers, der Medizinbeutel, niedergelegt, und am Gürtel die erbeuteten Skalpe befestigt.

Die Bewohnerschaft des ganzen Lagers hatte sich inzwischen versammelt, um an den nunmehr beginnenden Trauerfeierlichkeiten theilzunehmen. Diese Feierlichkeiten oder Lamentationen bestanden im Ausstoßen herzbrechenden Geschreies, in welches alle Anwesenden vereint einstimmten. Es waren Klagen ohne Wortlaut, aber ergreifend und voller Weh.

Unbeweglich saß Ite-o-magayu, der Vater des Dahingeschiedenen. So stier war sein Blick auf die erkalteten Glieder des Sohnes gerichtet, daß man versucht sein mochte, den Lebenden mit dem Todten zu verwechseln. Endlich aus seiner Lethargie erwachend, fiel sein Haupt schwer auf die Brust herab; der Mund murmelte abgerissene Laute, die immer mehr anschwollen, es war ein Loblied auf den Dahingeschiedenen:

„Du warst schneller denn der Hirsch; dein Auge war schärfer als das des Königsfischers, und seit dem Tage, wo du allein den mächtigen Bären der schwarzen Berge erlegtest, war kein Mensch, kein Thier, dem du dich scheutest gegenüberzutreten. Deine Stimme im Kampfe hallte wie der Donner des Großen Geistes,

dein Arm war stark wie ein Blitzschlag, dein Kriegsbeil war roth vom Blute unserer Feinde."

„Du bist dahingegangen im Glanze deiner Tage. Unsere Feinde werden jauchzen, während unsere Herzen weinen und unsere Arme herabhängen wie die der Todten!"

Lautes Wehklagen, herzbrechendes Schluchzen erfüllte den Raum. Die Weiber begannen, den Todten in neue Decken einzuhüllen. Über diese Hüllen ward eine Büffelhaut geschlagen und das Ganze mit Lederstreifen fest umwunden. Eine scharlachrothe Decke bildete den letzten äußeren Schmuck.

In langem Zuge wallfahrteten die Trauernden dem Todtenhügel zu, wo die Abgeschiedenen auf den Todtengerüsten aufgebahrt werden.

Die Wittwe des Verstorbenen begann, unter lauten Wehrufen, das Haar zu zerraufen und abzuschneiden; mit scharfem Feuersteinmesser zerfleischte sie sich Arme, Beine und Brust; die Männer, welche ihre Trauer besonders bezeigen wollten, stießen spitzige Holzstücke durch ihre Haut und verstümmelten sich in schauerlicher Weise, indem sie einzelne Glieder ihrer Hände und Füße abhackten.

Der Körper des Todten ward, mit dem Kopfe nach Süden, aufgebahrt, und alles Hausgeräth, das dem Abgeschiedenen zu eigen gewesen, ward mit seinen Waffen am Fuße der Grabstätte niedergelegt, auch wurden einige Pferde hier erschossen, damit sie dem Todten in den glücklichen Jagdgründen zu Diensten sein möchten.

Die Theilnehmer an der Trauerfeierlichkeit trennten nunmehr einzelne Locken von ihren Häuptern und legten sie auf den todten Körper; die Wittwe aber ging unter Wehklagen und Geschrei so oft im Kreise umher, so viele Jahre sie Wittwe zu bleiben gedachte. Jeder Umgang bedeutete ein Jahr.

Die Wittwe verweilte noch am Grabe, nachdem alle Theilnehmer am Trauerzuge längst heimwärts gekehrt waren. Viele Nächte wandelte sie allein zum Todtenhügel, um mit dem Geiste des Dahingeschiedenen Zwiesprache zu halten oder ihm Nahrung zu bringen.

Still und ergeben ist die Indianerin in ihrer Trauer; stundenlang lauscht sie dem Plätschern des thalwärts eilenden Gebirgsstromes oder dem Säuseln des Windes in den Sträuchern.

Nur zeitweise, wenn der Gram mit aller Bitterkeit ihr Herz zerkrampft, entringt sich der gequälten Brust ein Wehgeschrei, welches schaurig durch die Berge hallt und jedem zufällig in der Nähe lagernden Bleichgesichte unheimliches Grausen verursacht. —

Wie jedes Gemeinwesen, so hatten auch die Indianerlager bei Standing Rock ihre anrüchigen Existenzen. So vertraten mir eines Tages, als ich meinen Streifereien

oblag, in einer einsamen Schlucht zwei abgerissene Gesellen den Weg. Die Worte „money“, „money“ waren verständlich genug für mich, und da ich außer einem gespitzten Bleistifte zufälligerweise keine Waffe mit mir führte, so gab ich ohne Widerrede den beiden bis an die Zähne bewaffneten Giganten das Kleingeld, welches ich gerade mit mir führte.

Damit aber nicht zufrieden, verlangten die Wegelagerer mehr, und als ich durch Umwenden der Taschen deutlich gemacht, daß nichts Klingendes weiter vorhanden, forderten sie, daß ich einen Bon ausstelle, auf welchen hin sie in dem Fort Kaffee und Zucker erhalten könnten. Um die Gesellen los zu werden, stellte ich einen Bon aus, „good for nothing“ zugleich ersuchend, die Vorzeiger schärfer in's Auge zu fassen und ihre Persönlichkeiten festzustellen. Des frohen Glaubens, daß sie auf meine Zeilen hin ganze Berge von Zucker von den Bleichgesichtern im Fort erhalten würden, trollten sich die beiden Räuber; ich gelangte hingegen, weiter unbelästigt, in Canchacha-ke's Lager, verblieb dort den Tag und kehrte gegen Abend zur Agentur zurück, wo ich sofort Anzeige von dem Vorgefallenen machte. Die Gesellen hatten richtig meinen Zettel allerorten präsentirt, unbegreiflicherweise aber weder Zucker noch Kaffee erhalten. Meine List war gelungen, die Namen der Beiden waren bekannt und in weniger als einer Stunde standen, durch die rührigen indianischen „Scouts“ herbeigeschafft, der „Hohe Bär“ und „das hölzerne Messer“ vor dem Richterstuhle des Agenten, der die Sünder so in die Enge trieb, daß heller Angstschweiß auf ihre Stirne trat, und sie ihre ledernen Beutelchen öffneten, um mir das Geraubte zurückzugeben. Nachdem man den Räubern gedroht, sie zuerst zu greifen, im Falle mir irgend wieder eine Beleidigung begegne, wurden die Übelthäter auf meine Fürsprache hin in Freiheit gesetzt.

Wenige Tage später stand ich dem „Hohen Bären“ auf's Neue gegenüber in einsamer Prairie. Als wir uns einander näherten, gewahrte ich, wie seine Augen unheimlich funkelten, und er eine Ballspielkeule, die er im Arme trug, fester faßte. Ich ging auf ihn zu und bot ihm mit der Frage: „Cola?“ (Freund?) die Hand, die aber nicht angenommen wurde. Als ich zugleich eine verdächtige Bewegung bemerkte, war ich im Nu zurückgetreten und stand in Bereitschaft meinem Gegner gegenüber, den Revolver auf die Brust desselben gerichtet. Unauslöschlicher Haß malte sich in den finsteren Zügen des Häuptlings, der es aber wohlweislich vorzog, seine Rache auf einen günstigeren Augenblick zu verschieben, da er erkennen mochte, daß ich ihn bei der geringsten Bewegung niedergeschossen hätte. Bittere Feindschaft herrschte zwischen uns Beiden die ganze Zeit meines Aufenthaltes hindurch, oft sah ich die durchbohrenden Blicke meines Gegners aus der

Menge auf mich gerichtet, doch trafen wir niemals wieder so unmittelbar zusammen. —

Eines Morgens sah ich mehrere Frauen beschäftigt, mittelst größerer biegsamen Zweige und Weidenruthen ein Gerüste herzustellen, dergestalt, daß die Spitzen der in einem Kreise in die Erde gesteckten Ruthen so zusammgebunden wurden, daß ein niedriges halbkugelförmiges Hüttchen entstand, in welchem etwa ein Dutzend Personen Raum haben mochten. Dies luftige Bauwerk wurde schließlich mit wollenen Decken und Büffelhäuten so überdeckt, daß der ganze Innenraum vollständig hermetisch abgeschlossen war.

Freund Mato-sapa, der „schwarze Bär", der langen Schrittes daher kam, entgegnete auf meine Frage, welchen Zweck die kleine Hütte habe, daß es ein Haus zum Schwitzen sei, mich zugleich einladend, mit von der Partie zu sein. Da ich schon mancherlei von derartigen indianischen Schwitzbädern gehört hatte, die Herrichtung derselben mir aber noch unbekannt war, so entschloß ich mich, an dem primitiven Bade theil zu nehmen, und da auch Canchacha-ke und Mato-sapa an der Wäsche participirten, so folgte ich kurz entschlossen deren Beispiel und begann mich zu entkleiden. Auffallend erschien mir, daß die Rothhäute zur Bedeckung der Lenden und des unteren Körpers nichts als ein Bündel frischen Grases verwendeten. Nachdem wir Alle in den Raum geschlüpft und uns längs der Wandung im Kreise niedergelassen hatten, schleppten einige Weiber etwa ein Dutzend im Feuer heißgemachte Steine herzu, andere brachten mehrere große Töpfe mit Wasser herbei und nachdem Beides im Mittelpunkte des Raumes untergebracht war, wurde auch der Eingang des Hüttchens mit Fellen luftdicht verschlossen.

Stockdunkel war es um uns her, Keiner durfte sich von der Stelle rühren, und nun bekundete ein heftiges Zischen und Kochen, daß einer der Indianer begonnen habe, den Inhalt der Wassertöpfe über die heißen Steine auszugießen. Das Zischen hielt an, immer schwerer und dunstiger wurde die Luft und schließlich fühlte ich, wie ganze Wolken heißen Qualmes mich umwogten. Nun begannen die Indianer einen ihrer eigenen monotonen Gesänge, dazwischen kreiste ein kühlender Trunk von Mund zu Mund, ab und zu flogen schelmische Witzreden her und hin. Dazwischen wurden immer neue Wassermassen auf die Steinbrocken gegossen, so daß die Dampfwolken immer dichter wurden. In kurzer Zeit fühlte ich, wie der Schweiß aus allen Poren brach und in wahren Strömen den nackten Körper herabrieselte.

So mochten zehn Minuten verflossen sein, als Canchacha-ke die äußere Hülle der Hütte ein wenig lüpfte, um frische Luft einzulassen. Dicke Wolken heißen Qualmes fuhren aus der Öffnung hinaus, die bald darauf wieder geschlossen

wurde, da das Bad fortgesetzt werden sollte. Neue Wasserströme ergossen sich über die heißen Steine, wiederum stiegen brühwarme Dämpfe empor, auf's Neue brach der Schweiß aus allen Gliedern, so daß ich fast in Verwunderung über die großen Quantitäten Schweißes war, die der Körper abzugeben vermag.

Endlich aber hatten auch die Rothhäute genug, die Felle wurden zurückgeschlagen und nun rannten Einige schnellen Laufes bis zum nahen Flusse, um sich kopfüber in die kühlen Fluthen hinabzustürzen. Ohne mit diesem Experiment meine Schwitzkur gekrönt zu haben, begab ich mich in Canchacha-ke's Zelt zurück, um mich wieder anzukleiden. Die Rothhäute aber gaben sich einem seligen dolce far niente hin, streckten sich auf die Büffelhäute, rauchten ihre Pfeifen und ergötzten sich an den heiteren Erzählungen, die Dieser oder Jener zum Besten gab.

In die Zeit meines Aufenthaltes unter den Sioux fiel auch der Tag, wo den Indianern die allmonatlich von der Regierung zu liefernden zweihundert Stück Viehes übergeben wurden. An diese Übergabe reihte sich unmittelbar das Schlachtfest. Hat ein solches Ereigniß schon bei civilisirten Völkern einen festlichen Anstrich, so war dies hier noch mehr der Fall. Alle erschienen im buntesten Schmucke, Alle hatten die Malereien in den Gesichtern noch einmal so bunt und dick aufgetragen, nur die zur Arbeit beorderten Männer trugen weniger gute Kleidung, da ja heute das Blut in Strömen fließen sollte. Schon in aller Frühe des Morgens begannen die Agenturbeamten damit, das Vieh zu wägen. Gegen zweihundert texanische Ochsen befanden sich in einem aus schweren Holzstämmen gezimmerten Kraal, welcher in mehrere Abtheilungen gesondert war. Berittene „Cow-boys" trieben nun vermittelst kräftiger Peitschenhiebe die Ochsen Stück für Stück durch einen schmalen Gang nach einer Waage und von dort in den größeren Raum des Kraales, wo sämmtliche gewogenen Thiere vereinigt wurden.

Dieses mehrere Stunden in Anspruch nehmende Geschäft bot die wildesten Scenen dar, das Wiehern der Pferde, das Bellen der unzähligen Hunde, das Gebrüll der Ochsen und Rinder, das Geschrei der mit ihren schweren Peitschen die Nacken der Thiere bearbeitenden Viehtreiber erfüllten die Luft, dazwischen tönte das Lachen der nach Tausenden zählenden Indianer, wenn irgend ein erschreckter Ochse in seiner blinden Angst eine außergewöhnliche Scene verursachte.

Wie Hyänen hockten oder standen die Wilden rings um das Gehege, ruhig, ich möchte sagen, mit teuflischer Ruhe des Augenblickes harrend, wo die Thiere ihnen überantwortet würden. Endlich kam dieser Moment heran. Rings an der Außenseite des Kraals stellten sich büchsenbewaffnete Indianer auf, um gleichzeitig von allen Seiten in die zitternde, zusammengedrängte Heerde hineinzufeuern. Zuerst ertönte ein einzelner Schuß, und schweren Falles brach ein mächtiger Ochse, in's

Gehirn getroffen, in sich zusammen und Blutströme entquollen den weit geöffneten Nüstern. Und dann krachten von rechts und links, von hüben und drüben ganze Salven, das angsterfüllte Todesgeschrei der stürzenden Thiere erfüllte die Luft und binnen Kurzem war der ganze Raum mit um sich schlagenden, zuckenden, röchelnden Körpern bedeckt. Endlich war das Werk gethan und nun kletterten allenthalben dunkle Gestalten wie Panther an den Außenwänden des Kraales empor und sprangen in den Innenraum hinab. Mit großer Geschicklichkeit wurden zunächst vermittelst weniger Schnitte die Zungen der Thiere aus den Hälsen gelöst und an langen Stäben aufgereiht, dann ging es an das Zerlegen der leblosen Körper. Eine halbe Stunde lang hörte man nichts als das Krachen der zerschlagenen Knochen, sah man nichts als tausend rührige Hände, blitzende Messer und geschwungene Beile, dann war die wüste Metzgerei vorüber, das Fleisch in Stücke zerschnitten und den Weibern und den Ponys aufgeladen worden.

Alles wurde weggeschleppt, und schwer beladen mit bluttriefender Last keuchte Jung und Alt den Zelten zu, um dort einen Theil des Fleisches in lange, dünne Streifen zu zerlegen und diese, über Stäbe und hohe Gerüste gehängt, an der Sonne zu dörren.

Binnen Kurzem lag die Stätte, die soeben noch ein Bild wildbewegtesten Treibens dargeboten, wieder öde und leer, erst in den Nachmittagstunden sammelten sich Schaaren von Aas- und Raubvögeln, um an den blutigen Überresten ihren Hunger zu stillen. In den indianischen Lagern aber herrschte heller Jubel; die Schmausereien währten vom Morgen bis zum Abende und das Dröhnen der zum Tanze rufenden Trommeln erklang bis nach Mitternacht.

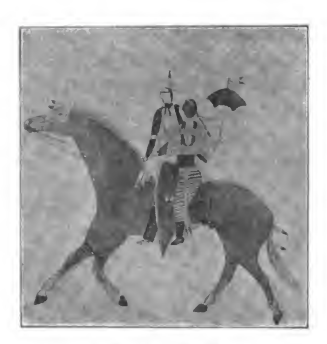
Am 2. October, einem Sonnabend, den die Indianer charakteristisch für die von ihnen bei den Bleichgesichtern beobachtete Eigenthümlichkeit Owanka-jujaja, „den Tag des Bodenputzens" nennen, erhielt ich von Capitän Boyton Nachricht, daß er am nächsten Tage in Standing Rock eintreffen werde. Und wirklich kam er auch gegen Mittag in Sicht. In Eile stürzte die ganze Besatzung des Fortes, der Agentur sowie die Bevölkerung der indianischen Lager an das Ufer des Flusses, um den inmitten der gelben Fluthen treibenden Schwimmer zu sehen. Unsere Begrüßung war eine recht herzliche; in Gesellschaft Boyton's befand sich ein Berichterstatter des „New-York Herald", welcher zu seiner Fortbewegung ein mit grüner Ölfarbe gestrichenes Leinwandboot benutzte.

Boyton blieb den Rest des Tages hier und entschloß sich auch, den folgenden zu verweilen, da an diesem Tage eine großartige Versammlung der Indianer stattfinden sollte, während welcher Major McLaughlin, der neue Agent der Regierung, sich vorzustellen gedachte. Dieses Concil, das großartigste und wichtigste

von allen, welche seit Generationen abgehalten worden, habe ich gleichfalls in dem bereits erwähnten Werkchen „Fahrten im Lande der Sioux“ in eingehendster Weise geschildert und kann darum eine nochmalige Wiederholung umgehen.

Boyton schwamm in Gesellschaft seines Reisegenossen Mittwochs wieder ab. Ganze Horden von Sioux standen am Ufer, um der seltsamen Abfahrt zuzuschauen. Sie konnten sich nicht genug wundern über „den Mann im Wasser“ und konnten vor Allem nicht den Zweck seines sonderbaren Reisens verstehen, der, nebenbei gesagt, auch manchem Bleichgesichte dunkel geblieben sein dürfte. Die Einladung Boyton's, in dem Boote des Reporters den Missouri mit stromab zu gehen, schlug ich aus, da ich einestheils meine Studien hier noch nicht abzubrechen wünschte, anderntheils auch eine von den Indianern projectirte große Büffeljagd mitzumachen gedachte, zu welcher zweihundert Krieger unter verschiedenen Häuptlingen ausgerüstet werden sollten. Leider aber trat eine so überaus ungünstige Witterung ein, daß ich mich entschloß, von der Partie abzustehen. Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt. Schwere, vom Nordwind gejagte Regenwolken hingen über die gelben Prairien hernieder und augenscheinlich war der Eintritt kälterer Witterung bald zu erwarten. Prachtvolle Nordlichterscheinungen zeigten sich am Himmel, das Nahen des Winters verkündend, der in diesen Landschaften ein strenges Regiment übt. Da es meine Absicht war, noch vor Einbruch desselben den sagenhaften Pfeifensteinbruch sowie den in Fort Randall internirten berühmten Siouxführer Sitting Bull zu besuchen, so entschloß ich mich gegen Mitte des Monates October die Standing Rock Agentur zu verlassen. Der Tag der Abreise war schauerlich kalt, ein eisiger markdurchschneidender Boreas pfiff über die Hügel und hatte den in der Nacht gefallenen Thau in pures Eis verwandelt, so daß ein jeder Grashalm, eine jede Staude mit einem durchsichtigen krystallenen Gewande umkleidet war, welches unter den Hufen der Pferde gleich künstlichen Glasblumen krachte und splitterte. Ein herrlicher Anblick wurde uns, als die Sonne aufstieg. Dunkelblaue Wolkenbänke lagerten über den Prairien und der Missouriniederung und gegen diesen Hintergrund erschienen die glitzernden, eisüberzogenen Hügel und Ebenen wie ein silbernes Meer, all die hohen Wellenberge, all die feineren Bewegungen eines solchen in starrer Ruhe bietend. Als die Sonne über die Wolkenbänke lugte, ward das Bild berückend schön, da waren die glitzernden, gleißenden Diamantberge, welche in einigen Märchen eine so bedeutende Rolle spielen und nur von auserwählten Zauberprinzen bestiegen werden können. Die Märchenstaffage, die Zauberprinzessin, aber fehlte; die einzigen lebenden Wesen waren wilde Gänse, Enten und Hühner, die, durch das Geräusch des rollenden Wagens aufgeschreckt, schwirrend aufstiegen, um einige Hundert Schritte weiter wieder niederzufallen.

Am Nachmittage erreichten wir die eben in ihren ersten Anfängen begriffene Ansiedlung Mandan, die an derselben Stelle gelegen ist, wo dreißig Jahre zuvor die Heimstätten der inzwischen ausgestorbenen Mandanen gewesen. Von hier aus überschritt ich den Missouri und wendete mich dann gen Südosten, um zunächst den in der südwestlichsten Ecke des Staates Minnesota gelegenen Pfeifensteinbruch zu erreichen.



Gemeinschaftlicher Ritt.
Nach einer indianischen Originalzeichnung im Besitze des Verfassers.



Tchanopa-o-kä, das Heiligthum der rothen Rasse.

Zu den Höhen der Prairien,
Zu dem Bruch der Pfeifensteine
Gitche Manitu, der mächt'ge,
Er, des Lebens Herr, stieg nieder.
Auf des Steinbruchs rothen Klippen
Stand er, und berief die Völker,
Rief die Stämme all zusammen ....
Von dem rothen Fels des Steinbruchs
Brach er mit der Hand ein Stück sich,
Welches mit Gestalten schmückend
Er zum Pfeifenkopfe formte;
Pflückte drauf zum Pfeifenstiele
An des Flusses Rand ein Schilfrohr,
Frisch, voll dunkelgrüner Blätter;
Füllte dann den Kopf der Pfeife
Mit dem Bast der rothen Weide.
In den nahen Wald nun blies er,
Daß sich seine Aeste rieben,
Bis sie gluthumflossen flammten.
Aufrecht auf der Höhe rauchte
Gitche Manitu, der mächt'ge,
Calumet, die Friedenspfeife,
Als ein Zeichen allen Völkern.

So beginnt Longfellow, der unvergleichliche Sänger, sein Lied von Hiawatha, seine indianische Edda, in welcher er eine große Zahl alter merkwürdiger, indianischer Legenden und Überlieferungen niedergelegt hat. —

Ein dichter blauer Dunstkreis entstieg der Pfeife, immer steigend, steigend, steigend, bis er als Silberwolke den Himmel berührte, und dort, zerstäubend, Alles rings umher durchwogte.

Alle Stämme sah'n dies Zeichen und

Auf den Flüssen, durch die Steppen
Kamen der Nationen Krieger:
Kamen Delawares und Mohawks,
Kamen Choktaws und Comanches,
Kamen Shoshonins und Blackfeets,
Kamen Pawnees und Omahaws,
Kamen Mandans und Dakotas
Und Huronen und Ojibways.
Durch der Friedenspfeife Zeichen
Allvereint die Krieger zogen
Hin zu der Prairie Gebirgen,
Zu dem Bruch der Pfeifensteine.

Gitche Manitu sah auf sie nieder, theilnahmsvoll, er sah ihren Grimm und Hader, ihre Kampflust wider einander, ihren Haß, geerbt von ihren Vätern — und warnend rief er seinen Kindern zu, die alten Rachegebete verstummen zu lassen, den Krieg aufzugeben und fortan als Brüder mit einander zu leben, anderenfalls würden sie elend untergehen. Und auf das Geheiß des großen Geistes badeten sich alle Krieger in dem den Felsen entquellenden Strome, wuschen den bunten Kriegsschmuck ab und verscharrten in dem Sand die Äxte.

Schweigend brachen dann die Krieger
Einen rothen Stein vom Steinbruch,
Formten draus sich Friedenspfeifen;
Brachen langes Schilf am Flusse,
Schmückten's mit den schönsten Federn,
Kehrten heimwärts dann die Schritte.
Doch des Lebens Herr, entschwebend
Durch zertheilte Wolkenschleier,
Durch die goldne Himmelspforte,
Schwand dahin vor ihren Augen,
Eingehüllt von dem Pukwana,
Von dem Rauch der Friedenspfeife . . . . .

Der „ferne Westen" der Vereinigten Staaten ist reich an Schönheit, reich an romantischen und sagenumwobenen Plätzen. Unstreitig aber gebührt der erste Rang unter all diesen durch Gesänge und Traditionen berühmten Localitäten dem großen Pfeifensteinbruche, dessen Gebiet den kupferfarbenen Urbewohnern Nord=Amerikas lange Jahrhunderte hindurch als der heiligste aller heiligen Plätze gegolten. Ihre Legenden und Überlieferungen kommen darin überein, daß hier nicht allein der

Gebrauch der Friedenspfeife, sondern auch die rothe Rasse selbst ihren Ursprung fand.

Es ist noch nicht lange, daß die Bleichgesichter die erste Kunde von diesem indianischen Heiligthume erhielten. Capitän Carver, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Landschaften im Herzen Minnesotas durchstreifte, war der Erste, welcher die ersten unbestimmten Nachrichten über die im Südwesten gelegenen „Rothen Berge“ brachte, aus deren Gestein die Indianer jene Pfeifen schnitzten, deren Darbietung als ein Zeichen der Freundschaft unter den Rothhäuten gang und gäbe war. 70 Jahre noch blieb das Geheimniß, welches über diesen rothen Bergen ruhte, unentschleiert, Niemand wagte aus Furcht vor den Indianern, die jedem Bleichgesichte die Annäherung zu ihrem Heiligthume versagten, den rothen Bergen näher zu kommen. Erst Georg Catlin, dem bekannten Reisenden, gelang es, im Jahre 1832 dieselben zu erreichen, sechs Jahre später kam der Ingenieur Nicolett ebenfalls zum Ziele und beide haben Schilderungen des Pfeifensteinbruches gegeben. Doch sind außer einer kaum getreuen, dilettantenhaften Abbildung des Bruches, die in Catlin's Werken zu finden ist, der Welt keine weiteren Aufnahmen bekannt und dürften die in meinem Werke „Von Wunderland zu Wunderland“ enthaltenen Illustrationen im Verein mit den diesem Abschnitte beigegebenen Bildern als die ersten zuverlässigeren zu betrachten sein.

Noch in neuerer Zeit war der Besuch des seltsamen Gebietes mit großen Schwierigkeiten verknüpft; so gingen z. B. im Jahre 1855 drei Reisende, die von Prairie du Chien gekommen, nicht fern vom Ziele aus Furcht vor den Indianern zurück, ebenso eine zweite Gesellschaft inmitten der sechziger Jahre. —

Mitternacht war vorüber, als ich, von der Standing Rock Agentur her kommend, nach tagelanger harter Fahrt endlich bis zur äußersten Südwestecke des Staates Minnesota vorgedrungen und dem Ziele meiner Reise nahe war. Mit Spannung sah ich dem grauenden Morgen entgegen. Endlich brach auch dieser an, aber die Witterung hatte total umgeschlagen, trüb und schwer hingen die Wolken hernieder, ab und zu strichen mit Schnee untermischte Regenschauer über die endlose braune Prairie, aus der sich in der Entfernung von 1½ englischen Meilen eine von Norden nach Süden streichende, senkrecht abfallende Klippenwand in äußerst malerischer, wilder Zerklüftung bis zur Höhe von 30 Fuß emporhob, eine Front von zwei bis drei englischen Meilen Länge bildend und an ihren Enden in dem Boden der Prairie verschwindend. Ein kleiner Bach, der Pipestone Creek, welcher seinen Quell eine kurze Strecke östlich von den Felswänden hat, stürzt sich in verschiedenen Armen über die jähen Klippen hinab und wendet sich dann westlich und südlich dem Big Sioux River zu, um mit diesem vereint dem Missouri zuzueilen. Parallel

der Klippenwand, in der Entfernung einer halben englischen Meile vor derselben, ist der eigentliche Pfeifensteinbruch, eine Reihe von fünf bis zehn Fuß tiefen Gruben, die sich zu beiden Seiten des Flusses auf eine Strecke von $^3/_4$ Meilen hinziehen. Diese mit Felsbrocken und Bruchscherben umgebenen, zur Zeit meines Besuches drei bis vier Fuß hoch mit Wasser gefüllten Gruben sind der Fundort des seltsamen Steines, welcher unter den Mineralien eine ganz allein dastehende Erscheinung bildet und bisher nirgend weiter auf Erden gefunden worden ist. Schon die Lage desselben ist eigenthümlich genug. In einer Stärke von ungefähr 11 Zoll zwischen zwei Schichten grauen, blaß- und tiefrothen Quarzes eingebettet, ist zuerst eine Lage 5—8 Fuß mächtigen, äußerst festen Quarzes zu durchbrechen, ehe man zu dem heiligen Steine gelangen kann, von welchem wiederum nur $2^1/_2$—3 Zoll zur Herstellung der Pfeifen und anderer Ornamente tauglich sind, da der übrige Theil zu splitterig und unrein ist. Dieser Stein, von Farbe eigenthümlich braunroth, ist es, welcher den Indianern diese Localität so heilig und werthvoll macht und sie zu alljährlichen Besuchen veranlaßt, um sich mit dem nöthigen Quantum für ihren Bedarf an Pfeifen zu versorgen.

Die Gewinnung des Steines muß namentlich in früheren Jahrzehnten, als die Indianer sich noch nicht mit eisernen Werkzeugen versehen konnten, eine geradezu fürchterliche Arbeit gewesen sein, und erhielt ich darüber von dem über neunzig Jahre alten, schier erblindeten Oberhäuptling der Yanktonnais, Padani-apapi, folgende Mittheilung: „Als noch meine Väter lebten und ich ein Knabe war, besuchten wir den Pfeifensteinbruch alljährlich in den Monaten Juli und August, der einzigen Zeit, wo das Wasser in den Gruben ausgetrocknet und ein Arbeiten in denselben möglich war. Bevor wir uns dem heiligen Boden nahten, unterwarfen wir uns einer dreitägigen, mit Fasten, Opfern und Gebeten verbundenen Purification und flehten zum großen Geiste, daß er eine recht baldige Sprengung der den heiligen Stein überdeckenden Felsen geschehen lassen möge. Am vierten Tage unserer Reinigung bemalten wir uns und schritten zum Werke. Ein jeder Krieger nahm einen Steinblock in beide Hände und schmetterte denselben mit aller Macht auf die Felsen, bis dieselben durchbrochen waren. Diese Arbeit währte, da die Felsen so hart und dick, manchmal Tage und Wochen, und gar häufig war das Gestein mit dem Blute unserer Hände und Füße geröthet."

Nicolett bemerkt in seinem Berichte, daß diejenigen, die ausgewählt wurden, im Pfeifensteinbruche zu arbeiten, sich fern zu halten hatten von allen Unterredungen und Zusammenkünften mit ihren Genossen und ihrem Volke. Vereint verrichteten die Auserwählen ihre Gebete und Opfer und schritten dann zum Werke. Traf einer der Steinebrechenden nun auf eine unbrauchbare Lage, so ward

er als ein Betrüger und Heuchler angesehen, der frech auf seine Reinheit gepocht hätte. Ein solcher wurde gezwungen, die Arbeit, weil derselben unwürdig, aufzugeben; ein Anderer nahm seinen Platz ein, der sich nun wohlweislich bemühte, einen günstigeren Punkt in Angriff zu nehmen. —

Nähern wir uns dem oben erwähnten Klippenzuge, so gewahren wir, daß derselbe unstreitig durch äußere Einflüsse bloßgelegt worden und die Zerstörung in stetigem Fortschritte befindlich ist. Namentlich wenn wir auf das einen merkwürdigen Anblick bietende Plateau des felsigen Zuges treten, blicken wir so recht in die geheimsten Werkstätten der Natur. Die einzelnen Steinkuppen ragen bald gleich unregelmäßig neben einander gestellten Basaltsäulen empor, bald ähneln sie einem aus kleineren und größeren Platten zusammengesetzten riesigen Steinpflaster. In den Fugen und Spalten desselben rinnt und murmelt es überall; allerwegen kleinere und größere Wasserläufe, Adern und Äderchen, die sich langsam, langsam immer tiefer graben. Das ist ein geheimnißvolles Schaffen und Weben; ein flüssiges, nachgiebiges Element überwindet hier den diamantharten, schier unbezwinglich scheinenden Riesen und zerbricht ihn nach Jahrhunderte langem Ringen zu furchtbar zerklüfteten Trümmern. Die Action des Wassers auf den Felsen ist überall wahrzunehmen; über das ganze Thal liegen Steinfragmente verstreut, welche eine Wanderung durch das Thal sehr unbequem machen. Der Quarzit ist intensiv hart, regelmäßig gebettet, die Oberfläche der Bettungen zeigte vielfach jene charakteristischen Kritze, welche in jenen fern entlegenen Zeiten entstanden, als gewaltige, gletscherartige Eismassen über diese harten Felsen gingen.

Eine interessante Erscheinung ist ferner die äußerst glatte Oberfläche der durch mehr oder weniger großen Zusatz von Eisenoxyd blaßrosa, fleischfarben und tiefroth gefärbten Felsen, die überall wie polirt, wie mit einer Glasur übergossen scheinen und namentlich an den der Luft und Witterung zumeist ausgesetzten Ecken und Kanten geschmolzenem Glase gleichen. Ich hatte während der feuchten Witterung große Vorsicht zu üben und manchmal auf Händen und Füßen zu kriechen, um nicht auszugleiten und an den scharfkantigen Klippen zu zerschellen. Fast will es scheinen, als habe hier die sonst Alles zersetzende Luft ihre Kraft verloren, indem ihr in dem feinen Gefüge des äußerst festen Quarzes eine zu widerstandsfähige Masse entgegensteht, die sie wohl abrunden, schleifen und poliren, nicht aber auflösen und zerbröckeln kann.

Einige Schritte nördlich von der Stelle, wo der Pipestone Creek sich über die Klippen hinab in sein felsiges Bette stürzt (vergl. das Lichtdruckbild), steht aufrecht innerhalb eines furchtbaren Felsenwirrsales eine einzelne Säule, abgetrennt von der steinernen Mauer, fünfunddreißig Fuß hoch und sieben im Durchmesser,

auf's Höchste polirt an den Seiten wie auf dem Gipfel. Diese sieben Fuß von dem Walle entfernte Säule, in ihrem oberen Theile fast einem altmexikanischen Idole gleichsehend, von den Dakotas Jyan-atchakschi, „Sprungstein“ auch „Medizinfelsen“ genannt, war der Schauplatz seltsamer Bravourstücke.

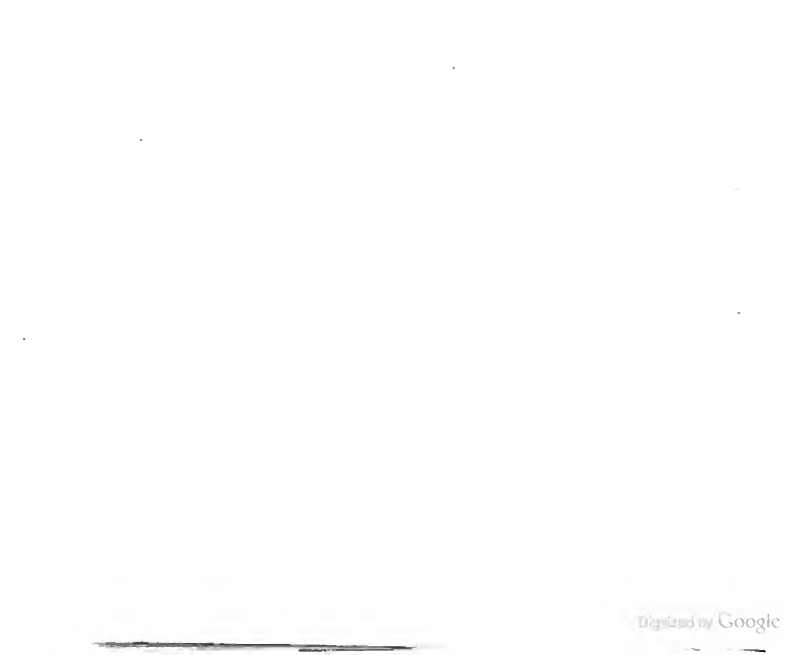
Es erforderte unbedingt außergewöhnliche Kraft und Geschicklichkeit, um von dem Rande der Klippenwand hinüber auf die kaum zwei und einen halben Fuß im Quadrat haltende Oberfläche des einzeln stehenden Felsens zu springen, und noch größere, um wieder auf den Wall zurück zu gelangen, da auf dem schmalen Plateau kein Anlauf genommen werden konnte. Glückte dieses Wagstück, so war der Unternehmer hoher Ehren gewiß und durfte sich bis in sein Alter dieser That als einer der ersten seines Lebens rühmen. Mißlang aber der Sprung, oder wußte sich der Kühne auf der glatten Fläche des Felsens nicht zu halten, so stürzte er in die Tiefe, um einen sicheren Tod auf den gräßlichen Klippen drunten zu finden. Angesichts dieser letzteren Möglichkeit war es darum bei den nach der seltsamen Ehre strebenden Kriegern Brauch, vor der Ausführung ihres Wagstückes all' ihren Schmuck anzulegen, um im Falle des Mißlingens festlich geschmückt in das unbekannte Jenseits, in die glücklichen Jagdgründe einzugehen. Gesicht und Arme prangten in bunten Farben, vom Haupte nickten die langen Adlerfedern, am Halse klirrte das Band aus Bärenklauen, am Gürtel hingen die Skalpe der erschlagenen Feinde, im Köcher aber staken die schnellen Pfeile, die, war der Springende glücklich, von demselben als Siegeszeichen in die Risse und Spalten auf der Oberfläche des Sprungsteines eingeklemmt wurden. Auf der in Catlin's Buche enthaltenen Skizze sehen wir links einen kleinen Hügel, ein indianisches Grab, welches die Überreste eines ausgezeichneten jungen Kriegers barg, der zwei Jahre vor Catlin's Besuche während des entscheidenden Sprunges ein jähes Ende fand. Ein wohlerhaltener Backenzahn, von einem Wolfe vor langer Zeit aus dem eingesunkenen Hügel herausgescharrt, war die Reliquie, die ich zur Erinnerung an jenen Verunglückten mit mir nahm. Padani-apapi, der vorerwähnte oberste Häuptling der Yanktonnais, welcher das Wagstück in seinen jungen Jahren selbst bestanden, berichtete mir, daß seine Stammesgenossen mehrere Male am Fuße des Medizinfelsens die Gebeine von Kriegern unbekannten Stammes gefunden hätten, die jedenfalls hier verunglückt waren.

Von fernerem Interesse sind einige kolossale grobkörnige Wanderblöcke, Tausende von Centnern schwer. Einer derselben mißt gegen sechzig Fuß im Umfange und hat eine Dicke von zehn bis fünfzehn Fuß. Die anderen stehen demselben in ihren Verhältnissen nur wenig nach. Auf den rothfarbigen Felsplatten, die in weitem Umkreise hier aus dem Boden zu Tage treten, befinden sich eine große Zahl



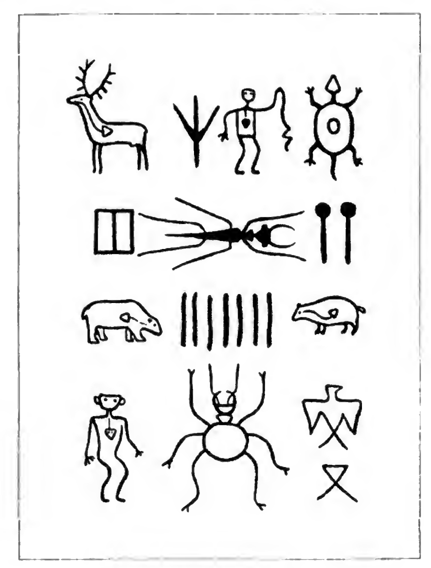
Jyan-atchakschi, der „Sprungstein" und der Fall des Pipestone-Creek, Minnesota.

(Nach der Natur aufgenommen von Rudolf Cronau.)



in den Stein gegrabene Toteme und Symbole, Namenszeichen der indianischen Besucher, also indianische Visitenkarten. Catlin versichert, daß die Zahl dieser Darstellungen an die Tausende gewesen sei, ich konnte nur etwa vierzig bis fünfzig entdecken und habe die bemerkenswerthesten in mein Skizzenbuch aufgenommen.

Haben wir so unsere Wanderung im heiligen Pfeifensteinbruch beendet, so



Indianische Toteme.

bleibt uns noch übrig, auf die mannigfachen Mythen und Überlieferungen zurückzublicken, mit welchen der rothe Sohn der Wildniß diese Stätte umgeben hat.

Fast jeder Stamm hat seine eigenen Traditionen über die Theorie der Schöpfung, eine große Zahl derselben aber kommen darin überein, daß der „Große Geist“ die ersten rothen Menschen direct aus dem rothen Pfeifensteine erschaffen habe. So lautet eine Sage der Dakotas: „Lange Zeit vor Erschaffung des ersten Menschen pflegte Wakan-tanka, der „Große Geist“, dessen Fußspuren noch auf

den Felsen des Tschanopa-o-kä in Gestalt großer Vogeltritte zu sehen sind (der „Große Geist“ ist hier in Gestalt des Kriegsadlers gedacht), die von ihm getödteten Büffel auf dem Gipfel der rothen Klippen zu verzehren. Das Blut rann über die Felsen und färbte sie roth. Eines Tages kroch eine große Schlange in das Nest des Kriegsadlers, um die Eier desselben zu verzehren. Eines der Eier öffnete sich unter dem Bisse der Schlange mit einem heftigen Donnerschlage und der „Große Geist“, schnell herbeieilend, zermalmte die Schlange mit einem Stein und verwandelte das Ei in einen Mann, dessen Füße gleich einem Baume in der Erde wurzelten. Dieser Mann stand so viele Jahre und ward älter als hundert Menschen der gegenwärtigen Tage. Zuletzt sproß ein Weib ihm zur Seite und ein großes Thier nagte ihre Wurzeln ab und beide wanderten fort und bevölkerten die Erde.“

Eine andere Tradition erzählt: „In der Zeit der großen Fluth, welche vor vielen, vielen Jahrhunderten stattfand und alle Nationen der Erde zerstörte, versammelten sich alle Stämme der rothen Menschen auf den Höhen der Prairien, um den Fluthen zu entgehen. Die Wasser aber wuchsen und wuchsen und bedeckten mit der Zeit auch Alle, die hierher geflüchtet waren. Ihr Fleisch wurde zum Pfeifensteine. Nur eine Jungfrau, Kwap-tahw, ergriff während des Sinkens die Füße eines vorüberfliegenden Adlers, welcher sie auf den Gipfel einer hohen Klippe trug. Hier gebar sie Zwillinge; der Vater derselben war der Kriegsadler, und diese Kinder bevölkerten die Erde. Aus dem heiligen Pfeifensteine rauchen darum auch alle indianischen Nationen, er ist das Symbol des Friedens, er ist das Fleisch ihrer Vorfahren, und die Adlerfedern schmücken die Häupter der Krieger. Der Steinbruch aber ist neutraler Grund, er gehört allen Stämmen, allen ist es erlaubt, ihn zu besuchen und ihre Pfeifen zu brechen.“

Die dritte, bemerkenswertheste Sage ist endlich die, welche Longfellow in seinem „Hiawatha“ so meisterlich verwebt und welche wir zu Anfang unserer Schilderung bruchstückweise angeführt haben.

Sämmtliche anderen Mythen und Nachrichten kommen darin überein, daß der Pfeifensteinbruch dereinst neutraler Grund gewesen sei, der allen Stämmen gemeinschaftlich zu eigen war. Von allen Nationen kamen sie daher, alljährlich, um Material für ihre Pfeifen zu brechen, während es keinem Weißen erlaubt war, weder den Bruch zu besuchen, noch ein Stückchen des Steines hinweg zu nehmen. Geschähe das letztere, so war der Glaube der Indianer, werde eine nie zu schließende Wunde in ihr Fleisch gemacht, und alle Stämme müßten verderben und verbluten.

Heutzutage ist der Pfeifensteinbruch kein neutraler Grund mehr, und allem Anscheine nach haben im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte fürchterliche Kämpfe

um den Besitz desselben stattgefunden. Catlin erzählt, daß die Mandanen daselbst vor langen Jahren ihren Wohnsitz gehabt, noch später müssen die Omahas sich zu Eigenthümern des Landes gemacht haben, welchen wiederum von den Sissetons der Bruch entrissen wurde.

Aus der Zeit jener Kämpfe stammt wohl die kreisrunde, über zweitausend Fuß im Umfange haltende Erdumwallung, deren jetzt fast gänzlich verwaschene Spuren noch östlich auf dem Plateau sichtbar sind. Augenscheinlich ist dieselbe errichtet, um die Körper derer zu decken, welche beabsichtigten, innerhalb des Kreises sich zu vertheidigen. Nicolett theilt mit, daß zu seiner Zeit noch der Haupteingang deutlich durch die Stellen, wo die Häuptlinge und vornehmsten Persönlichkeiten der Nation ihre Hütten hatten, markirt gewesen sei. Zwei Meilen weiter ist eine zweite Befestigung ähnlichen Charakters gelegen.

In unseren Tagen verkauften die Sissetons den Bruch mit einem großen Complexe anderen Landes an die amerikanische Regierung, gegen welchen Akt aber die Yanktonnais Protest einlegten, da der Pfeifensteinbruch nicht den Sissetons allein, sondern der ganzen Nation zu eigen gehöre, erstere also keine Rechte hätten, den Bruch zu verkaufen. Die zur Ordnung dieser Angelegenheit im Jahre 1858 nach Washington gesandte Delegation der Yanktonnais unter Führung ihres Häuptlings Padani-apapi erreichte es denn auch, daß der Bruch den Indianern zurückgegeben und die Yanktonnais als Eigenthümer rechtmäßig anerkannt wurden. Die Reservation, welche diesen hier eingeräumt ist und den ganzen heiligen Grund umschließt, hält 640 Acres (eine englische Quadratmeile), und alljährlich erscheinen die rothen Söhne der Wildniß, um Steine zu brechen, die sie als hochbezahlte Tauschobjekte auch ferner entlegenen Stämmen mittheilen.

Hat der Steinbruch auch aufgehört, neutraler Grund zu sein, so dauert der Brauch der Friedenspfeife noch fort. Tritt ein Fremdling in den Wigwam eines Indianers und der letztere raucht die Pfeife mit ihm, so ist der Fremde sein Gast, während die prächtig geschmückte Friedenspfeife, vor dem Beginn einer feierlichen Berathung oder eines Friedensschlusses von Mund zu Mund gehend, die freundschaftlichen Gesinnungen der Anwesenden gegen einander besiegelt.

Die Traumgesichte aber, die Longfellow seinem „Hiawatha" in den Mund gelegt, sie sind längst eingetroffen:

> Und ich sah — ich sah sie alle
> Die Geheimnisse der Zukunft,
> Jener fernen, fernen Tage.
> Sah ein Wandern nach dem Westen
> Vieler unbekannten Völker.

Alles wimmelte von Menschen,
Rastlos strebend, wirkend, kämpfend,
Viele Sprachen redend, dennoch
Wie beseelt von einer Seele.
In den Forsten klang ihr Axtschlag,
Ihre Städt' und Thäler dampften;
Ueber Seen und über Ströme
Rauschten ihre Donnerboote.
Dann sah ich viel düstrer, trüber
Ein Gesicht, gleich fernen Wolken.
Sah zerstreut all unsre Stämme,
Ganz vergessend meines Rathes,
Sich einander jäh bekriegen.
Sah die Reste unsres Volkes
Westwärts flieh'n, verwildert, elend,
Wie vom Sturm zerfetzte Wolken,
Wie des Spätherbsts welke Blätter. — —





Rast auf dem Kriegspfade.

Ein rother Napoleon.

Nachdem ich das sagenumwobene Heiligthum der rothen Rasse verlassen hatte, wandte ich mich wieder den braunen Prairien von Dakota zu und gelangte nach der dreißig Meilen entfernten, noch sehr jungen Ansiedlung Dell Rapids, woselbst ich gegen zwei Uhr Nachts anlangte. Die armselige Kneipe, in welcher ich noch Einlaß fand und wo etwa ein Dutzend höchst zweifelhaft aussehende, tabakkauende Kerle um einen rothglühenden Ofen hockten, war ein überaus ungemüthlicher Aufenthalt, und war ich froh, als der Wirth auf meine Frage nach einem besonderen Zimmer, wo ich schlafen könne, versicherte, daß er noch einen schönen Raum zur Verfügung habe. Dieser „schöne Raum“ bot allerdings kaum genug desselben zum Umdrehen; das aufgestellte Lager war augenscheinlich vor wenigen Minuten erst verlassen worden und die darauf befindliche Bettwäsche ließ ihrer Beschaffenheit nach vermuthen, daß nur alle Vierteljahre einmal ein Wechsel derselben statthaben möge. Als ich den Wirth um neue Laken ersuchte, meinte er gelassen, dazu sei es für heute zu spät, auch sei das Bette nur von „nice clean gentlemen“ in Benutzung gewesen.

Diese Versicherung vermochte dennoch nicht, mich davon abzuhalten, die isabellfarbenen Laken in die Ecke zu schlendern und anstatt derselben meine getreue Wolldecke zu benutzen.

Um fünf Uhr in der Frühe, bei schneidender Kälte, ging es weiter per „Stage“ nach dem zwanzig Meilen entfernten Örtchen Sioux Falls, welches an dem rauschenden, eine Menge Wasserfälle bildenden großen Siouxflusse gelegen ist. Nachdem ich daselbst in dem Catarakt-Hotel eine Mahlzeit gehalten, benutzte ich die ihre Ausläufer bis hieher entsendende Chicago-Milwaukee-St. Paul-Eisenbahn, um nach dem südlicher gelegenen Städtchen Canton zu gelangen, woselbst ein von Osten her heranrückender mächtiger Prairiebrand ein majestätisches Bild gewährte. Der nächtliche Himmel war von purpurner Gluth gefärbt, und von der Oberfläche der Prairie sahen wir ungeheure, blutroth angehauchte Rauchwolken zum Nachthimmel emporsteigen. Da das Feuer noch mehrere Meilen entfernt war, so konnten wir die eigentlichen Flammen nicht sehen. In tiefdunklen Silhouetten hoben sich die von den Schatten der Nacht überhangenen Häuser des Ortes gegen den Höllenpfuhl ab.

Zwölf Stunden hatte ich bereits in Canton auf eine Weiterbeförderung gewartet, endlich kam von Osten her ein Frachtzug, auf dem ich nun in elend langsamer Fahrt bis Springfield am Missouri gelangte. Die Häuser dieses Ortes lagen bunt über einen Hügel verstreut und riefen, von der Ferne aus gesehen, einen Eindruck hervor, als habe Jemand eine Schachtel voll Nürnberger Spielwaaren hier ausgeschüttet. Hier standen zwei Kirchen nahe beisammen, dort ein paar Häuser, da ein Baum, Alles zufällig und ohne Zusammenhang. Auf halber Höhe des Berges erblickte ich ein Haus, das von seinen Bewohnern gerade aus dem tiefen Thalgrunde hinauf nach dem Bergplateau ge-„moved“ wurde.

Im Örtchen selbst war gleichfalls Leben. Die Bewohnerschaft war dabei, die arg zerfahrenen Straßen zu ebnen. Da eine Wegebaucommission in der jungen Weltstadt sich noch nicht gebildet hatte, so waren die Bürger dahin übereingekommen, die Regulirung der Straßen selber zu besorgen und war ein jeder Einwohner männlichen Geschlechts dazu verpflichtet worden, einen Tag lang an der Ausbesserung der Wege mitzuwirken, von welcher Verpflichtung man sich aber gegen Zahlung von 1½ Dollars loskaufen konnte. Von dem letzteren Rechte schienen hingegen nur Wenige Gebrauch zu machen, denn neben einfach gekleideten Männern sah ich auch Leute besser situirter Stände an der Ausbesserung der der Allgemeinheit gehörigen Wege arbeiten. Und wie arbeiten! Nicht etwa wie bei uns, hübsch langsam und gemüthlich mit Hacke und Spaten, nein, ein Pflug wurde in die Hand genommen, ein paar starke Gäule vorgespannt und nun wurde heidi! die Straße buchstäblich gerade gepflügt. Dem Pfluge folgte ein zweites Gespann mit einer eigens construirten Riesenschaufel, vermittelst welcher man die überflüssige

Erde an der einen Stelle wegnahm, um an einer anderen einige Löcher damit zu füllen.

Im Orte machte ich die Bekanntschaft des zufällig hier anwesenden Agenten der dreißig Meilen nördlich von Springfield gelegenen Yankton Agentur, des Mr. Andrus, und da ich von dem Wohnsitze desselben nur noch fünfzehn Meilen nach Fort Randall, dem Ziele meiner Reise hatte, woselbst der berühmte Sioux-Häuptling Sitting Bull internirt war, so nahm ich mit Freuden einen von dem Agenten offerirten Sitz in dem Wagen desselben an. Dieser Sitz war freilich nur ein Bierfaß, mir aber immerhin in Anbetracht des Umstandes, daß ich sonst bis zum Abgange der regulären „Stage" nach Fort Randall zwei volle Tage hätte verweilen müssen, herzlich willkommen, und so verließ ich wie Faust während seines Kellerrittes den Ort Springfield in der Morgenfrühe. Den ganzen Tag lang ging es über die endlose wellenförmige Prairie, hügelauf und hügelab, und herzlich müde erreichten wir in der Dämmerung die Agentur.

Dieselbe ist die älteste Sioux Reservation und wurde bereits im Jahre 1859 gegründet. Der ganze zu den Sioux gehörige Stamm der I-hankton-wan oder Yanktonnais (d. h. „die am Ende des Dorfes Wohnenden") von den Amerikanern kurzweg „Yanktons" genannt, ist hier ansässig gemacht worden und ist demselben ein Gebiet von 430,000 Acres eingeräumt. Die hier lebenden Indianer, etwa 2000 an Zahl, haben recht erfreuliche Fortschritte gemacht, bewohnen fast alle feste Blockhäuser, haben in ihrer Ansiedlung zwei Kirchen sowie mehrere Schulen. Aus dem Ertrage ihrer Ernten, aus dem Handel mit Pferden, Heu, Wild und dem von anderen Stämmen viel begehrten Pfeifenstein bestreiten sie über 50 Procent ihres Lebensunterhaltes, während die Regierung ihre Bestrebungen durch eine Unterstützung der noch ausfallenden 50 Procent zu ermuntern sucht.

Der oberste Häuptling, Padani-apapi, „der von den Pawnees Geschlagene", ist ein hochbetagter, über 90 Jahre alter Mann und schier erblindet. Als junger Krieger war er bereits im Jahre 1804 mit den Capitänen Lewis und Clarke, den ersten Erforschern dieser westlichen Regionen, zusammengetroffen und wird von denselben auch in ihren Tagebüchern erwähnt. Seinen seltsamen Namen hatte der Häuptling nach einer gefährlichen Wunde erhalten, die er in einem Kampfe gegen die Pawnees davongetragen. Trotz seines hohen Alters erfreute Padani-apapi sich noch einer hohen geistigen Frische und hält er sein Volk beständig dazu an, auf dem Wege der Civilisation rüstig vorwärts zu schreiten. Von ihm erhielt ich auch über den Pfeifensteinbruch mancherlei Mittheilungen, die ich in der Beschreibung desselben verwerthet habe. Dem alten Häuptling ist in dem Presbyterian-Kirchlein ein besonderer Stuhl eingeräumt, und als ich am Sonntage mich in der Kirche

einfand, um dem indianischen Gottesdienste beizuwohnen, war Padani-apapi bereits anwesend und saß während der ganzen, zwei Stunden dauernden Ceremonie, ohne ein Glied zu rühren. Ohne leider Gelegenheit gefunden zu haben, ein Portrait des Alten zu zeichnen, setzte ich mit dem unerwartet stromaufwärts kommenden Dampfer Key West die Reise nach Fort Randall fort.

Die Landschaft, die während der Stromfahrt sich bot, war von eigenthümlich wüstem und ödem Eindruck. Um uns der gelbe Fluß mit seinen hohen, mißfarbigen, eingestürzten Uferbänken, auf denen sich nur verdorrte Binsen und einzelne Gruppen mit gelbem Laube bedeckter Cottonbäume zeigten. Den Hintergrund bildeten braune, langgezogene Hügelketten, über deren Kämme mitunter ein Indianer auf schnellem Pferde dahinsprengte.

Der Missouri wird von den Amerikanern Big Muddy der „große Schlamm" genannt, und wahrlich, man muß diese treibende Lehmfluth gesehen haben, um an die überraschenden Versuche Catlin's glauben zu können, welche ergaben, daß ein Stück glänzenden Silbers, wenn in ein mit Missouriwasser gefülltes Glas gehalten, nicht mehr sichtbar war, sobald eine einen achtel Zoll starke Schicht Wassers das Silber bedeckte. Namentlich zur Zeit der Hochfluth ist der Strom mit abgespülten Erdmassen erfüllt und wechselt seinen Lauf fort und fort. Hier reißt er mächtige Landstücke weg, um an anderen Stellen ebenso mächtige Sandbänke und Inseln aufzuthürmen. Unerfahrene Ansiedler haben nicht selten zu ihrem Schrecken bemerkt, daß Acker nach Acker ihrer an den Ufern gelegenen Farmen weggewaschen wurden, ja es sind Beispiele vorhanden, daß die Bewohner ganzer Städte sich gezwungen sahen, ihre in der Nähe des Flusses gelegenen Heimstätten Hals über Kopf zu verlassen und an weniger wandelbare Orte zu verlegen.

Daß ein solcher unbeständiger, von Wirbeln und Gegenströmungen erfüllter Fluß den gewiegtesten Bootführer erfordert, zumal Stromkarten jüngsten Datums keinerlei Gewähr dafür bieten, daß der Hauptcanal auch noch heute da zu finden, wo er gestern gewesen, ist einleuchtend genug, und dürften sich die Schiffer des Missouri wohl mit allen Flußfahrern der Welt messen.

Die den Strom befahrenden Dampfer sind, wie die Mississippidampfer, auf einem flachen, fährbootähnlichen Boden erbaut und haben kaum drei Fuß Tiefgang. Trotzdem vermögen sie zur Zeit geringen Wasserstandes aber nur unter großen Schwierigkeiten die zahllosen Untiefen des Stromes zu überwinden. Die dem Steuermann zur Richtschnur dienenden Rapporte des mit einer Meßstange versehenen Matrosen am Vordertheile des Schiffes erklingen fast ohne Unterlaß den ganzen Tag, so daß die Passagiere, die zuerst mit geheimem Bangen die Rapporte verfolgt, endlich ganz damit vertraut werden. „Five feet, — five feet, — no

bottom, — no bottom, — five feet," so klingt es fast unabänderlich, und erst erregter wird die Stimmung, wenn die Meßstange plötzlich das rapide Geringerwerden des Fahrwassers anzeigt. „Three feet, — three and a half, — three feet, — two and a half, — two feet —" so erschallen jetzt in schneller Aufeinanderfolge die Angaben von beiden Seiten des Schiffes, welches sich wendet und dreht, nach rechts und links und zurück, um den drohenden schlammigen Fesseln zu entrinnen. Mitunter gelingt es dem Boote, bei voller Dampfkraft mit kühnem Anlaufe über das Hinderniß hinwegzusetzen, und der Passagier fühlt mit stillem Grausen, wie der Boden des Schiffes den weichen Schlamm durchschneidet. Hoch athmet er dann auf, wenn das Boot die Barre überwunden hat und nicht inmitten derselben stecken geblieben ist, in welchem Falle nur stundenlange schwere Arbeit oder geduldiges tage-, ja wochenlanges Warten auf ein etwaiges Steigen des Wassers Erlösung aus der sandigen Umarmung geben kann.

Daß es außer solchen Unbequemlichkeiten auf einem Missouridampfer auch noch andere Zufälligkeiten giebt, beweist die in jeder Cabine angeheftete fettgedruckte „Notice to Passengers", deren eine ich zum Andenken an meine auf dem Key West unternommene Missourifahrt mit mir nahm. Dieselbe lautet, in Deutsch übersetzt:

Zur Beachtung für die Passagiere.

Rettungsgürtel
sind in jeder Cabine aufgehängt oder liegen unter dem Kopfkissen eines jeden Bettes.

Rettungsboote und Floße
sind auf dem Hurricane- und Haupt-Deck zu finden.

Die aushängbaren Thüren und Fenster
können gleichfalls als gute Rettungsmittel verwendet werden,
desgleichen die Baumwollmatratzen.

Wie angebracht derartige, auf europäischen Dampfern gar nicht übliche Winke sind, lernte ich erst schätzen, als ich einige Zeit später einen Mississippidampfer, der gegen einen Baumstamm gerannt war, mit Mann und Maus in weniger denn zwei Minuten sinken sah. —

Nur wenig änderte sich mit unserem Vorschreiten der Charakter der Landschaft. Wüst und kahl lagen die mit verdorrtem Grase bewachsenen Berge; in

einzelnen, den wilden Prairiestürmen weniger zugänglichen Schluchten und Rissen hatten kümmerliches Strauchwerk und armselige Eichen sich eingenistet. Ab und zu strichen Züge von Enten und Gänsen oder ein Reiher über den Strom, das einzig Lebende in dieser weiten einsamen Landschaft.

Gegen 11 Uhr kam Fort Randall in Sicht. An hohem Maste wehte das Sternenbanner; ein Kirchlein, von Häusern umgeben, leuchtete über die goldgelben Baumwollbäume der Flußniederung.

In kurzer Zeit war ich am Lande, und der Erste, welcher mich empfing, war ein Deutscher, der Quartiermeister Ritzius, welcher schon seit zwei Jahren hier stationirt war. Herzlich bewillkommnet von den inzwischen eingetroffenen anderen Offizieren des Forts, ward ich sodann der speciellen Fürsorge des Herrn Schenk, Clerk des Quartiermeisters, eines Schweizers, überantwortet. Für meine Unterkunft war also auf's Beste gesorgt, und an Unterhaltung sollte es auch nicht fehlen.

Fort Randall hat mancherlei Interessantes zu bieten. Seine Lage am rechten Ufer des Missouri gewährt eine ganze Reihe anziehender Bilder; die Uferbänke des Flusses fallen steil ab und winden sich in schönen Linien; hier und da ist ein wenig Wald, während gen Westen höhere baumlose Hügel emporragen.

Die Besatzung des Fortes bestand aus vier Compagnien Negerinfanterie, deren stramme Haltung und regelmäßiger Wachtdienst einen weitaus besseren Eindruck auf mich machten, als der ihrer weißen Collegen in Fort Yates. Obwohl eine schon ziemlich alte Militärstation, hat Fort Randall doch niemals sonderliche kriegerische Ereignisse in seiner Chronik zu verzeichnen gehabt, und steht die Besatzung allein mit der weiblichen Bewohnerschaft der siebzig Meilen südlich gelegenen Stadt Yankton auf dem Kriegsfuß, bis wohin namentlich die weißen Offiziere mit Vorliebe ihre Recognoscirungen ausdehnen und von wo sie auch häufig genug mit süßer Beute zurückkehren. Allerdings soll die Vertheidigung der Yanktoneserinnen gar nicht stark sein, im Gegentheil sagt man ihnen nach, daß sie sich gern erobern lassen, auch auf ihre Faust Eroberungszüge unternehmen, bei welchen ihre Waghalsigkeit sie schon bis unter die Kanonen des Fortes getrieben habe.

In weiteren Kreisen wurde Fort Randall erst bekannt, als es zum vorläufigen Internirungsplatze Sitting Bull's ausersehen wurde. Es war am 24. October 1881, als ich hier anlangte, und trat ich gleich, nachdem ich mein Gepäck abgelegt hatte, einen Rundgang durch das Fort an, um mich mit der Lage und den Baulichkeiten desselben einigermaßen bekannt zu machen. Als ich hierbei auch den keiner Militärstation fehlenden geräumigen Kaufladen, den „store", betrat, in welchem vom Pfluge bis zum Nagel, vom Seidenkleide bis zum Kattunfähnchen, vom ungeschlachtesten

Stulpstiefel bis zum zierlichsten Tanzschuh herunter Alles feil ist, fiel mir sofort unter den zahlreich um die Verkaufstische herumstehenden Indianern eine Gestalt mittlerer Größe auf, ein Mann mit einem massiven Kopfe, breiten Backenknochen, stumpfer Nase und schmalem Munde. Gekleidet war die stämmige Gestalt in ein buntes Hemde und blaue Beinkleider, während über die breiten Schultern eine blaue Decke geschlagen war.

Seine glänzenden schwarzen Haare hingen, in pelzumwundene Zöpfe geflochten, über die mächtige Brust herab, während in der langen Skalplocke eine Adlerfeder steckte. Vor mir stand der große Häuptling Tatanka-iyotanka, „der sitzende Büffel" (englisch Sitting Bull), der Schrecken aller Weißen. — Noch überflog ich dieses Bild ausgesprochenster Mannheit mit bewundernden Blicken, als der große Krieger schnell auf mich zuschritt, mit dem üblichen indianischen Gruße „hau cola" mir die Hand bot und durch einen in der Nähe befindlichen Dolmetscher die Frage an mich stellte, ob ich der „Kiampaha", der „Herold" sei, dessen demnächstige Ankunft vom Hauptquartier der Armee aus im Fort angezeigt worden. Als ich seine Frage bejahte, drückte er mir nochmals die Hand und sagte, daß er mich erwartet habe und sich über mein Kommen freue.

Da die Zeit ziemlich vorgeschritten und ich zum Mittagessen gebeten wurde, so konnte ich mit dem rothen Krieger nur wenige Worte wechseln, versprach aber, ihn bald zu besuchen. Und als ich diesen Besuch am andern Tage ausführte, hieß er mich nochmals willkommen und verstand sich auch nach einigem ängstlichen Zögern dazu, mir zu einem Portrait zu sitzen, dem ersten, welches von ihm genommen wurde.

Ich muß gestehen, daß mir noch niemals die Aufnahme eines Portraits so große Schwierigkeiten bereitete als hier, denn durch die während des Zeichnens lebhaft geführte Conversation änderte sich der Gesichtsausdruck des Häuptlings in einer geradezu überraschenden Weise. Ein beständig wechselndes Mienenspiel belebte die Züge, bald erinnerte mich der Schnitt derselben an den Kopf des Musikheroen Franz Liszt, bald trug das Antlitz den Ausdruck eines gewiegten Diplomaten zur Schau, bald wieder sprach all die harte, starre Grausamkeit aus demselben, wie sie nur der Kopf eines rothhäutigen unversöhnlichen Weißenhassers wiederzuspiegeln vermag.

Die durch Vermittelung eines der englischen Sprache mächtigen jungen Indianers geführte Conversation war recht interessant. Sitting Bull erzählte aus den Jahren seiner Jugend und seiner Kriegsfahrten, er schilderte mir die Tage seiner Noth und Bedrängniß und malte mir die Qualen seiner jetzigen Lage.

„Mein Vater," hub er an, „war ein sehr reicher Mann und hatte eine große Menge Ponys in vier Farben. Ponys waren sein Stolz. Viele waren gefleckt,

weiß und grau. Ich brauchte nicht zu fragen, wenn ich reiten wollte. Mit zehn Jahren war ich ein großer Jäger, und als mein Vater starb, tödtete ich Büffel und ernährte mein Volk. Mit vierzehn Jahren erschlug ich den ersten Feind; ich wurde Häuptling und mein Volk nannte mich Tatanka-iyotanka, den »sitzenden Büffel«. Ich schlug die Mandanen, die Arikarees und Shoshonen; die Krähen vertrieb ich aus ihrem Gebiet; der Name des »sitzenden Büffels« war gefürchtet überall. Jetzt ist die Zahl meiner Tapferen dahingeschmolzen wie der Schnee vor der Sonne; Pferde und Waffen sind uns genommen; unsere Arme hängen herab, wie die der Todten; es bleibt uns nur übrig, zu sterben auf dem Boden, wo unsere Väter jagten und begraben liegen."

Sitting Bull trat zuerst gegen Anfang der sechziger Jahre in den Gesichtskreis der Bleichgesichter an der Indianergrenze und namentlich wurde sein Name zu einem gefürchteten, als er gegen das Jahr 1875 alle kriegerischen Elemente der mächtigen Dakotas unter sich vereinigte und durch meisterhafte Kriegszüge den gegen ihn ausgesandten Heeren Verluste über Verluste bereitete. Als im Jahre 1876 sogar der tapferste amerikanische Reitergeneral mitsammt seinem ganzen Regimente vor diesem rothen Krieger in den Staub sank, da ward nach diesem beispiellosen Erfolge, der die ganze Union in Schrecken versetzte, Sitting Bull's Persönlichkeit mit einem ganzen Kreise von Fabeln umgeben, und es hieß, der Häuptling habe seine hervorragenden militärischen Kenntnisse während eines Zusammenlebens mit dem Missionär de Smeet empfangen, welcher ihn Französisch gelehrt und mit dem Leben Napoleon I. bekannt gemacht hätte, so daß er sich denselben zu seinem Vorbilde genommen habe. Einige Zeitungen tischten ihren gläubigen Lesern sogar die absurde Mittheilung auf, Sitting Bull habe eine sorgfältige militärische Erziehung in — West Point am Hudson, der amerikanischen Offizierschule, genossen.

Als ich den „Sitzenden Büffel" bezüglich dieser Historien befragte, entgegnete er ernst:

„Ich fürchtete mich niemals vor meinen Feinden und that mein Bestes. Meine Erfolge habe ich dem »Großen Geiste« zu verdanken."

„Eisenauge," fuhr er fort, „wenn Du zum »Großen Vater« (d. h. dem Präsidenten der Union) gehest, so bitte ich Dich, für meine Interessen zu reden, da ich der Ansicht bin, daß Niemand bisher dem »Großen Vater« meine Wünsche vorgebracht hat. Sage ihm, daß er mir erlauben möge, ihn zu besuchen, um persönlich mit ihm zu sprechen, sage ihm, daß ich wie ein Weißer leben und Heerden und eine Farm besitzen möchte, die mich ernähren können, denn ich mag nicht von den Rationen leben, die uns täglich zugetheilt werden; ich wünsche mir selber zu helfen. Ich möchte am Cannon Ball River wohnen, dort ist gutes Land, Wasser



Tatanka-iyotanka, der „sitzende Büffel".

und Holz, dort ist auch der Platz, wo ich geboren wurde. Ich wünschte, daß daselbst Lehrer wohnen möchten, die meine Kinder sowie diejenigen meiner Krieger unterrichteten; ferner möchte ich, daß sich Schmiede und Handelsleute daselbst niederließen, mit denen wir in Verbindung treten könnten. Sage dem »Großen Vater«, daß ich nicht rede, um nur zu reden; mein Herz ist gerade und will, was ich sage."

Der letzte Krieg, welcher Sitting Bull und seinen Getreuen den Untergang brachte, entspann sich in eben dem Jahre, in welchem die ersten Gerüchte über den angeblichen Goldreichthum der im Südwesten von Dakota gelegenen Black Hills sich verbreiteten, deren ungestörter Besitz den Sioux im Jahre 1868 durch einen Vertrag gewährleistet worden war. Die ganze der Sioux-Nation hier eingeräumte Reservation reichte nördlich bis zum 46° nördlicher Breite, westlich bis zum 104° westlicher Länge, südlich bis zur nördlichen Grenze von Nebraska, östlich bis zum Missouri. In dem bezüglichen Vertrage heißt es wörtlich: „Die Vereinigten Staaten beschließen feierlich, daß keiner Person, ausgenommen denjenigen, welche dazu autorisirt und abgeordnet sind, als Offiziere, Agenten und Beamte, erlaubt sein soll, die Reservation zu betreten, auf derselben sich anzusiedeln und zu wohnen."

Dieser Vertrag ward im Anfange der siebziger Jahre gebrochen, als, durch die Gerüchte von dem Goldreichthume des westlichen Dakota verlockt, ansehnliche Banden weißer Abenteurer in die Schwarzen Berge einbrachen, das Wild zusammenschossen, die Wälder vernichteten und allerorten die Rechte der Indianer mit Füßen traten. Die Regierung, anstatt in energischer Weise die unbefugten Eindringlinge zurückzutreiben, ließ es bei einigen schwachen Scheinversuchen bewenden und rüstete selbst zu wiederholten Malen großartige Forschungsexpeditionen nach den Black Hills aus, ohne auch nur die Billigung der Dakotastämme einzuholen, wie in dem Vertrage vorgeschrieben war. Durch die Forschungsexpeditionen wurde der Goldreichthum Westdakotas bestätigt, und nun kannte die Gier der zuströmenden Abenteurer und Spekulanten keine Grenzen mehr. Massenhaft eilten dieselben dem neuen Eldorado zu; eine Eisenbahngesellschaft begann sogar damit, eine Linie nach den Black Hills auszulegen. Die den Indianern vorgesetzten Agenten wurden von einem sogenannten „Ring", einer Verbrechergesellschaft im Frack, bestochen, die Rothhäute durch Verkürzung ihrer Rationen mürbe zu machen, bis sie in gütlicher Weise von dem umworbenen Gebiete Abstand nehmen würden. All dies erbitterte die ihre Zukunft schwer bedroht sehenden Dakotas sehr, sie vertrieben zunächst die zur Auslegung der Eisenbahn abgesandte Gesellschaft, erklärten sich aber bereit, die Black Hills gegen eine Summe von 10 Millionen Dollars abzutreten, die Höhe ihrer Forderung damit begründend, daß das fragliche Gebiet eines der wildreichsten

Jagdgebiete sei und nach Aussage der Weißen selbst so viel Gold enthalte, genügend, um in kurzer Zeit den gezahlten Preis zu ersetzen. Sei die Regierung nicht gesonnen, diesen Preis zu zahlen, so möge sie sich des geschlossenen Vertrages erinnern und die in den Black Hills umherstreifenden Banden weißer Abenteurer zurückschaffen. Auf diese vollkommen berechtigte Forderung antwortete die Regierung zunächst mit einem Gebote von einer Million Dollars, von welchen aber nur die Zinsen ausbezahlt werden sollten, und als dieses Gebot nicht angenommen wurde, sandte sie ohne Weiteres Truppen in die Schwarzen Berge, zugleich wurden größere Heerkörper ausgerüstet, von denen einer, unter dem General Crook stehend, in der Morgendämmerung des 17. März 1876 das im tiefsten Frieden liegende Lager des Häuptlings Crazy Horse überfiel, eine große Zahl Indianer niedermachte, das ganze Lager verbrannte und gegen 800 Ponys davon führte.

Mit diesem Überfalle begann der Krieg, nicht verursacht durch die Wildheit der Indianer, sondern durch den Wortbruch der Weißen. Der Krieg begann, wie hundert ihm vorangegangene: in der Verleugnung jedes Rechtsbewußtseins auf den Grund hin, daß der Goldfund Forderungen im Namen der Civilisation erhebe, vor denen das verbürgte Recht der Wilden wie Spreu vor dem Winde verfliege.

Alle mit diesen Vorgängen unzufriedenen Elemente der Siouxnation sammelten sich nun unter dem an die Spitze der Bewegung sich stellenden Häuptling Tatanka-iyotanka, dem „Sitzenden Büffel", und jetzt entspann sich ein Kampf bis auf's Messer, in welchem allenthalben die amerikanischen Truppen derart den Kürzeren zogen, daß die ansehnlichen Heersäulen sich zu wiederholten Malen gezwungen sahen, den Rückzug anzutreten und Verstärkungen herbeizuziehen. Das erste blutige Treffen ward dem General Crook geliefert, und verlief dasselbe so ungünstig für denselben, daß er in aller Eile dahin retirirte, woher er gekommen, nach Fort Fettermann.

Zu einem zweiten ernstlicheren Treffen kam es am 26. Juni 1876.

Als die letzten Gluthstrahlen der sinkenden Sonne über die braunen Prairien Montanas glitten, beleuchteten sie ein schauerlich Bild. Inmitten der Big Horn Mountains lagen über Thal und Hügel viel Hunderte von Leichen verstreut, alle in der Uniform der Vereinigten Staaten-Truppen, alle mit klaffenden Wunden, alle grauenhaft verstümmelt — skalpirt, unter ihnen ein Mann, dessen Körper sich nur dadurch von der stillen Gemeinde ringsum unterschied, daß seine Glieder nicht gebrochen, das Haupt nicht seines Lockenschmuckes beraubt war. Custer war's, der tapfere amerikanische Reitergeneral, der hier mitsammt seinem ganzen Regimente den Soldatentod gefunden hatte. Nicht einer seiner Krieger war dem entsetzlichen Schlachten entronnen.

Nacht senkte sich über die blutigen Gefilde. Der Pulverrauch war längst verzogen. Schauerliche Stille rings — nur fern im indianischen Lager herrschte wilder Siegestaumel. Die dumpfen Trommeln dröhnten die ganze Nacht, ohne Unterbrechung führten die Sioux ihre grausigen Tänze aus.

Mächtige Feuer glühten allenthalben; gefangene Soldaten, halbtodt vor Angst, wurden herangeschleppt, an die Bäume gebunden und unter entsetzlichen Martern vom Leben zum Tode gebracht; mit ihren letzten Seufzern mischte sich das Geheul der Wilden, die ihren siegreichen, von den Bleichgesichtern mit Schrecken genannten Führer priesen: Tatanka-iyotanka „Sitting Bull".

Die Kunde der Niederlage erregte Entsetzen in der ganzen Union; man befürchtete das Schlimmste, daß der „rothe Napoleon" seinen Sieg benutzen möchte, und sandte darum in aller Eile drei Armeecorps nach dem Yellowstone, um den kühnen Indianerfürsten zu züchtigen. Doch dieser wich mit vollendetem Geschick der Übermacht aus, brachte den Truppenmassen große Verluste bei und überschritt nach langen Kämpfen im September 1877 die canadische Grenze, wo er an den Wood Mountains ein Lager bezog.

Vier Jahre verbrachte er nun in Frieden unter dem milden Scepter der Königin Victoria; als es aber keine Büffel mehr zu jagen gab, die Hungersnoth mit all ihren Schrecken ihm und den Seinen in das Antlitz starrte, fast alle seine Krieger von ihm wichen, da ward allmählich sein stolzer Sinn gebrochen, und er versammelte am 19. Juli des Jahres 1881 die letzten seiner Getreuen, um mit denselben in Fort Bufford sich seinen verhaßten Feinden zu ergeben. Angesichts des dort Commandirenden verharrte der stolze, durch die Noth bezwungene Mann einige Minuten in tiefem Schweigen; dann befahl er seinem kleinen Sohne, dem amerikanischen Offizier seine Flinte zu übergeben, und als dies geschehen, sagte er:

„Ich überreiche Ihnen dieses Gewehr durch meinen Sohn. Er ist ein Freund der Amerikaner geworden. Ich wünsche, daß er die Gebräuche der Weißen kennen lerne und daß er erzogen werde gleich den Söhnen dieser. Ich wünsche, daß man des Umstandes eingedenk bleibe, daß ich der Letzte meines Stammes war, der sein Gewehr übergab. Ich gab es Ihnen, und jetzt möchte ich wissen, wie wir uns nähren sollen. Was Sie zu geben und zu sagen haben, möchte ich jetzt empfangen und hören; denn ich will nicht länger im Dunkeln gehalten werden. Von den Boten, welche ich von Zeit zu Zeit hierher sandte, ist keiner mit Nachrichten zurückgekehrt. »Krähenkönig« und der »Gallige« wollen nicht, daß ich komme, und niemals habe ich gute Nachrichten von denselben erhalten. Dies ist mein Land, und ich will nicht genöthigt werden, dasselbe aufzugeben. Als ich das Land der »Großen Mutter« (Königin Victoria) verlassen mußte, war mein Herz sehr traurig. Sie

war mir eine Freundin, jedoch ich will, daß meine Kinder in meinem Heimathslande aufwachsen, und ich wünsche, daß alle Krieger unseres Stammes auf einer uns gehörigen Reservation am kleinen Missouri zusammen wohnen möchten."

Am 29. Juli wurde der „Sitzende Büffel" mit seinem Gefolge auf dem Dampfer „Sherman" nach Fort Yates gesendet. Wortkarg, stumm blickten die Gefangenen in die gelben, quirlenden Wasser des Stromes; erst als sie nach mehrtägiger Fahrt der Landungsstelle ansichtig wurden, versammelten sich sämmtliche Häuptlinge auf dem oberen Verdecke. Einer derselben entfaltete eine helle Flagge, und sobald sie im Winde flatterte, begannen die Häuptlinge einen monotonen Gesang, der oftmals von Kriegsgeheul und den den Indianern eigenthümlichen Demonstrationen unterbrochen wurde. Diese Demonstrationen wurden immer heftiger, je mehr das Boot dem Ufer sich näherte, wo Tausende von Indianern versammelt standen, um die Landenden zu begrüßen. Als der Dampfer die Landung erreichte, erstarb der Gesang und das Geheul der Wilden.

Während jener ganzen Zeit stand Sitting Bull unbeweglich in der Reihe, ohne im Geringsten sich an den Demonstrationen der übrigen Indianer zu betheiligen. Unter allen Häuptlingen war seine Erscheinung am einfachsten, er hatte die wenigsten Zierathe an sich, und er wäre sicherlich der letzte gewesen, in dem man den großen Krieger vermuthet hätte.

Sobald die Gehplanken vom Boot an das Ufer geschoben waren, kam der Häuptling Tatoke-iyanke, die „Laufende Antilope", an Bord, eilte auf das Verdeck und, hinter der Reihe der Häuptlinge hergehend, umfaßte er Sitting Bull, legte seine Wange an die des gefangenen Häuptlings und rief in der Dakotasprache aus: „Mein Lieber!"

Der Häuptling rührte sich nicht; als aber die „Antilope" vor die Häuptlinge hintrat, ihnen die Hände schüttelte und ein über das andere Mal „Hau, hau!", den gewöhnlichen Gruß der Indianer, ausrief, da ward Sitting Bull so gerührt, daß ihm die Thränen aus den Augen schossen.

In Fort Yates verblieb Sitting Bull nur kurze Zeit; die Bleichgesichter, denen, nebenbei gesagt, dieser Krieg über 50 Millionen Dollars gekostet hatte, fürchteten den entwaffneten Löwen und seine gewaltige Redekunst, und so ward er am 10. September 1881 mit seinen ihm in den Tagen des Unglücks treu gebliebenen 45 Kriegern und den Frauen und Kindern derselben nach Fort Randall gesandt. Die zusammen 168 Köpfe zählende Gesellschaft langte nach siebentägiger Fahrt an dem Bestimmungsorte an, zum heillosen Schrecken der ganzen Garnison und Bevölkerung, die Hals über Kopf, als sie durch Depeschen über den zu erwartenden Besuch unterrichtet wurden, die umfassendsten Vorkehrungen trafen,

um die furchtbaren Gäste zu empfangen. Man hatte ein Fleckchen Land mit zehn Fuß hohen, mannsdicken Palissaden eingezäunt, welche von einem kleinen mit Schießscharten versehenen Blockhause überragt wurden, so daß man von demselben aus ein mörderisches Gemetzel unter den innerhalb des Palissadenvierecks Befindlichen hätte anrichten können.



Tatanka-washila.

Als nun die Gäste kamen, war die ganze Garnison mit scharfgeladenen Gewehren und Geschützen ausgerüstet worden, und auf's Höflichste wurden die Indianer aufgefordert, gefälligst in den besagten Kraal hineinzuspazieren. Doch diese weigerten sich auf's Entschiedenste und sagten, lieber würden sie sterben, als sich einer Heerde von Kälbern gleich einsperren lassen, und so wies man ihnen endlich einen Platz westlich vom Fort an, der von starken Posten bewacht wurde und jederzeit mit Kanonenfeuer bestrichen werden konnte. Erst als man sah, daß sich mit den „rothen Teufeln" ganz gut verkehren ließ, schwand die Furcht; man räumte ihnen nach und nach kleine Vergünstigungen ein und verlegte das Lager, als die Winterstürme kamen, in die durch Baumwuchs geschützte Niederung am Flusse.

Dort lebte nun zur Zeit meines Besuches der rothe Napoleon; seine Macht war gebrochen, aber dennoch blickten auf ihn die Augen aller Häuptlinge, ihn um seinen Ruhm beneidend, ihn, der mit den 45 ihm treu gebliebenen Kriegern traurig am Ufer des Missouri saß und geduldig wartete, welches Schicksal über ihn verhängt werde.

Unter den Getreuen Sitting Bull's, unter denen namentlich Heutopa („Vierhörner") und Wakia-luta (der „Rothe Donner"), als die einflußreichsten Häuptlinge hervorzuheben waren, befand sich auch ein Brüderpaar, in dessen Zelte ich manche Stunde verweilte. Der ältere der Beiden, Tatanka-washila („Ein Büffel"), war ein schöner Mann von ebenmäßigem Bau, der einen wahren Apollokopf auf seinen Schultern trug, und in diesem wieder ein Paar Augen hatte, deretwillen er der stille Liebling der Randaller Damenwelt war. Der rothe Krieger, mein specieller Freund, war das personificirte Ideal einer Cooper'schen Indianerfigur, ein Unkas, aber mannhafter, reifer, fertiger und edler in seinen Bewegungen. Obgleich er kaum 27 Jahre zählte, hatte er doch schon acht Frauen gehabt und wieder verkauft, und er stand während meiner Anwesenheit gerade im Begriff, sich eine neunte zu nehmen, über welches Vorhaben aber seine derzeitige Ehehälfte so in Aufregung gerieth, daß sie ein Messer ergriff, die Zeltwand kreuz und quer zerschlitzte und dann mit ihrem Kinde auf und davon ging. Erst am Tage nachher fanden die hinter ihr hergesandten Indianerpolizisten die Unglückliche ganz tiefsinnig am Ufer des Flusses sitzen, und es gelang erst nach häufigem Zureden, sie zur Rückkehr in das Zelt ihres Gemahls zu bewegen, der seine weiteren Heirathsgelüste einstweilen unterdrückte.

Ein nicht minder kurioser Kauz war sein 18 Jahre alter Bruder, der „Große Mann". Alles Geld, das diesem in die Hände fiel, ward sofort in Haaröl angelegt, von welchem Stoffe er, der Zahl der leeren Flaschen nach, Unmassen verbrauchen mußte. Beständig hatte er in seinem Cigarrenkästchen zu kramen, in welchem bunt durcheinander Farbenbeutelchen, Perlen, Spiegel, Bildchen und Haarölfläschchen lagen. Der „Große Mann" gehörte entschieden zu den Erfindern; durch Zusammenschütten von drei oder vier verschiedenen Sorten Öles suchte er stets neue Parfüms zu erzeugen; er goß rothes, gelbes und grünes Öl zusammen, wobei es ihm freilich manchmal passierte, daß sich die diversen Öle und Farben gar nicht mit einander vermischen wollten. Die gefüllten Flaschen wurden der Vorsicht halber an die langen Haarzöpfe oder an die Bänder seiner turbanähnlichen Kopfbekleidung gebunden, und so baumelte jederzeit ein halbes Dutzend Fläschchen von allerhand Farben auf seinem breiten Rücken umher.

Eine andere nicht minder bemerkenswerthe Persönlichkeit war Schunka-wanjila, der „lange Hund", ein unverbesserlicher Frauenräuber. Laut der auf seiner Büffelhaut von ihm selbst abconterfeiten Lebensgeschichte hatte derselbe im Laufe der Zeit außer mancherlei Pferden nicht weniger denn 23 Weiber zusammengestohlen, deren Namen dem Gedächtnisse des Wackeren freilich entfallen waren und deren Persönlichkeiten er sich nur noch nach der verschiedenen Farbe ihrer Decken zu entsinnen vermochte. (Vergl. die Illustration Seite 104.)

Interessant war noch der Tag, an welchem ich, zum größten Staunen der Indianer, eine Kunstausstellung, wohl die erste im fernen Westen, arrangirte. Dieselbe umfaßte gegen 30 meiner ausgeführten Skizzen und Farbenstudien, die auf großen, als Hintergrund dienenden Büffelhäuten aufgereiht waren.

Die ganze Bande Sitting Bull's, vom ältesten Weibe bis zum jüngsten Kinde, stand vor den Skizzen versammelt, selbst ein äußerst malerisches, vielfarbiges Bild darstellend. Aus all den dunklen und bemalten Gesichtern blitzten die tief-



Bemalte Büffelhaut des Indianers Schunka-wanjila, ihn selbst auf dem Pferde- und Frauenraube darstellend.

schwarzen Augen, die mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die Bilder gerichtet waren. Dazwischen tönte fröhliches naives Lachen und Durcheinanderschwatzen, wenn die Beschauer den einen oder anderen ihrer Angehörigen auf dem Papiere erkannten.

Sitting Bull selbst hatte sich im Kreise seiner Krieger niedergelassen, die Augen unverwandt auf die Portraits geheftet, in deren Mitte sein eigenes Bildniß im vollen Schmucke seiner Häuptlingswürde prangte. Mit besonderer Inbrunst ruhten die Blicke der wilden Krieger auf den Gesichtszügen ihrer im fernen Norden weilenden Kameraden, unter denen sie Kangi-yatapi, Mato-sapa, Pizi, Canchacha-ke,

Kanri-cikala und Andere vertreten fanden. Wie stille Gebete glitten die Namen dieser Fernen über die Lippen der ernsten Beschauer, die nicht eher wichen, als bis die Dunkelheit hereinbrach.

Als endlich nach längerem Aufenthalt in Fort Randall die Zeit meiner Abreise herangekommen war und sich das Gerücht verbreitete, daß ich mich anschicke, meinen rothen Freunden den letzten Besuch abzustatten, fanden sich schnell die hervorragendsten Häuptlinge und Krieger im Wigwam ihres Führers zusammen. Nachdem die Pfeife die Runde gemacht, redete Sitting Bull mich feierlich also an:

„Eisenauge, die Zeit war kurz, welche Du unter meinem Volke lebtest. Aber sie war doch lang genug, um uns erkennen zu lassen, daß Du als Freund kamst und gute Wünsche für uns hegtest. Du willst gehen, und wir sind traurig, daß wir Dich niemals wiedersehen werden. Die Dakotas schütteln Dir die Hand. Sie werden noch lange am Lagerfeuer von Dir erzählen."

„Hau, hau!" riefen die Anwesenden.

Nachdem ich einige Worte erwidert, schüttelte ich Allen die Hände und wandte mich zum Gehen. Da erhob sich noch einmal der große Häuptling und sprach:

„Eisenauge, kehre zurück — und Du wirst uns immer als Freunde finden. Möchten die Wasser Dich glücklich tragen und Wakan-tanka, der Große Geist, Dich schützen vor allen Gefahren."

Damit schüttelte er mir herzlichst die Hand und kauerte dann schweigend am rauchenden Feuer nieder.

Tatanka-washila, mein rother Freund, hingegen folgte mir nach und rief: „Bleibe nicht lange, mein Freund, bleibe nicht lange!"

So war mein Abschied von den Söhnen der Wildniß, denen man so oft jedes tiefere Gefühl, jede bessere Regung abspricht.

Mir war das Herz schwerer, als hätte ich Brüder verlassen.

Und als am anderen Morgen die aufsteigende Sonne die Wölkchen röthlich färbte, in ihrem Strahl die stillen, einsamen Berge klar und deutlich lagen, als wollten sie all' ihre Geheimnisse offenbaren, da rauschte es, als die Signale des Dampfers zur Abfahrt tönten, noch einmal in den Büschen am Ufer — und heraus trat ein Indianer in vollem Schmucke, das Gesicht röthlich strahlend, gleich der Morgensonne, über dem dunklen Haar die langen Adlerfedern. O, die Gestalt war mir wohl bekannt — es war Tatanka-washila, mein Freund, der gekommen, mir noch einen Abschiedsgruß zu bieten. Durch Geberden deutete der am Ufer Stehende an, daß er mir noch einmal die Hand schüttle; lange blickte er mir, dem Scheidenden, noch nach, so lange, bis eine Strombiegung das Boot, wie den weißen Fremdling seinen Augen entrückte. —

Im Laufe der Jahre erhielt ich noch manchmal direkt und indirekt Nachrichten von meinen rothen Freunden in Dakota. Von Sitting Bull vernahm ich, daß im Jahre 1883 sein Wunsch erfüllt und er sammt seinen Kriegern nach der Standing Rock Agentur befördert worden sei, wo er sich am Cannon Ball Flusse niedergelassen habe und in seiner Kleidung und in seinen Gewohnheiten mit zäher Festigkeit an den altindianischen Bräuchen hänge. Der stolze „Krähenkönig" starb einige Jahre nach meinem Aufenthalte, kurz vor seinem Tode noch eine ausgezeichnete Rede haltend. Ihm folgte bald darauf auch der „lange Krieger" nach, desgleichen wurde mein hochherziger Freund Canchacha-ke in die glücklichen Jagdgründe einberufen. Von dem „langen Hunde" ward mir berichtet, daß er nach wie vor ein unverbesserlicher Frauenräuber sei, und daß, wäre er noch im Besitze seiner Büffelhaut, auf derselben wohl kein Platz mehr sei, um all die seither verführten Weiber aufzeichnen zu können. Tatanka-washila hingegen, mein treuester Freund, ist indianischer Polizist geworden und hält auf Zucht und Wohlfahrt unter seinem Volke.

* * *

Vorstehendes Kapitel war beendet, als Sitting Bull und seine Gefolgsgenossen neuerdings in den Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit traten. Es geschah dies zu Anfang des Monates August dieses Jahres, als die Regierung der Vereinigten Staaten die Sioux zu bestimmen suchte, derselben einen großen Theil ihrer Reservation zu überlassen. Diese Reservation umfaßt 21 Millionen Acres Landes, ein Gebiet, welches der Größe des Staates Maine vollständig gleichkommt und den vierten Theil der beiden neuen Staaten Nord- und Süddakota ausmacht. Eine von der Regierung eingesetzte Commission wurde mit der Aufgabe betraut, die Indianer zur Abtretung von 11 Millionen Acres zu bewegen, damit dieselben für weiße Ansiedler eröffnet werden möchten.

Nach dem den Indianern gemachten Vorschlage sollten dieselben als Entschädigung $1^1/_4$ Dollar pro Acre für alles Land erhalten, welches sofort nach der Eröffnung kultivirt werde, 75 Cents für jeden Acre, der in den nächsten zwei Jahren, und 50 Cents für jeden Acre, der später zur Besiedelung komme. Das Geld für das Land werde von der Regierung für die Indianer in Verwahrung behalten und die Zinsen zur Unterstützung derselben verwendet, nach Ablauf von 50 Jahren aber der Betrag vom Capital, der noch übrig geblieben, an die Indianer gleichmäßig vertheilt.

Es war vorauszusehen, daß dieser schon ein Jahr zuvor abgelehnte Vorschlag bei den Sioux abermals auf harten Widerstand stoßen würde, doch gelang es der

Commission, die Siouxstämme der Pine Ridge- und Rosebud Agentur zur Unterzeichnung des Vertrages zu gewinnen.

Zur Ratificirung des Vertrages bedurfte es aber der Unterschriften von zwei Dritttheilen des ganzen Stammes, und sträubten sich namentlich die Sioux der Standing Rock Agentur unter ihren Häuptlingen Tatanka-iyotanka (Sitting Bull), Pizi, Tatoke-iyanke, Ite-omagayu und Anderen auf's Hartnäckigste gegen die verlangte Abtretung.

Wochenlang dauerten die Berathungen, ohne daß hierselbst die Commission den geringsten Erfolg erzielt hätte. Den Specialberichten, welche im August dieses Jahres vom „New York Herald" über diese das allgemeine Interesse der Nordamerikaner in Anspruch nehmenden Unterhandlungen veröffentlicht wurden, entnehme ich einige die Ansichten der Indianer charakterisirende Stellen aus Reden der Häuptlinge Pizi und Sitting Bull.

„Warum sollen wir unser Gebiet den Weißen geben?" bemerkte der Erstere, „haben dieselben nicht Land genug? Warum kommen sie Jahr auf Jahr, um die wenigen Acres, die uns geblieben sind, zu nehmen, trotzdem viele Tausende Acres ihres eigenen Landes und ebensoviele Jagdgebiete noch gar nicht occupirt sind? Wenn sie unser Land wünschen, warum sollte der Wunsch der Indianer, welche dasselbe behalten möchten, weniger berechtigt sein?

Unterzeichnen wir den Vertrag, so bleibt uns nur ein sehr kleiner Theil desselben übrig — zu klein für Indianer, welche nicht wie die Weißen wissen, auf so kleinen Farmen zu leben. Und haben wir den Vertrag unterzeichnet, so werden im nächsten Jahre die Weißen wieder kommen, um noch mehr von unserem Gebiete zu verlangen. Schon vor einer Reihe von Jahren versicherte man uns, im Falle wir einen Theil unseres Landes abtreten würden, werde man uns nicht wieder belästigen. Damals nahm man uns die Black Hills, die Schwarzen Berge weg, durch deren Gold die Weißen sich sehr bereicherten. Man hat uns nicht dafür gedankt und nichts dafür gegeben. Und nun wünsche ich nicht, daß eine Abtretung unseres Landes erfolgen möchte, bis unsere jungen Leute Bücher zu lesen und selbstständig zu handeln wissen, so daß sie nicht mehr übervortheilt werden können."

Der Widerstand der Sioux wurde nicht gebrochen, bis der die Commission führende General Crook folgende Worte gebrauchte: „Ich bereitete Euch gestern darauf vor, daß, im Falle der Vertrag wiederum nicht zur Unterzeichnung gelangt, das geforderte Land trotzalledem in Beschlag genommen werden wird. Die Gründe für meine Annahme sind folgende: Dakota, Montana und Washington haben als Territorien bisher nur je einen Repräsentanten zum Congresse der Vereinigten

Staaten gesandt, ohne aber eine Stimme in denselben zu besitzen. Dieserhalb hatte das Verlangen der weißen Bewohner von Dakota, welche die Eröffnung dieser Reservation beanspruchten, bisher nur wenig Gewicht. Mit dem October dieses Jahres aber werden diese Territorien Staaten und entsenden als solche vier Repräsentanten und acht Senatoren nach der Bundeshauptstadt. Dann, wenn der Ruf nach Eröffnung der Reservation auf's Neue erklingt, wird die Stimme des rothen Mannes übertönt und er selbst auf die Seite gedrückt werden. Bereits als im vergangenen Jahre die Unterzeichnung dieses Vertrages verweigert wurde, gab es viele Mitglieder des Congresses, welche dem Vorschlage beistimmten, das Land auch ohne Eure Zustimmung zu nehmen. Aber Eure Freunde im Osten waren stark genug, so daß dieser neue Vertrag Euch vorgelegt wird. Kommt derselbe abermals nicht zur Annahme, so glaube ich nicht, daß Eure Freunde jetzt noch zahlreich genug sind, um nochmals den Sieg zu gewinnen." —

Diese trüben Aussichten, welche befürchten ließen, daß man im Weigerungsfalle die Ländereien nehmen werde, ohne den Indianern eine Entschädigung zukommen zu lassen, bestimmten endlich einen Theil der Sioux zur Annahme des Vertrages, der andere Theil hingegen beschloß trotzalledem standhaft auszuharren. Und nun gab es einige wilde Scenen in den Lagern bei Standing Rock. Die ganze Nacht verbrachten die Indianer an den Berathungsfeuern, in heftigster Weise wurde für und wider gesprochen, namentlich als Sitting Bull, der Führer der Oppositionspartei, dem Häuptlinge John Gras, dem Ersten, der sich zur Unterzeichnung des Vertrages bereit erklärte, den Vorwurf in's Gesicht schleuderte, von den Bleichgesichtern bestochen worden zu sein, erreichte die Aufregung einen solchen Höhepunkt, daß ein blutiger Zusammenstoß der beiden Parteien jeden Moment zu erwarten stand. Und als am folgenden Morgen John Gras mit seinen Genossen wirklich zur Unterzeichnung schritt, da kamen Sitting Bull und seine Anhänger in vollem Kriegsschmucke dahergesprengt, um die Unterzeichnung zu verhindern. Die Verwirrung ward in Folge dessen so groß, daß ein Beamter der Agentur vor Schrecken irrsinnig wurde. Nur unter Aufgebot der ganzen Militärmannschaften des Fortes gelang es endlich, dem Angriffe Sitting Bull's auf John Gras vorzubeugen und die Ruhe für den Augenblick wieder herzustellen.

Unter genügendem Schutze gelangte John Gras zur Unterzeichnung, nicht aber, ohne von den Anhängern Sitting Bull's mit den Namen „Weiberherz", „Verräther" und „Feigling" belegt zu werden. Ihm folgten bald die Häuptlinge „Zorniger Bär" und „Großer Kopf" nebst ihren Banden, und als so in den Widerstand der Indianer mit Erfolg eine Bresche gelegt war, entschlossen sich nach einigen Tagen endlich auch die widerstrebendsten Häuptlinge, Ite-o-magayu und Pizi, den Vertrag

mit ihrer Unterschrift zu versehen, wodurch derselbe nunmehr die zur Ratificirung nothwendige Stimmenzahl erhielt.

Nur Sitting Bull mit seinen Getreuen hielt sich fern. Zum zweiten Male sah er sich von der Mehrzahl seines Stammes verlassen, und niedergeschlagen verzichtete er darauf, an allen weiteren Erörterungen theilzunehmen. Voll Bitterkeit antwortete er dem Herald-Reporter: „Jetzt weiß ich, daß der weiße Mann groß ist, groß im Verfertigen von Verträgen. Er versteht es, die Augen der Indianer zu blenden, so daß sie Schwarz für Weiß ansehen. Die Indianer sind nicht länger Krieger. Sie sind Kinder geworden, die dem Bleichgesichte ruhig geben, was er von ihnen verlangt. Vor Jahren, da lachten wir, wenn der weiße Mann kam und unser Land von uns begehrte. Damals waren wir frei und tapfere Krieger. Wir lieferten große Schlachten, feierten große Kriegstänze, waren stolz und unabhängig. Jetzt hingegen haben die Indianer allen Muth verloren. Sie vermögen nicht, dem weißen Manne in die Augen zu blicken, und ihm zu sagen, daß er lüge, wenn er ihnen erzählt, es sei besser für sie, wenn sie lebten, ohne im Besitze von Land zu sein. Ich glaube nicht den schönen Versicherungen der Commission, denn man hat uns bereits zu oft belogen. Man raubte uns unsere Länder und unsere Pferde; man tödtete unsere Krieger, da man unsere Jagdgründe zu besitzen wünschte, und nun kommen diese Männer, um uns zu erzählen, wie freundlich man gegen uns gesinnt sei! Jetzt besitzen die Weißen den größten Theil unseres ehemaligen Gebietes; unsere jungen Leute sind keine Krieger mehr, und ich schäme mich meines Volkes."

Auf die Aufforderung des Correspondenten begann nun Sitting Bull aus seinem früheren Leben zu erzählen, aus jener Zeit, wo die ersten Bleichgesichter in ihrem Lande erschienen.

„Mein Volk lebte glücklicher in jenen Tagen, wir hatten Wild in Fülle und vermochten jederzeit unseren Hunger zu stillen. Mitunter kamen einige canadische Händler, mit welchen wir Tauschhandel trieben. Von diesen erhielten wir Messer, Äxte und Zündhölzchen, willkommene Artikel, durch welche unsere Arbeiten erleichtert wurden, da wir nun nicht mehr nöthig hatten, Feuer durch Reiben von Holzstücken zu erzielen oder uns mit unseren schlechten, aus geschärften Muscheln und Steinen gefertigten Messern abzumühen. Ich war noch ein Knabe, als die erste Friedenscommission erschien, um mit uns um Theile unseres Landes zu unterhandeln, wogegen wir Lebensmittel und Kleider erhalten sollten. Als der erste Agent zu uns kam, war ich ein junger Mann. Wir fragten nicht nach den Rationen, die er uns gab, denn wenn wir hungrig waren, so brauchten wir nur einige Büffel, Hirsche oder Antilopen zu erjagen, um Fleisch genung zu haben.

Aus den Fellen der Thiere verfertigten wir unsere Kleider und Zelte, dieselben waren weitaus besser als diejenigen, welche wir jetzt erhalten."

Über seine Meinung befragt, ob er das Leben der Weißen für ein glücklicheres halte als das der Indianer, entgegnete der Häuptling, nachdem er einige Zeit nachdenkend gesessen hatte: „Würde ich nur nach dem zu urtheilen haben, was ich von den Weißen sah, als dieselben zuerst in unser Land kamen, so müßte ich behaupten, daß die Indianer weitaus besser lebten. Aber ich habe in den letzten Jahren mehrere Reisen gemacht und über vierzig der großen Städte der Bleichgesichter gesehen, und zum Theil liebe und bewundere ich die Wege derselben. Ich zweifle nicht, daß die Weißen glücklich sein mögen in ihren schönen Häusern, aber der »Große Geist« hat mich und mein Volk anders gestaltet, so daß wir vorziehen würden, in einem Zelte auf der wildreichen Prairie zu leben, als uns in steinernen Häusern zusammen zu drängen, auch wenn dieselben noch so schön mit eleganten Möbeln ausgestattet wären.

Da ist nicht jene Freiheit, an die wir gewöhnt sind. Wir benöthigen der weiten Prairie, der frischen Luft und des Wildes, um glücklich zu sein. Manche unserer jungen Leute, welche jetzt fern von uns in Schulen erzogen werden, entscheiden möglicherweise anders, denn sie schreiben öfter, daß sie es vorziehen, wie Weiße zu leben. Ich glaube ihnen, denn sie haben ja niemals die Freiheit kennen gelernt, die ich genossen und vermögen dieselbe darum auch nicht zu verstehen. Ich bin zu alt, um mich einem Wechsel anpassen zu können, aber ich bete zum »Großen Geiste«, daß unsere Kinder in dem neuen Leben glücklich sein möchten."

Bezüglich seines Widerstrebens gegen die Unterzeichnung des Vertrages bemerkte Sitting Bull: „Es war mein Wunsch, diesen Verkauf einem späteren Geschlechte zu überlassen, welches den Werth des Landes besser zu schätzen weiß, als wir es vermögen. Ich glaube, daß wir in einiger Zeit selbst Schulen errichten werden, in denen unsere jungen Leute lesen und schreiben lernen, und dereinst werden dieselben sicherlich in der Lage sein, die Fragen, welche ihre Interessen berühren, in verständiger Weise zu beurtheilen. Zur Zeit sind sie dessen noch nicht fähig, da sie nicht genügend erzogen sind, um die Sprache der Weißen zu verstehen und richtig zu deuten. Es ist mir öfter erzählt worden, daß mitunter die Auslegung einzelner Worte zu erbitterten Discussionen unter den Weißen geführt hat, selbst unter Leuten, welche die Sprache derselben construirten. Was kann man bei einem derartigen Zustande von meinem Volke erwarten, wo nur sehr Wenige zu lesen und zu schreiben vermögen? Ich würde nicht wegen der Zukunft meines Volkes besorgt sein, hätte man demselben gestattet, seine Ländereien so lange zu behalten, bis es den Werth derselben selbst zu schätzen wüßte."

Über seine Ansichten bezüglich eines späteren Lebens befragt, antwortete der Häuptling: „Ich bin zu alt, um den Glauben der Bleichgesichter zu verstehen, aber ich achte denselben und bin der Meinung, daß unsere Kinder diesen Glauben dereinst annehmen werden. Ich aber für mein Theil werde getreulich die Wege gehen, die mir von meinen Vätern überkommen sind. Ich und meine Krieger werden in die glücklichen Jagdgründe gelangen und daselbst alle unsere alten Freunde wiederfinden und alle die Stätten sehen, welche wir hier auf Erden inne hatten. Wir wissen dies, weil Einige unseres Volkes dieses Geisterland gesehen und uns mancherlei über dasselbe berichtet haben. Daselbst ist Alles vorhanden, was der rothe Mann bedarf: Büffel, Hirsche, Antilopen und Pferde, und unser Leben wird ein weitaus glücklicheres sein, als das auf dieser Erde, denn kein Bleichgesicht wird kommen, um uns mit Waffengewalt oder schönen Worten diese glücklichen Jagdgründe zu nehmen."

Mit diesen Worten hüllte sich der Häuptling fester in seine wollene Decke und schritt dem rauschenden Missouri zu.



Indianische Ehrenfedern.



Ein Prairiebrand.
(Nach London News.)

Im goldenen Nordwesten.

Westlich vom Red River of the North liegt ein Land, so groß wie manches Königreich, größer als Preußen. Bis vor zwanzig Jahren war dieses 141,000 englische Quadratmeilen umfassende Territorium in den geographischen Handbüchern kurz abgethan, etwa mit den Worten: „gehört zu den wildesten Theilen der Vereinigten Staaten, ist zum größten Theile unbekannt, wenig bevölkert und die Heimstätte kriegerischer Indianerstämme." Im Westen reicht dieses Gebiet bis zur Mündung des Yellowstoneflusses, im Süden bis zum Keya Paha und dem Niobrara; durch den wilden Missouri wird es von Nordwest nach Südost in zwei Hälften getheilt. Große Länderstrecken der östlichen Hälfte und fast der gesammte Westen dieses Gebietes sind noch ödes Wüstenland, bald endlose flache Prairien, wogenden Grasseen gleich, bald welliges Land, sogenannte „rollende Prairie", die sich nach Südwesten hin zu immer höheren, wilderen Zügen emporschiebt, um endlich in den aus buntfarbigem Thon gebildeten, nur für den Naturfreund und Geologen interessanten Bad Lands und in den nadelholzbekleideten, goldberühmten Schwarzen Bergen ihre höchsten Erhebungen zu finden. Baumlos ist dieses endlose Gebiet, nur an den zahlreichen Seen und größeren oder kleineren Strombetten finden wir spärliche Waldungen von Eichen, Baumwollen- und Hickoryholz; sonst ist alles Prairie, bestanden von dem langen, wogenden Büffelgrase, unter welches sich bunte stern-

förmige Astern und seltsame Sonnenblumen, die eine Höhe von acht Fuß erreichen, malerisch mischen. Das ist Dakota, das neuerdings zu einem Doppelstaate erhobene Land, welches dereinst dazu berufen sein wird, eine große Rolle in der Reihe der Staaten der Union zu spielen.

In gewisser Hinsicht ist die Geschichte dieses Doppelstaates nicht unähnlich der Californiens. Zwar wurde schon seit einer Reihe von Jahren der Missouri durch Dampfer befahren, welche die Verbindung zwischen den am Strom gelegenen Militärstationen und den wenigen Plätzen unterhielten, an welchen ein lebhafter Tauschhandel mit den Indianern betrieben wurde, zwar hatte auch schon die Northern Pacificbahn ihre Schienenwege bis zum Herzen Dakotas, bis zum Missouriufer vorgeschoben, zunächst aber waren es doch wohl die Schwarzen Berge (Black Hills), welche die Aufmerksamkeit der Welt auf Dakota lenkten, jenes Eldorado, dessen Name für eine Reihe von Jahren den Traum aller Goldsucher und Abenteurer bildete. Durch die ungebührlich aufgebauschten Schilderungen des außerordentlichen Reichthumes an dem verführerischen Metall angelockt, zogen Tausende und Tausende zu jenen im Südwesten Dakotas gelegenen schwarzen Bergen, und ob auch ganze Schaaren unter den Pfeilen und Beilen der über das unbefugte Eindringen in ihre Jagdgründe erzürnten Dakotas fielen, so erschienen doch immer neue verwegene Abenteurer, um ihren Golddurst zu stillen oder — sich bittere Enttäuschungen zu holen.

Die Schwarzen Berge füllten sich mit Menschen, in den tief einsam gewesenen Thälern entwickelte sich Leben; Orte wuchsen empor, vor Allem wurden Deadwood und Custer City die Mittelpunkte eines geschäftigen Treibens, wie es die Pioniere von 1849 im oberen Sakramentothale geführt haben mögen. Deadwood wuchs innerhalb weniger Jahre zu einer Stadt mit 10,000 Einwohnern empor und nannte sich stolz: „Die Metropole der Schwarzen Berge."

Ward eine besonders vielversprechende Mine aufgefunden, sofort wurde in ihrer Nähe eine Stadt „ausgelegt", mit hochklingendem Namen, wie Golden City, Silverton, Diamond, Montezuma belegt, und 48 Stunden später zählte dieselbe vielleicht schon 1000 Einwohner und waren ein Dutzend Wirthschaften im Betriebe. Am dritten Tage wurden möglicherweise zwei Farobanken eröffnet, am vierten schon erschien eine tägliche Zeitung in Riesenformat, und man zahlte bereits 500 Dollars für Bauplätze.

So war die Städtegründung in den Black Hills, in Dakota. Eisenbahnen und Transportgesellschaften beeilten sich, Verbindungen mit den Goldländern zu schaffen; auf allen Bahnhöfen, in allen Städten wurden Plakate, Pamphlete und Eisenbahnkarten zu Millionen verstreut mit der riesigen Aufschrift: „The Goldland of the world!" „Ask for tickets, for to become rich!" („Das Goldland der Welt!"

„Nehmt Billete, um reich zu werden!"), und allwöchentlich strömten Tausende und Tausende dem Fabellande zu. Die Eisenbahnen und Transportgesellschaften, sowie Händler, welche die Gelegenheit zu benutzen verstanden, machten glänzende Geschäfte.

Die Elemente, die so in's Land gezogen wurden, waren freilich nicht die besten. Der Abschaum der Menschheit, Abenteurer, Gauner, Subjecte, die hinlänglich Grund hatten, den bleigefüllten Stäben und Revolvern der heiligen Hermandad aus dem Wege zu gehen, daneben verfehlte Existenzen, bankerotte Kaufleute, relegirte Studenten und verkannte Genies — das waren die Menschen, welche berufen waren, an der Spitze der Civilisation zu schreiten. Natürlich nur im buchstäblichen Sinn des Worts; sie bildeten die Vorläufer, die Plänklerschaar, welche der echten Civilisation die Wege zu bahnen hatte. Mochte auch das Treiben dieser Gesellschaft einem wüst zusammenschlagenden Meere gleichen, in dem Hunderte und Tausende spurlos versanken, mochte auch ein gut Theil all dieser Abenteurer „in ihren Stiefeln" oder an einem gar zu engen hanfenen Halsbande sterben, das Endresultat war doch, daß sie den Boden, den Humus schufen, auf welchem wahre Civilisation Fuß fassen konnte.

Die Schätze Dakotas und seines Goldlandes wurden noch rascher, als diejenigen Californiens erschöpft; ein Unglück für den Augenblick, doch ein Glück, wie sich allmählich herausstellte. Der Gehalt an edlen Mineralien entsprach nicht den überschwenglichen Erwartungen, welche das Abenteurerthum an die Schwarzen Berge gestellt hatte, und enttäuscht legte mancher wilde „Grenzer" die Spitzaxt und die Schaufel bei Seite und griff zum Pfluge. Und siehe da, das Gold, welches in der Erde in zu ungenügender Menge enthalten war, um den unersättlichen Durst der Menge zu stillen, wogte in üppiger Fülle über dem Boden, in Gestalt endloser Weizenfelder.

Entlang der Eisenbahnen, entlang der Ströme, wo nur Verbindung mit der civilisirten Welt herzustellen war, da wuchsen kleine Farmhäuser empor, vereinzelt und kleine Städtchen bildend. Immer mächtiger und unabsehbarer wurden die Weizenfelder; die Bevölkerung Dakotas, 1860 nur 4839 Seelen zählend, war bis 1880 schon auf 170,000 angewachsen, und immer breiter wurden die Wogen der Einwanderung. Im Jahre 1881 betrug die Zahl der Neueingewanderten 40—50,000, und namentlich waren es Norweger, Schweden und Deutsche, die Dakota zu ihrer neuen Heimstätte machten.

Für den Ruhm des neugeborenen Landes zu sorgen, ließen sich natürlich die hauptsächlich interessirten Eisenbahnen angelegen sein, welche von der Regierung viele Millionen Acres Land geschenkt erhalten hatten. Um dieses Land zu realisiren, mußten Käufer herbeigezogen werden und so wurden die alten, nicht mehr recht zutreffenden Superlativüberschriften der Karten und Fahrpläne einfach abgeändert,

um nunmehr also zu lauten: „The land of Plenty!“, „the wheatfields of the world!“, „the garden of the golden Northwest!“ („Das Land des Überflusses!“, „die Weizenfelder der Welt!“, „der Garten des goldenen Nordwesten!“)

Und wiederum kamen Tausende und Tausende, um in dem gelobten Lande mühelos reich zu werden oder aber — sich neue Enttäuschungen zu holen.

Dieses echte Wunder- und Werdeland habe ich mehrmals durchflogen, und viel des Interessanten gab es zu sehen. Zum ersten Male bereiste ich den Nordwesten im Sommer und Herbst des Jahres 1881, ein Jahr später überschritt ich zum dritten Male den Red River, den Nil des amerikanischen Nordwestens, um bei Fargo in das weizenberühmte Dakota einzutreten. Jetzt hatte das gelegentlich meines ersten Besuches noch im Baby-Alter stehende Städtchen bereits eine Bevölkerung von 8000 Einwohnern, und alle Neuerungen der Civilisation waren zu finden: schöne breite Straßen mit Pferdebahnen, Telegraphen- und Telephonleitungen durch die ganze Stadt; am Abende flammte sogar zu meiner größten Überraschung von einem gegen 180 Fuß hohen, aus Eisenstangen zusammengenieteten Thurme das Licht der Neuzeit hernieder, eine electrische Sonne, welche den ganzen Ort erhellte und weit hinaus in die Prairie leuchtete.*)

Überall waren Zimmerleute und Maurer in voller Thätigkeit, den aus der Prairie hervorwachsenden Häusern neue hinzuzufügen, überall sprach man von neuen Unternehmungen und überall trug man sich mit kühnen Hoffnungen für die Weiterentwickelung.

Man sah zumeist nur kräftige Männer mit breiten Schultern und derben schwieligen Fäusten. Die Kleidung bestand vielfach aus dicken blauen, mitunter auch rothen Jacken, derben braunen Hosen und langen Stiefeln. Auf die Köpfe waren Filze von nicht zu bestimmender Farbe gedrückt.

Und ließ man den Blick von dem Eisenbahnstationsgebäude, das mehr einem Stapelplatze für landwirthschaftliche Maschinen glich, rings über die weite Landschaft schweifen, so sah man einen im Winde wogenden unabsehbaren Ocean von goldenen Weizenfeldern.

Auf der Weiterfahrt gen Westen passirte ich die Ländereien eines Großgrundbesitzers, die berühmte Dalrymple-Farm. Was würden unsere Bauern sagen, sähen sie, wie man in Dakota Weizen schneidet. Da war eine ganze Armee von Menschen, Thieren und Maschinen colonnenartig vor den zu mähenden Weizen-

*) Appleton's General Guide zufolge war die Bevölkerung von Fargo bis zum Jahre 1888 auf 10,000 gestiegen. Außerdem werden daselbst angeführt 28 Hotels, 12 Kirchen, 4 Banken, 6 Zeitungen, 1 Opernhaus, 1 Theater, 1 Stadthaus, 1 Hochschule, ferner Wasserwerke, Mühlen, Brauereien, Elevators u. s. w.

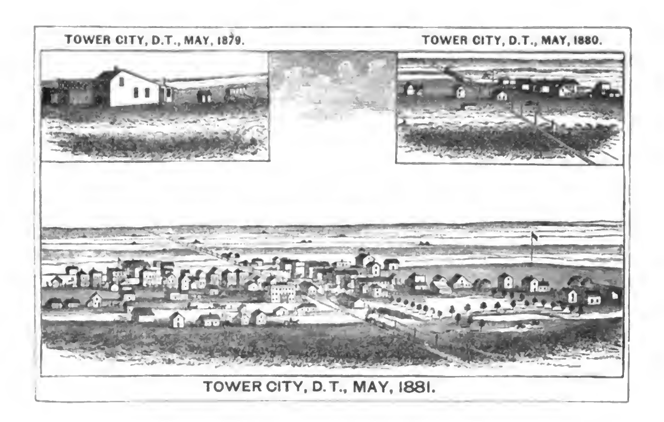
feldern aufgestellt. Commandoworte ertönten: die erste Maschine bewegte sich vorwärts und begann einen breiten Streifen der goldenen Frucht niederzulegen. In kleiner Entfernung folgte eine zweite Maschine, um einen neuen Gürtel des Getreides hinwegzufressen; hinter ihr eine dritte, vierte und so fort, eine Maschine immer hinter und neben ihrer Vorgängerin beginnend. Und da flogen die Garben, mit dünnem Draht geheftet, gleich fertig gebunden aus den Maschinen heraus, um von den nachfolgenden Leuten zu größeren Haufen zusammengestellt zu werden.

Diese 20 Meilen westlich von Fargo gelegene Dalrymple-Farm umfaßte zur Zeit meines Besuches einen Ländercomplex von 20,000 Acres und wurde durch eine Armee von über 1000 Mann mit 200 Pflügen, 115 Mäh- und Bindemaschinen und 20 Dampfdreschmaschinen bestellt und warf gegen 560,000 bushel Weizen ab.

Ich besichtigte diese Riesenfarm in Gesellschaft eines für „Weizen“ fanatisch enthusiasmirten Bewohners der Stadt Fargo, welcher, nachdem ich die Erntethätigkeit auf diesem unermeßlichen Gebiete mehrere Stunden lang mit offenem Munde bewundert hatte, mich nun noch zu einem weiteren halben Dutzend von annähernd ebenso großen Riesenfarmen hinführen wollte, damit ich von einer jeden derselben ein naturgetreues Bild für die „Gartenlaube“ zeichnen möge. Ich verzichtete auf das Vergnügen, derartige malerische Darstellungen von Weizenfeldern beim Dutzend anzufertigen, machte mich auf gute Manier von dem traurig und enttäuscht mir nachblickenden Weizenfanatiker los, und dampfte weiter gen Westen, an einer Anzahl von kleinen, zumeist aus Holzhäusern bestehenden Orten vorüber, die sich vielfach wie ein Ei dem anderen glichen. Unter diesen betreffs der dereinstigen Weltherrschaft auf einander bitter eifersüchtigen Nestchen befand sich zweifelsohne auch manch todtgeborenes Kind, wenn auch die von der Eisenbahngesellschaft oder den Gründern der Orte massenhaft vertheilten Pamphlete die lieblichsten Zukunftsbilder vor den Augen des Lesers erstehen ließen.

Welche Quantitäten derartiger von Eisenbahngesellschaften und Städtegründern erzeugten Reklamen verbreitet werden, übersteigt alle Begriffe. An allen Ecken und Enden des großen Westens wird gegründet, ge-„boomed“ und ge-„puffed“ und durch enorme Reklame sucht man es zu erreichen, daß das Geschäft und der Zudrang von Einwanderern ja nicht in's Stocken gerathe. Unablässig wird hinausposaunt, wie der oder jener Ort Aussicht habe, alle Nachbarstädte zu überflügeln, daneben greift man zu dem beliebten Mittel, durch interessante Illustrationen für das Lieblingskind Reklame zu machen. Da wird z. B. auf einem und demselben Bilde das Wachsthum der „Zukunfts-Metropole“, einstweilen noch Embryostadt, in seinen verschiedenen Stadien auf's Drastischste dargestellt. Ein einzelnes Bildchen gibt zunächst eine Ansicht des Baugrundes anno 1879. Grundbesitzer sind

Prairiehunde, Eulen und Klapperschlangen. Noch mehr Effekt macht ein anderes oft gewähltes Bild: endlose öde Prairie; im Grase versteckt lungern einige blutdürstige Rothhäute, um ein paar in der Ferne daherziehende unglückliche Auswanderer abzuschlachten. Und nun kommt das in drei Felder getheilte Haupttableau. Links oben: „Neu-Paris anno 1880." Schon erhebt sich inmitten der Prairie ein einzelnes Haus. Rechts oben: „Neu-Paris anno 1881." Wir sehen den Beginn einer Stadt; eine handvoll Häuser, eine Schule und eine primitive Kirche sind bereits vorhanden. Unteres Haupttableau: „Neu-Paris anno 1889."



Die frühere Prairie ist bedeckt mit einem Häusermeer. Die stolzen Thürme zahlreicher Kirchen ragen empor. Durch die Straßen der schönen Stadt eilen Pferdebahnwagen; rechts und links erheben sich großartige Hotels und Bankgebäude.

Zumeist sind solchen Abbildungen wie auch den dazugehörigen Beschreibungen immer eine gute Portion von Übertreibungen hinzugefügt, Übertreibungen, die in ihrer Überschwenglichkeit manchmal klar vor Augen liegen und sehr oft den beißenden Spott der östlichen Zeitungen herausfordern. Zur Erheiterung des freundlichen Lesers will ich zwei dieser Parodien hier wiedergeben. Die erste, vom Brooklyn Eagle veröffentlichte, betitelt sich:

Farmerleben in Dakota.

„Yes, sir“ versicherte auf's Neue der Dakotamann, als die versammelten Ackerbauer vom Trinkstande zurücktraten und sich um den rothglühenden Ofen gruppirten, „yes, sir, wir da draußen betreiben alles in ziemlich großem Maßstabe. So sah ich auf einer unserer Farmen einen Mann im Frühjahre ausziehen, und er pflügte immerfort bis zum Einbruch des Herbstes eine einzige grade Furche, dann wendete er um und erntete auf dem Rückwege.“

„Aber wo schlief denn dieser Mann nur, um Gotteswillen?“ warf einer der erstaunten Zuhörer ein. „Nahm er etwa ein Zelt mit sich?“

„O nein, Herr! Sie folgten ihm nach mit einem Hotel, und er hatte seine Leute, die ihn beim Pflügen ablösten. Wir haben einige derartige große Farmen draußen, meine Herren. Ein Freund von mir besaß eine solche, welche er als Pfand gegen eine geliehene Summe einsetzte, und ich versichere auf mein Wort, dieses Pfand war an dem einen Ende bereits verfallen, bevor die Nachricht von der Verschreibung an das andere Ende der Besitzung gedrungen war. Die Farm war in Countys eingetheilt.“*)

Ein Murmeln des Erstaunens durchlief die Versammlung; der Farmer aus Dakota aber fuhr fort: „Ich erhielt, gerade als ich von Hause wegreiste, einen Brief von einem Manne, der in meinem Obstgarten wohnt. Der Brief war, obwohl er ohne Aufenthalt Tag und Nacht weiter befördert worden, drei volle Wochen unterwegs, bevor er an meiner Behausung anlangte.“

„Die Entfernungen sind also sehr groß draußen, wie mir scheint?“ fragte ein Landwirth aus Neu-Utrecht.

„Ziemlich, ziemlich!“ entgegnete sein Kollege aus Dakota. „Und das Unangenehmste ist, es reißt die Familien so auseinander. Zwei Jahre früher sah ich eine ganze Familie in Trauer und Betrübniß versetzt; die Weiber weinten, die Kinder schrieen und die Hunde heulten. Einer meiner Leute hatte gerade sein Lagerzelt auf sieben Viergespanne von Maulthieren verpackt und stand eben im Begriff, seinen Angehörigen Lebewohl zu sagen.“

„Wohin ging denn die Reise?“ fragte neugierig ein Mann aus Gravesend.

„Nun, er ging nur über die Hälfte des Grundstückes, um die Schweine zu füttern,“ war die gelassene Entgegnung.

„Kehrte er jemals zu seiner Familie zurück?“

*) Die Eintheilung der amerikanischen Staaten in „Countys“ entspricht der Eintheilung unserer Länder in Provinzen.

„Bis jetzt ist er noch nicht wieder angelangt,“ erwiderte der Gefragte. „Wir senden sehr oft jung verheirathete Eheleute aus, die Kühe zu melken, und in der Regel bringen die Kinder derselben die Milch nach Hause.“

„Ich hörte, daß dort schöne, reichhaltige Minen vorhanden seien,“ warf hier ein Rübenpflanzer aus Jamaica ein.

„Gewiß, gewiß, doch sehen wir den Quarz nur als unnützes Spielzeug an,“ antwortete der Farmer aus Dakota, die Schneide seines Messers am Fingernagel prüfend. „Es würde sich nicht lohnen, den Boden aufzuwühlen, da wir mehr Geld mit unserem Weizen verdienen können. Ich bestellte im letzten Frühjahr allein an 8900 Countys Weizenland.“

„Wie viel Acres würden das sein?“

„O, wir zählen nicht nach Acres, sondern nur nach Countys. Im vergangenen Jahre löste ich aus meinem Weizen allein 68,000,000 Dollars, und ich habe die Absicht, in der nächsten Saison gegen 80—100 Countys mehr aufzubrechen.“

„Wie in Dreiteufelsnamen erhalten Sie denn Hülfe zu solchen kolossalen Unternehmungen?“ fragte der erstaunte Neu-Utrechter.

„O, die Arbeitslöhne sind billig. Sie können Hülfe genug haben für 29 bis zu 48 Dollars pro Tag. Ich bezahle niemals über 38 Dollars Tagelohn.“

„Ist das Land billig?“

„Im Gegentheil, Land ist teuer. Nicht daß es etwas kostete, es kostet nicht im Geringsten; aber die Gesetze unseres Staates erlauben nur, so und so viel oder gar nichts zu nehmen. Ich war vom Glücke begünstigt. Ich besaß nämlich einen Freund in Yankton, welcher eine Bill vor der Legislatur durchbrachte, auf Grund welcher mir ganz ausnahmsweise gestattet wurde, 420,000 Quadratmeilen zu nehmen, welches die kleinste Farm im ganzen Territorium ist.“

„Nun sagt,“ sprach der Wirth des Saloons, als die vor Erstaunen sprachlos gewordenen Zuhörer noch dabei waren, die letzte Aussage des Dakotamanns zu verdauen, „ist denn all das wahr, was Ihr bis jetzt erzählt habt?“

„Ich denke so,“ erwiderte der Farmer, „wenigstens weichen meine Angaben nur wenig von denen ab, welche ich heute Morgen in einer Dakota-Zeitung las, in welche man mir meine Stiefel eingewickelt hatte. Ich habe mich nicht erkühnt, so viel zu behaupten, als die Zeitung thut, es würde mir sonst sicherlich nicht Einer geglaubt haben. — Doch im Vertrauen, Herr Wirth, ich bezahle morgen. Ich wohne ganz in der Nachbarschaft, in der Myrtle Avenue.“ —

Ein zweite Parodie solcher Überschwenglichkeiten ist der nachfolgende, einer Milwaukeer Zeitung entnommene Artikel:

Ein wunderbares Klima.

„Colonel Douan, Redakteur des „Argus“ in Fargo, Dakota, schildert in der letzten Nummer seines Blattes die kolossalen Verheerungen, die der letzte Januarsturm, ein ganz unerhörtes Ereigniß in dem sonnig-warmen Dakota, angerichtet hat. Die größte Verwüstung verursachte dieser kamtschadalische Äolus an den Fruchthainen des Dakotaischen „Gartens der Götter“. Man schätzte, daß am Morgen nach dem Ereigniß im Umkreise von 75 Meilen rings um Fargo nahezu an 9,500,500,500,500,500,500 Centner Orangen, Bananen, Pomeranzen, Ananas und Heidelbeeren unter den Bäumen verstreut lagen.*) In Major Chapin's 10,000 Acres großem Baumgarten war der Grund einen Fuß hoch mit sechs Zoll im Durchmesser haltenden Apfelsinen besät. Es wäre unmöglich gewesen, dieselben aufzulesen, man hätte denn mehr Arbeiter importiren müssen als die Manitoba- und die Nordpacific-Eisenbahnen innerhalb eines Monates zu befördern im Stande gewesen wären. So entschied sich der ehrenwerthe Major nach einer Berathung mit seinen Freunden dahin, 100,000 seiner selbstgezüchteten Dakota-Schweine auf diesen ungeheuern Bankettplatz zu treiben. Diese mit tropischen Früchten gemästeten Thiere sind von einer Güte und Qualität, die in keinem zweiten Lande unter oder über der Sonne ihresgleichen hat. Völlig ausgewachsen, erreichen diese Schweine die Größe eines egyptischen Nilpferdes, dabei haben sie ein Gewicht von 25,000 Pfund oder 12½ Tons. Das Fleisch der einen Hinterkeule dieser Thiere hat einen an das delikateste Büffelfleisch erinnernden Geschmack, das der anderen ist ähnlich dem feinsten „sugar cured bacon.“ (Ein sehr beliebtes amerikanisches Nationalgericht.) Das rechte Schulterstück ersetzt vollkommen das vorzüglichste Hirschfleisch, das linke würde selbst von einem alten Jäger mit dem saftigsten Lendensteak einer Bergziege verwechselt werden. An Wohlgeschmack kommt die eine Hälfte der Brust derjenigen eines fetten Truthahnes gleich, die andere macht selbst das schönste Stück einer frisch von den Selleryswiesen aufgeflogenen Wildente vergessen. Inwendig, wo gewöhnliche Schweine nichts wie unnütze Därme, Wursthäute und andere wenig appetitliche Eingeweide haben, sind die herrlichen Dakotaschweine mit exquisiten Würsten, mit Plumpuddings und Äpfelsauce vollgepfropft, und die Köpfe sind wahre Juwelenkästchen voll Mandeln, Rosinen und vorzüglichem Confect. Die Zähne bestehen aus dem schönsten Elfenbein und sind sehr häufig mit

*) Dakota, ein echter Prairiestaat, hat bekanntlich nur einen ungemein spärlichen Baumwuchs aufzuweisen. Von den aufgezählten Fruchtsorten würde keine einzige daselbst fortkommen, und wer da weiß, was die schrecklichen Winterstürme des Nordwestens zu bedeuten haben, der wird die bittere Ironie des obigen Artikels verstehen.

dem reinsten Dakotagolde plombirt. Zwanzig Pfund dieses für Messergriffe und Visitenkartentäschchen verwendbaren Elfenbeines sind der gewöhnliche Ertrag eines dieser Vierfüßler. Die Schwänze, welche zwischen 3 bis 5½ Fuß Länge variiren, werden im ganzen Lande als Reitpeitschen verwendet, die Ohren hingegen sind als Geldbörsen sehr begehrte und gern gesehene Weihnachtsgeschenke für beliebte Prediger und erfindungsreiche Redakteure." —

Doch genug davon.

Den ganzen Tag hindurch ging die Fahrt durch die endlose Prairie, die sich nur darum so oceanglatt aufgerollt zu haben schien, damit die in wunderbarem, rothgoldigen Lichte erstrahlende Abendsonne noch im Scheiden jedes ihrer zitternden Gräser treffen und streifen möge. Am Abend erreichte ich die unweit des Missouri gelegene Stadt Bismarck, die in ihrem schnellen Wachsthum gleichfalls ein beredtes Zeugniß von dem Unternehmungsgeiste der Amerikaner und dem rapiden Wachsthum des Nordwestens ablegt. Als am 19. Mai 1873 der Kanzler des deutschen Reiches dem Sekretär der Nordpacificbahn schrieb, er fühle sich ganz außerordentlich geschmeichelt, daß man die Stadt am Übergange genannter Bahn über den Missouri nach ihm benannt habe, da bestand selbige „Stadt" aus drei Holzhäusern und fünf Leinwandzelten, in der ein kleines Häuflein verwegener Abenteurer einen verzweifelten Kampf um's Dasein führte. Heute hat die Stadt über 5000 Einwohner und erhebt sich in derselben das Staatscapitol, denn Bismarck ist zur Hauptstadt von Norddakota erwählt worden. Ferner besitzt die Stadt zwölf Hotels, fünf Kirchen, vier Banken, ein Theater, ein Seminar und verschiedene andere hervorragende Gebäude. Zwei eiserne Brücken überspannen den nahegelegenen Strom, die eine führt nach dem gegenüberliegenden Fort Abraham Lincoln, über die andere donnern die Züge der Nordpacificbahn dahin, Bismarck mit der gleichfalls aufblühenden Stadt Mandan verbindend.

Bevor wir in Bismark einliefen, sahen wir von Süden her einen funkelnden Streifen eilig heranschreiten, ein Prairiefeuer, welches gleich einer feurigen Schlange über die Seiten und Gipfel einzelner Hügel dahinkroch. Die Brände der mit weniger hohem Grase bestandenen Prairien haben nicht viel zu bedeuten, mit Leichtigkeit gehen Menschen wie Thiere der Feuerlinie aus dem Wege, die zumeist an den von den Farmern zum Schutze ihrer Felder mit dem Pfluge aufgeworfenen Furchen erstirbt. Loht aber einmal das über mannshohe Gras und Gestrüpp des fetteren Bodens empor und bläst dazu ein Wind aus vollen Backen, dann heißt es „Rette sich, wer kann!" Jede verzögerte Sekunde ist eine Möglichkeit der Rettung weniger; überall springen, durch voraneilende Funken erzeugte Feuerpyramiden empor; Meteoren gleich fliegen Myriaden Büschel brennenden Grases

durch die Luft, überall neue Tänzer erweckend; in wenig Minuten ist die ganze Landschaft ein einziger, ungeheurer Höllenpfuhl, der mit der Schnelligkeit des Windes vorwärtsschreitet und in kurzer Zeit das eiligste Roß überflügelt.

Ein solcher Prairiebrand suchte im April des Jahres 1889 das südliche Dakota heim. Von den winterlichen „Blizzards“ war es verschont geblieben; eine ungewöhnlich warme Witterung, welche bis in den Januar hinein anhielt, machte die Bewohner so übermüthig, daß sie Landpartien veranstalteten, wobei der leinene Staubkittel und der Strohhut zum Scherz eine Rolle spielten. Da, mit einem Schlage, nahte sich ganz unerwartet das Verhängniß. Auf der fünf Meilen von Highmore entfernten Farm des James Ingram gerieth die Scheune in Brand, und zwar durch einen Feuerfunken, welcher aus der Pfeife des Eigenthümers flog. Da ein heftiger Wind wehte, wurde das Feuer schnell durch die Prairie weiter verbreitet und fegte mit rasender Wuth über das ganze Land, der Feuerfurchen spottend, welche der Farmer vorsorglich um sein Gehöft zieht. Die Luft war so trocken, daß die Flammen blitzähnlich weithin schossen und das Gras auf den Prairien wie Pulver Feuer fing.

Es war der verheerendste Brand, der die Prairien des südwestlichen Dakota jemals heimgesucht hat. Ganze Dörfer brannten nieder, Hunderte von Familien wurden obdachlos und verloren ihre ganze Habe. Zahlreiche Menschen und ganze Viehheerden kamen in den Flammen um, so daß sich der Verlust auf Millionen von Dollars bezifferte. —

So verderblich diese Prairiebrände auch sind, so werden sie in ihren Wirkungen auf Thier- und Menschenleben mitunter doch noch übertroffen durch die Wirbelstürme, welche dem Sommer, und die „Blizzards“, die dem Winter angehören.

Diese überaus großartigen und verderblichen Naturerscheinungen, die man früher darum weniger beachtet hatte, als sie der öden Prairie keinen erheblichen Schaden zuzufügen vermochten, lernte man erst mit dem allmählichen Vorwärtsdringen der weißen Ansiedler gen Westen genauer kennen, zumal sie sich für die Werke der sich eben ausbreitenden Kultur mitunter zu wahren Heimsuchungen gestalteten. Den häufigsten Schauplatz dieser Naturerscheinungen bilden die Staaten Dakota, Nebraska, Jowa, Kansas und Illinois. Stürme, welche an Heftigkeit kaum ihres Gleichen haben, pflegen hier fast alljährlich aufzutreten und haben namentlich in dem letzten Jahrzehnt eine so verheerende Kraft entfaltet, daß sich der Bewohner der gefährdeten Regionen bei jedem Anzeichen drohender Witterung ein Schrecken bemächtigt.

Das Schicksal des deutschen Städtchens Neu Ulm in Minnesota, welches

im Jahre 1881 durch einen Tornado fast völlig zerstört wurde, ist auch in Europa bekannter geworden. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich ein Jahr später in Iowa, woselbst eine Anzahl von Städtchen so schwer heimgesucht wurden, daß der Gouverneur des Staates in einem Aufrufe um Hilfe diesen Orkan als die härteste Katastrophe bezeichnete, die den Staat je betroffen habe. Nur eine einzige Woche später, und es ereignete sich die völlige Zerstörung des Städtchens Emmetsburg, während welcher Katastrophe gegen 100 Menschen das Leben verloren.

Im Jahre 1883 suchten schwere Wirbelstürme Minnesota und Dakota heim. Welche Gewalt dieselben entwickelten, ergiebt sich daraus, daß ein Eisenbahnzug aus den Schienen gehoben und umgestürzt wurde, wobei 34 Personen schwer verletzt wurden.

Am 14. April 1886 wurden die Bewohner von St. Cloud in Minnesota von einem Tornado überrascht, der nicht nur überaus heftig, sondern auch in seiner Erscheinung höchst eigenartig war. Ohne Vorboten schoß der Wirbelsturm herab, um aufspringend von der Bahn, sich wieder und wieder zur Zerstörung zu senken, bis er aufsteigend verschwand. In St. Cloud wurden hundert Häuser vernichtet; von hier zog der Sturm nach Sauk Rapids, woselbst seine Wuth den Höhepunkt erreichte. In wenigen Minuten waren ganze Straßenfronten in Trümmerhaufen verwandelt. Ein Bach, der in der Nähe der Stadt fließt, wurde trocken gesogen und der Schlamm seines Grundes in breiten Streifen rechts und links über das Land gespritzt. Die Breite des Wirbelsturmes betrug nur 800 Fuß, die Läge der Bahn etwa 12 englische Meilen, und doch bezifferte sich der Verlust an Menschenleben auf 75 Todte, außerdem zählte man über 200 Verwundete.

Diese westlichen Tornados entstehen zumeist urplötzlich und verrichten ihr Zerstörungswerk in wenigen Minuten. Der Sturm erscheint in Gestalt einer pfeilschnell sich umdrehenden Säule, und ist die wirbelnde Bewegung das charakteristische Moment. Welche schauderhafte Geißel diese Tornados für manche Gebiete der Union sind, so namentlich auch für die südöstlichen Staaten, beweist der Bericht der „U. S. Signal Office“ für das Jahr 1884. An einem Tage, dem 19. Februar, kamen nicht weniger denn 45 Tornados zum Ausbruche und wurden durch dieselben 800 Menschen getödtet, 2500 verwundet und 15,000 ihres Obdaches beraubt. Im ganzen Jahre wurden 1054 Personen getödtet und über 3800 verwundet. Manche Distrikte werden so häufig von Wirbelstürmen durchzogen, daß man die Besiedelung der Lieblingsbahnen derselben hat aufgeben müssen.

Nicht viel weniger verderblich gestalten sich die winterlichen „Blizzards“, die Schneestürme.

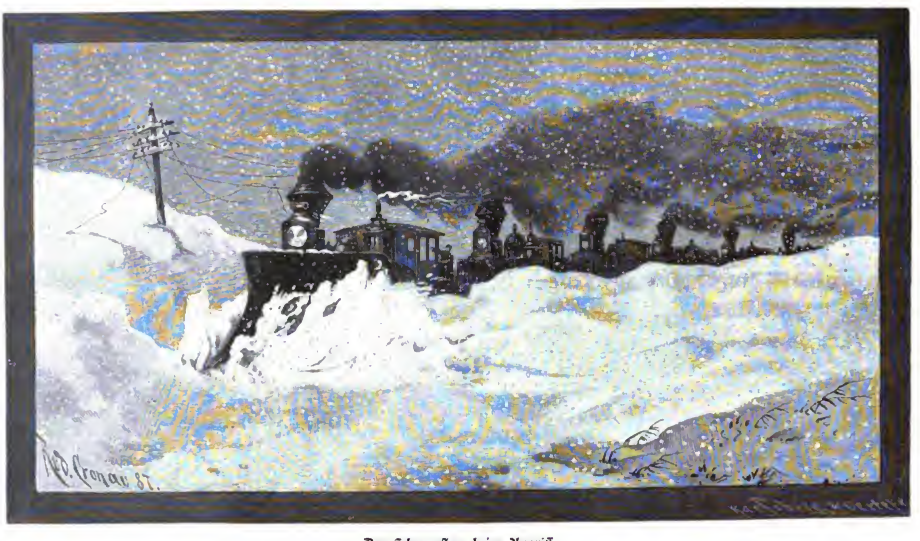
Die letzten blutrothen Blätter des Sumachstrauches sind gesunken; wochen-

lang schon sind die Tage klar und heiter gewesen; die Luft ist rein und trocken, der Himmel wolkenlos. Eine eigenthümliche, melancholisch stimmende Ruhe liegt über den unermeßlichen Prairien, und Nichts verkündet, daß der „Indianersommer", die schönste Jahreszeit in Nordamerika, zu Ende geht und der schlimme Gast vor der Thür steht, vor welchem selbst der wetterfesteste Dakotamann den allergrößten Respekt hat. Noch folgen sich einige dieser stimmungsvollen Tage; da, als abermals eine leichte Röthe im Osten das Aufsteigen der Sonne verkündet, umzieht sich der Horizont allgemach mit grauen, schweren Dünsten, die langsam, langsam immer näher schleichen. Gegen Mittag senkt sich über die Hügel ein feiner, weißer Nebel, die Umrisse derselben leicht verhüllend, wie etwa ein Traum die Gedanken umschleiert. Langsam und unmerklich kriecht der Nebel die Flußthäler entlang; Alles rings umher ist still, regungslos — die Natur bereitet sich zum Sterben vor. Leise, leise weht eine feine Flocke hernieder. Der erfahrene Trapper und die Indianer verstehen vollkommen diese Zeichen. Sobald wie möglich suchen sie die ebene Prairie zu verlassen und irgend eine geschützte Niederung, eine Schlucht oder das ausgetrocknete Bette eines Stromes zu erreichen, um unter diesem Schutze den „Blizzard", den mörderischen Schneesturm, vorübergehen zu lassen.

Nicht lange mehr läßt dieser auf sich warten. Der Flöckchen und Flocken werden mehr und mehr; ihre Flugrichtung wird eine immer schrägere, je mehr sich der Wind zum Sturme steigert. Hat derselbe seine Höhe erreicht, so werden die feinen Flocken mit einer solchen Kraft getrieben, daß ihre Wirkung auf das Gesicht tausend Nadelstichen gleicht. Die Augen offen zu halten, ist schier ein Ding der Unmöglichkeit, und durch das beständige Bombardement werden die Sinne so in Verwirrung gebracht, daß jedes Ortsgefühl verschwindet. Beispiele sind vorhanden, daß Farmer, die während eines solchen Unwetters von ihren Wohnhäusern nur bis zu den Ställen zu gehen versuchten, ihren Weg verloren, in die Prairie geriethen und wenige Schritte von ihrem Herd entfernt den Erfrierungstod starben.

Befällt der Sturm einen Zug von Reisenden und mit der Natur des Sturmes nur wenig vertraute Personen, so sind denselben Stunden schrecklichsten Leidens gewiß und mögen sie von Glück sagen, wenn sie unter dieser fürchterlichen Vereinigung von Kälte, Schnee und Sturm nicht in kurzer Zeit ein trauriges Ende finden.

Die Gefahr beruht weniger in der mit dem „Blizzard" verbundenen Kälte, als in der ungemeinen Schärfe des Windes, welcher gleich einem Messer schneidet und jedes Atom von Lebenswärme aus den Gliedern treibt. Ein dicker Winterüberzieher schützt nicht mehr als ein Fetzen Musselin gegen das Wüthen des Schnee-



Der Schneepflug beim Angriff.

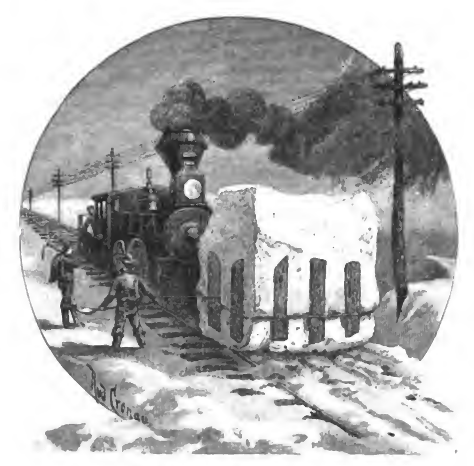
sturmes, der, von den eisigen Gebieten Alaskas und den nördlichen britischen Besitzungen kommend, in der Regel drei Tage lang aus dem Norden bläst, dann plötzlich umschlägt und wieder drei Tage lang mit ungeschwächten Kräften sein Wüthen von Süden her fortsetzt. Glücklicher Weise treten für gewöhnlich diese äußerst schweren „Blizzards“ nur etwa 5—6 Mal während eines Winters auf, ja im Jahre 1882 wurde Nord-Dakota nur von einem in den Monat März fallenden Schneesturm betroffen. Dagegen hat sich der Winter 1880—1881 mit seinen gegen



Das Abgraben der Schneemassen.

60 schweren Stürmen für immer denkwürdig in die Chroniken des amerikanischen Nordwestens eingeschrieben. Der erste Schnee fiel früh im October, und von dieser Zeit bis zum April führte der Winter ein unerhört strenges Regiment. Überall lag der Schnee 6—20 Fuß hoch; einige Schneewehen erreichten sogar eine Stärke von über 50 Fuß. Weit und breit war Alles unter diesen enormen Massen begraben; die Menschen litten schrecklich, und die Thiere starben zu Tausenden. Jede Verbindung war abgeschnitten. Die Passagiere der Eisenbahnzüge waren nicht selten inmitten der ödesten Prairien zu tagelanger Haft verurtheilt; in mehreren Fällen waren sie, als endlich Befreiung kam, dem Hungertode nahe.

Ein Mann in Dakota, welcher zwei Nachbarfamilien, die über nicht so feste und sichere Behausungen zu verfügen hatten, bei sich aufgenommen, sah sich gezwungen, die Bretterhäuser dieser Familien, ja seine eigenen Möbel, Betten, Kisten, Koffer und Kasten als Feuerungsmaterial zu benutzen. An einer anderen Stelle verließ die Bewohnerschaft eines ganzen Dorfes aus ökonomischen Rücksichten ihre Häuser und versammelte sich in einem großen Raume, wo ein mit dem Holze der Schuppen beständig genährtes Feuer unterhalten wurde.



Das Wegschaffen der Schneeblöcke.

Ähnliche Zustände fanden statt während der durch eine ganz abnorme Kälte sich auszeichnenden Winter 1885 auf 1886 und 1887 auf 1888. Der verderblichste Schneesturm des Jahres 1888 war derjenige, welcher am 11. Januar anhob und sich über Dakota, Minnesota, Wisconsin, Jowa und Nebraska verbreitete. Das Schneetreiben und die Kälte waren entsetzlich; das Quecksilber sank auf 30, stellenweise sogar bis auf 40° unter dem Gefrierpunkte. Hunderte von Menschen fanden ihren Tod.

Derartige Winter machen namentlich den Eisenbahnen viel zu schaffen, und die Arbeiten, die unternommen werden müssen, um die Geleise frei zu halten, sind

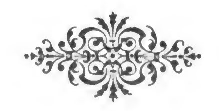
geradezu erstaunlich. Die „Northwestern-Company" zahlte 1881 allein über $1^1/_4$ Millionen Mark für Freilegung der Schienenwege. Diese Gesellschaft hatte beständig 34 mächtige Schneepflüge in Thätigkeit, ohne indeß der furchtbaren Schneemassen Herr werden zu können. Wie ungeheuer diese Massen waren, dürfte aus der Thatsache zu ersehen sein, daß ein 48,000 Pfund schwerer Schneeflug, der noch dazu mit 80,000 Pfund Eisen belastet und von sechs hinter einander gespannten Lokomotiven getrieben wurde, vollständig machtlos war, eine ihm entgegenstehende Schneewand zu durchbrechen. Als nach der furchtbaren Attake die Werkleute den immensen Pflug besichtigten, fanden sie, daß derselbe trotz seines 128,000 Pfund schweren Gewichtes wie eine Feder zurückgeschlagen und gegen einige Bäume geschleudert worden war, woselbst die ganze Maschinerie bis zum Schmelzen der Schneemassen im Frühling liegen bleiben mußte. Die Schneewehe hatte eine Mächtigkeit von 52 Fuß.

Einige Bahngesellschaften suchten ihre Linien frei zu halten, indem sie Tausende von Arbeitern anstellten, die den Schnee in große Blöcke von der Breite des ganzen Bahnbettes und 12 Fuß Länge zu zerschneiden hatten. Diese Blöcke wurden dann, durch Stricke und Planken zusammengehalten, mittelst einer vorgespannten Lokomotive an freiere Plätze geschafft, wo sie mit leichter Mühe aufgebrochen und beseitigt werden konnten.

Nicht immer aber war der Erfolg ein den ungeheuern Arbeiten entsprechender. So hatte man an einer Stelle nach fürchterlicher Mühe 324,000 Kubikyards Schnee hinweggeschafft, aber ein plötzlich sich aufmachender Wind füllte innerhalb acht Stunden die ganzen Öffnungen wieder zu.

So ging es fort bis zum Frühjahr, welches mit seiner ungewöhnlichen Sonnengluth die ungeheueren Schneemassen überraschend schnell zum Schmelzen brachte. In Folge dessen schwollen alle Flüsse und Ströme zu enormer Höhe an und verursachten jene furchtbaren Überschwemmungen des Missouri, Ohio und Mississippi, welche, wie ich im Jahrgange 1884 der „Gartenlaube" geschildert habe, viele tausend Menschen um ihre Heimstätten brachten.

So hat, wie allerorten auf Erden, der Mensch auch hier unausgesetzt den Kampf gegen die ihm feindlichen Elemente zu führen.





Scenerie in den Bad Lands.

Ein Tag in den Bad Lands.

Weiter donnerte der Zug gen Westen und gelangte im Morgengrauen in ein Land, das in seiner Beschaffenheit wohl zu den eigenartigsten Gebieten der Erde zählt. Jene Zeichen rastloser menschlicher Thätigkeit, jene Verwirklichungen echt amerikanischen Unternehmungsgeistes, die uns während unserer Westfahrt bisher begleitet, waren mit einem Schlage verschwunden. An ihrer Stelle herrschte ringsum die schaurige Majestät und das Schweigen der Wüste. Seltsame, unirdisch erscheinende Gestaltungen traten vor unser Auge, meilenweit erstreckte sich eine Welt von Absonderlichkeiten, eine Welt von bizarr gestalteten Formationen, wie sie nur eine wirre Phantasie ersinnen mag.

Überall emporragendes, zerrissenes Geklipp, ein Irrgarten von Riesenkegeln, Pyramiden, Wällen, Thürmen, Ruinen, Minarets und Bastionen, ein Labyrinth, durch welches nur Derjenige hindurch zu finden vermöchte, der mit dem allerentwickeltsten Pfadfindergenie und mit einem unendlichen Ariadnefaden ausgerüstet wäre.

„Station Little Missouri!" Der Zug hielt an und setzte mich an dem einsam inmitten dieser absonderlichen Welt gelegenen Stationshause ab, war es doch mein Vorsatz, die mich umgebende Wildniß etwas eingehender als vom Wagenfenster aus zu studiren. Und so überschritt ich, nachdem ich ein einfaches Mahl und genügend Proviant zu mir genommen, die provisorisch errichtete, den kleinen Missouri hier überspannende Holzbrücke, um mich, den mitten aus dem Labyrinthe hervor-

brechenden Flußlauf als Ariadnefaden benützend, in die Geheimnisse der Bad Lands zu verlieren.

Tiefe Einsamkeit umfing mich bald, nirgendwo ein menschliches Wesen; nirgendwo ein Thier, das durch seine Laute die traumhafte Stille dieser Wildniß unterbrochen hätte. Und ringsum starrten tausend und mehr Fuß hohe Bildungen in solcher Masse und Gedrängtheit empor, daß ich wähnen konnte, in jene entlegene Periode zurückversetzt zu sein, da die Erde noch im Werden begriffen war. Mächtige buntfarbige Thongebirge formirten curiose und romantische Scenerien, die bald an alte verlassene Städte, an längst verschollene Schlösser und Bollwerke gemahnten. Darüber erhoben sich augenscheinlich Festungswerke mit unersteiglichen, crenelirten Mauern, die weit hinausleuchteten in ihrer von Roth zu Gelb und Braun, von Weiß zu Schwarz übergehenden Farbenpracht. Hochragende, wunderlich gestaltete Klippen, voll der seltensten Versteinerungen, wechselten mit jähen Schluchten, Engpässen und Rissen, mit weiten Flächen, wo in Folge unterirdischer Feuer der Boden eingestürzt war. Wie eine riesige Brandfackel, so flammte hier in Kirchthurmhöhe ein gelbfarbiger mit rother Kappe verzierter Kegel, dort erhob sich ein Obelisk, dessen Wände mit weißen, braunen, schwarzen und blauen Gürteln und Streifen durchzogen waren.

Nicht immer war das Aussehen dieser Region ein so absonderliches. Läge es in unserer Macht, uns um Millionen von Jahren zurückversetzen zu können, in jene undenklich fern entlegenen Zeiten, wo Europa und Asien noch keine Continente, sondern in einem weiten Meeresraume zerstreute Inselgruppen bildeten, wo noch nicht die mächtigen Ketten der Alpen und des Himalaya emporgestiegen waren, so würden wir hier, wo heute dieses Gebirgskonglomerat in seltsamen Wellen emporstarrt, den Spiegel eines jener gewaltigen Süßwassermeere erblicken, die damals einen großen Theil des heutigen Westens der Vereinigten Staaten bedeckten.

Auf dem Boden dieses Beckens wucherten schleimige Wasserpflanzen, an den Ufern kolossale Farren und Schachtelhalme; die Luft erdröhnte von dem Gezisch und Geheul scheußlicher Urweltbestien, die mit einander im Kampfe lagen. Die schäumenden Fluthen durchzogen die grauenerregenden Elasmosauren, mit Elephantenleibern, Schlangenschweifen, Ruderfüßen und 22 Fuß langen Hälsen ausgestattete Ungeheuer, Gegner der eine Länge von 75 Fuß erreichenden Pythomorphen, einer scheußlichen Mischung von Fisch- und Schlangengestalt. Durch die Lüfte fuhren die Pterodactylen, Mißgeburten, halb Vögel, halb Reptilien, deren lederähnliche Fledermausflügel eine Spannweite von 18—25 Fuß besaßen. —

Im Laufe der Jahrtausende verschwanden die Seen, und mit ihnen die sie belebenden Ungeheuer der Vorzeit. Über den versteinernden Resten der alten Fauna

und Flora wuchsen andere Geschlechter herauf, andere Pflanzen und Thiere. Wo die Riesenfarren gestanden hatten, da wiegten sich blühende Palmenhaine, und dichte Wälder grünten, wo jetzt meilenweit kaum ein Strauch sich findet. Kolossale Dickhäuter durchbrachen das Gehölz, verschiedene Mammutharten, das Mastodon und das Rhinoceros. Von den Wassern her scholl das Schnauben riesiger Krokodile und des Hypopotamus, von welch' letzterer Thiergattung gleichfalls eine ganze Reihe von Arten vorhanden war. Eines der merkwürdigsten Thiere war ein Geschöpf von der Größe eines Elephanten, dessen Kopf mit mehreren, paarweise hervorbrechenden Hörnern versehen war. Eine Species dieser Thiergattung zeigte oberhalb der Augen je ein mächtiges Horn; eine andere besaß zu beiden Seiten der Nase 30 Centimeter lange Kuhhörner; eine dritte dreikantige, nach auswärts gerichtete Hörner, während eine vierte Auswüchse von flacher, zusammengedrückter Gestalt hatte. Kameele und mehrhufige Pferde waren heerdenweise vorhanden, desgleichen strichen Hyänen, tigerartige Katzen mit säbelförmigen Zähnen, sowie wilde Hunde in Menge umher, und noch geben häufige Zähnespuren an manchen aufgefundenen Schädeln davon Kunde, daß sich auch in diesen Landschaften dereinst schreckliche Kämpfe abgespielt haben müssen.

Und wieder rollten Jahrtausende dahin; das Tropenklima wurde zu einem gemäßigten, die Formen der Pflanzen- und Thierwelt nahmen allmählich das Gepräge an, welches der heute in diesen Gegenden anzutreffenden Flora und Fauna eigen ist. Der trocken gelegte, ehemalige Seeboden ward aber durch Regenfluthen und unzählige Wasserläufe zu jenem abenteuerlichen Labyrinthe ausgewaschen, das dem Beschauer wie ein Trugbild erscheint.

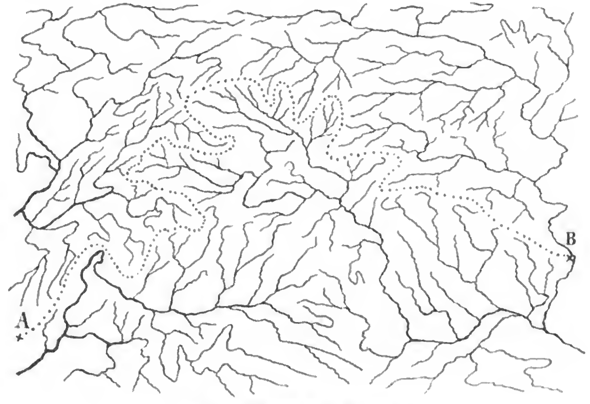
Ja, eine Truglandschaft ist diese Wildniß, die außer ihren farbigen Reizen, außer den nur den Mann der Wissenschaften interessirenden versteinerten Resten der Vorzeit für den Wanderer nur Gefahren birgt.

„Mauvaises terres pour traverser" („Schlechtes Land zum Bereisen") so übersetzten die französischen Trapper die ursprüngliche indianische Benennung dieser Gegenden, demzufolge die englische also: „Bad Lands to travel over" zu lauten gehabt hätte. Aber man begnügte sich mit dem einfachen „Bad Lands", welcher Name auch in die geographischen Karten eingetragen worden ist.

Daß der ursprüngliche Name ein durchaus bezeichnender ist, das geht aus den Tagebüchern solcher wissenschaftlichen Expeditionen hervor, welche tiefer in dieses Trugland eindrangen. Alle diese Bücher berichten von den unsäglichen Schwierigkeiten, die hier mit dem Vorwärtskommen verbunden sind. Bald geht es über weite Felder leuchtenden Sandes dahin, bald an schwindelnden Abgründen vorüber, bald an Stellen, wo das von den Wänden herniedergebröckelte Erdreich in wirren

Massen liegt, bald über Strecken, die mit aufgeschüttetem Stoffe angefüllt sind, von dem man schwören möchte, daß es Ziegelschutt sei.

Die hauptsächlichste Schwierigkeit beruht darin, in diesem Labyrinthe von Schluchten, Engpässen, Ravinen und Graten den richtigen Weg zu finden, ohne welchen ein Vorwärtskommen fast ganz unmöglich ist. Das hier beigefügte Kärtchen möge diese Schwierigkeiten mehr veranschaulichen.



Terrainskizze aus den Bad Lands.

Angenommen bei dem Punkte A befände sich eine Reisegesellschaft, die sich nach dem Punkte B zu bewegen beabsichtige. In gerader Linie vorwärts zu kommen ist in Folge der unzähligen Engpässe, Abgründe und Flußbetten fast unmöglich, und würde ein solcher Versuch nur unter ungeheuerem Zeitverluste und unter den größten Gefahren für Menschen und Thiere auszuführen sein. Dagegen ist das Fortkommen wesentlich erleichtert, wenn es gelingt, die Hauptwasserscheide der verschiedenen Stromsysteme zu finden, die in der Regel nur wenig oder gar nicht von Schluchten und Ravinen durchschnitten ist. Ist diese Wasserscheide glücklich gefunden und betreten, so erfordert es die größtmögliche Aufmerksamkeit, dieselbe auch innezuhalten und sich nicht versuchen zu lassen, eine Abzweigung einzuschlagen, wo man sofort wieder auf tausend Hindernisse stoßen würde. Wie stark solche Versuchungen sind, veranschaulicht die Karte, wo neben der schnell

zum Ziele führenden, durch Punkte markirten Hauptwasserscheide zahlreiche Stellen sind, die sich in ihrem Aussehen nicht von derselben unterscheiden, aber, wenn eingeschlagen, vollständig vom Ziele abführen würden.

Wie schwierig es mitunter selbst für gewiegte Pfadfinder ist, den richtigen Weg zu treffen, geht aus einem Berichte des amerikanischen Obersten Dodge hervor, demzufolge einst eine ansehnliche Truppenzahl in Ausführung eines wichtigen Befehls die Bad Lands von einem in unmittelbarer Nähe gelegenen Orte aus zu kreuzen hatte.

Die Truppe war von mehreren anerkannten Führern begleitet und kam verhältnißmäßig gut vorwärts. Wer aber beschreibt das Staunen der Mannschaften und Führer, als sie nach fünftägiger Wanderung eines Morgens plötzlich einen Kanonenschuß hörten, und es sich herausstellte, daß sie, die sich bald am Ziele glaubten, vollständig irre gegangen und nur wenige Meilen von ihrem Ausgangspunkte, dem Fort, entfernt waren.

Hat ein einzelner Reisender das Unglück, sich in diesen Gegenden zu verirren, oder läßt sich ein Angehöriger einer größeren Truppe im Jagdeifer hinreißen, sich von der Haupttruppe zu trennen und dem Wilde zu folgen, ohne sich genau über den Rückweg zu vergewissern, so sind demselben Stunden unsäglichster Angst gewiß, wenn ihm nicht gar sicherer Untergang und grauenhaftes Verschmachten beschieden ist. Besitzt er nicht in vollem Maaße die Macht, die Kaltblütigkeit zu behaupten, die Verwirrung niederzukämpfen, um mit der größten Ruhe und Vorsicht den Rückweg wiederzufinden, so ist er fast hoffnungslos verloren, zumal wenn er es unterlassen, sich mit genügendem Proviant und mit Munition auszurüsten. Sein Sinn verwirrt sich, das Hirn verdorrt unter der Gluth der blendenden Sonnenstrahlen, deren Macht inmitten dieser reflectirenden Lehmwände verdoppelt wird. Dazu bethört ihn die Fata Morgana; er glaubt einen See zu erblicken, der sich bei weiterem Vordringen als „Lügenwasser“ erweist, welchen Namen die in den benachbarten Distrikten hausenden Indianer den häufigen Luftspiegelungen gegeben haben. Die zackigen, bizarren Knorren versteinerter Urweltbäume scheinen Gespenster zu sein, die mit gierigen Armen nach dem Verirrten langen; hungrige Wölfe umheulen zur Nachtzeit sein Lager, und weh ihm, sollte der König der Thierwelt Amerikas, der furchtbare Grizzlybär ihm begegnen.

Die Gefahren, welche die absonderliche Gestaltung des Bodens für den Reisenden birgt, bestehen aber nicht allein in der Möglichkeit, sich in diesen Gegenden zu verirren, sondern namentlich auch wird der Aufenthalt in denselben zu einem äußerst gefährlichen, wenn sich ein sogenannter „Waterspout“, ein Wolkenbruch über solchen Strichen entladet.

Gewaltig, unheimlich ist schon ein solcher auf der offenen Prairie, und nirgendwo als vielleicht nur noch auf dem Ocean wird man sich seiner irdischen Nichtigkeit mehr bewußt, nirgendwo können die krachenden und lang anhaltenden Donner furchtbarer und erschütternder, die Blitze greller und lebendiger erscheinen.

Grausig aber ist ein solcher Wolkenbruch in so zerrissenen, von tiefen Rinnen durchfurchten Gebieten, wie in den Bad Lands und anderen regelmäßig gestalteten Theilen der Prairie, welche von während des Sommers ausgetrockneten Strombetten und Flußläufen durchzogen sind. Der Effekt der während dieser Regenstürme in kurzer Zeit herniederschießenden Menge Wassers ist ein ebenso eigenartiger wie grauenhafter. Sämmtliche Schluchten und Engpässe ergießen die in ihnen sich ansammelnden Wasser fast auf einmal in das Hauptsystem, da kein genügender Pflanzen- oder Baumwuchs vorhanden ist, der die unglaublichen Mengen Wassers auffangen und zurückhalten könnte. Vertiefungen in der Erdoberfläche, die während des trockenen Wetters kaum bemerkbar sind, verwandeln sich in wenigen Augenblicken zu wüthenden Bächen; durch die Rinnen und Schluchten schießen unpassirbare Ströme; meilenweite Thäler werden im Nu fußhoch überschwemmt. Haben Reisende einen derartigen Regensturm über sich, ist derselbe für sie sichtbar, so vermögen sie ohne Schwierigkeit sich vorzubereiten und einen genügende Sicherheit bietenden Platz zu erreichen, viel kritischer aber wird die Lage, wenn ganz plötzlich, ohne ein vorhergegangenes Anzeichen, ohne daß der Himmel mit einer Wolke bedeckt wäre, wie mit einem Zauberschlage gewaltige Fluthen die ausgetrockneten Strombetten herabgebraust kommen und Alles ringsumher zerstören und verwüsten. Dieses geheimnißvolle und plötzliche Anschwellen der Flüsse hat lediglich seine Ursache durch den Niedergang von Wolkenbrüchen in den oberen Stromgebieten und ist namentlich in den letzten Jahren häufiger beobachtet worden.

Oberst Dodge, der vorhin erwähnte Offizier, welcher ein solches Phänomen erlebte, beschreibt dasselbe also: „Meine Compagnie lagerte auf einer Uferbank, die sich 25 Fuß über das völlig ausgetrocknete sandige Bett eines Stromes erhob. Lesend lag ich in meinem Zelte, über welchem sich ein vollkommen klarer, sternenbesäter Himmel wölbte. Da plötzlich hörte ich in der Ferne einen seltsamen Laut, ein Sausen und Rauschen, bald mehr, bald weniger deutlich, aber mit erschreckender Schnelligkeit näher kommend und an Macht gewinnend. Ich sprang auf, stürzte aus meinem Zelte und sah in der Ferne eine lange, zu Schaum gepeitschte Welle mit zischendem Geräusch über den dürren Sand in der Tiefe dahinrollen. Kaum sechzig Fuß hinter dieser Welle folgte eine gerade ungebrochene Masse Wassers, die zum mindesten vier Fuß hoch war und die ganze über



Scenerie in den Bad Lands

(Nach der Natur aufgenommen von Rudolf Cronau.)

LICHTDRUCK V. RÖMMLER & JONAS, DRESDEN

100 Fuß weite Schlucht zu meinen Füßen füllte. Die Front dieser Masse bildete nicht etwa eine sanft abgerundete Welle, sondern dieselbe erhob sich wie eine vollkommene Wand in die Höhe, schwoll höher und höher und riß Baumstämme, Sträucher, Felsblöcke und mächtige Erdstücke mit sich fort.

Innerhalb zehn Minuten hatte das Wasser zu meinen Füßen eine Tiefe von 15 Fuß, und, auf dem jenseitigen niedrigeren Ufer übertretend, eine Breite von einer halben Meile. Für drei Tage war dieser Strom nicht passirbar und es währte einen vollen Monat, bevor er zu seinem gewöhnlichen Standpunkte zurückgekehrt war."

Schlimmere Erfahrungen machte ein Regiment Soldaten, welches sein Lager in dem trockenen Bette eines in den Guadalupe Bergen entspringenden Stromes aufgeschlagen hatte. Mehrere Tage waren hierselbst im tiefsten Frieden vergangen, da, in der zweiten Hälfte einer stockdunklen Nacht erwachte einer der Soldaten und fand, daß sein Lager sich mit Wasser bedeckte. Da er zugleich ein verdächtiges Rauschen vernahm, gab er das Alarmsignal. Jedermann erwachte, stürzte aus den Betten und fand sich zu seiner Überraschung knietief im Wasser. Alles gerieth in Verwirrung. Die Fluthen wuchsen mit unheimlicher Schnelle und begannen reißend zu werden, und erst nach großen Anstrengungen gelang es den Soldaten, sich selbst, die Frauen und Kinder mit Hinterlassung aller Habe auf höher gelegenen Grund zu retten. Der nächste Morgen zeigte, daß das trockene Strombette über Nacht zu einem mächtigen Flusse angewachsen war, der völlig doppelt so breit war als der Mississippi bei Memphis, d. h. gegen sieben- oder achtmal so breit wie der Rhein bei Köln.

Noch kritischer gestaltete sich die Situation im Jahre 1873 für Cavallerietruppe, die sich im Thale des Republicanflusses gelagert hatte. „Gegen 9 Uhr Abends am 31. Mai," so lautet der offizielle Rapport des kommandirenden Capitäns, „kam ohne irgend welche wahrnehmbare Ursache eine schreckliche Wasserfluth das Thal herunter, Alles mit sich wegreißend. Menschen, Pferde, Zelte und Wagen wurden davongetragen, als ob sie aus Kork wären. Seit fünf Tagen war kein Regen gefallen, und woher so plötzlich diese Wassermengen kamen, ist uns unbegreiflich. Das ganze, ungefähr 45 Meilen lange und 1—1½ Meilen breite Thal war ein tosender, sieben Fuß tiefer Strom, und es ist ein Wunder, daß wir nicht sämmtlich ertranken. Der einzige Umstand, der den völligen Untergang meiner Compagnie verhinderte, war, daß das Lager auf drei Seiten von Bäumen umgeben war, an deren Ästen die Menschen sich halten konnten, als sie von der Strömung weggerissen wurden. Bei Tagesanbruch saß die Mehrzahl meiner Soldaten in den Gipfeln dieser Bäume, zumeist in der nothdürftigsten

Bekleidung. Das immer noch wachsende Wasser begann erst nach Verlauf mehrerer Stunden wieder zu fallen, worauf einige tüchtige Schwimmer die Hügel erreichten und von da aus ihre Kameraden mittelst Rettungsseilen ebenfalls auf trockenen Boden bugsirten. Das Einzige, was von dem Bestande des Lagers noch zu sehen war, war die Ecke eines Proviantwagens, der sich in einem Baume verwickelt hatte. An diesen Wagen klammerten sich nicht weniger als elf Menschen, die sich auf solche Weise vor dem Untergange gerettet hatten. Sechs Mann und sechsundzwanzig Pferde ertranken."

Von allen diesen drohenden Gefahren unterrichtet, schritt ich, die auffallendsten Landmarken mir merkend und hie und da einen Busch umbrechend, weiter über den gelblichen Boden, ab und zu einen leichter zugänglichen Hügel besteigend, um von der rothen Kuppe desselben einen Rundblick über die Gegend zu gewinnen. So gelangte ich endlich, die steilsten Gräben überkletternd, die schärfsten Kämme passirend, so recht in das innerste Gewirr der Bad Lands hinein, woselbst sich nun vor meinen erstaunten Augen eine ganze Farben- und Formenwelt erschloß, die coulissen- und terrassenartig sich neben- und übereinander aufbauend, zu einem Gesammtbilde von unendlicher Mannigfaltigkeit erweiterte.

Im Mittelpunkte dieses Bildes ragte eine dunkelrothe Wand, von deren Fuße Wolken erstickenden Schwefelqualmes emporstiegen. Überall war der Boden zu meinen Füßen geborsten und aus tausenden Spalten erhoben sich leicht vibrirende Dämpfe. Noch einige Schritte weiter, und ich stand an dem Rande einer weiten, kraterähnlichen Einsenkung des Bodens, aus deren Rissen überall rother und weißer Feuerschein hervorleuchtete. Hier war einer jener unterirdischen Gluthherde, deren es in den Bad Lands hunderte gibt, welche, seit undenklichen Zeiten brennend und glimmend, wie eine schleichende Krankheit weiterfressen, den Thonboden in ziegelrothe Schlackenhaufen umwandeln und in der Nacht in Gestalt funkelnder Augen und Streifen weit hinaus in die Landschaft leuchten. Es sind die Reste jener vor unzähligen Jahrtausenden versunkenen Pflanzenwelt, mächtige unter dem Thonboden liegende Kohlenflötze, welche dem unterirdischen Feuer Nahrung bieten und also wesentlich zu der Farbenpracht dieses regelrechten Terracotta-Gebirges beitragen, ja demselben seinen eigenartigsten Zauber verleihen. Und so haben wir in diesem von Wasserläufen geformten Wunderlande die seltene Erscheinung vor Augen, daß sich die beiden entgegengesetzten, ja widerstrebendsten Elemente, das Wasser und das Feuer, vereinigt haben, um in excentrischer Laune eine solche Welt von Absonderlichkeiten hervorzubringen.



Durch Montana.



Als die Bad Lands mit ihrem eigenartigen Zauber hinter mir lagen, die Westgrenze Dakotas überschritten und ich in das Territorium Montana eingetreten war, wurden die der Eisenbahn entlang gelegenen Ortschaften immer spärlicher.

„Dem Reisenden wird," wie ein scharfer Beobachter dieser Landstriche treffend bemerkt, „bei seinem Vorwärtsstreben zu Muthe, als sinke die Sonne der Gesittung immer tiefer hinter ihm am Horizonte, als fielen ihre Strahlen schräger und matter. Man wandelt in einer Art von Zwielicht der Halbkultur, wo die Umrisse von Allem ineinander verschwimmen, was sonst durch Gesetz, Herkunft und Sitte scharf geschieden ist. Einsamer wird das Gelände, immer dünner die Bevölkerung; die Statistik macht hier der muthmaßlichen Schätzung Platz, gleichwie das bestimmt umschriebene Eigenthum der freien Besitzergreifung weicht, und das Gesetz der Selbsthülfe. Der Kulturmensch reibt sich die Augen, als umfange ihn ein seltsamer Traum."

Und in der That, die spärlichen Ansiedlungen, die unser Zug passirte, trugen ein anderes Gepräge zur Schau, als die hinter uns liegenden Ortschaften Dakotas, in denen augenscheinlich schon halbwegs geordnete Zustände walteten. Rohe Blockhäuser und Zelte erhoben sich entlang der Straßen, die noch mit Gras und Gestrüpp bewachsen, hie und da noch mit abgehackten Baumstumpfen bestanden waren. Saloon folgte auf Saloon, Schnapskneipe auf Schnapskneipe, und ringsum drängten sich Männer von höchst zweifelhaftem Aussehen. Die Eisenbahnwagen bevölkerten sich mehr und mehr mit Gestalten, die nur dem amerikanischen Westen eigen sind, mit Minern, Trappern und „Cow-boys“, die anscheinend über riesige Geldbeutel und eine noch größere Freigebigkeit disponirten. Einer der Gesellen tractirte sämmtliche Mitreisenden mit Cigarren, ein anderer mit Whisky und Äpfeln, obwohl der Preis dieser Objecte keineswegs ein geringer war. Dort saß eine Gruppe der rauhen, wettergebräunten Kerle beim Kartenspiel, und die Umstehenden folgten mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Wechsel des Glücks oder der mehr oder minder großen Geschicklichkeit, mit welcher der eine oder andere der Spieler der unbeständigen Fortuna nachzuhelfen suchte.

Der keinem westlichen Zuge fehlende Rauchwagen glich einer wahren Räucherkammer; überall ragten über die Lehnen der Sitze bestiefelte Beine himmelwärts, überall sah man ungeheure Zeitungsblätter und spritzten Ströme von Tabaksaft. Mit gräßlichen Flüchen mischte sich anheimelndes Schnarchen, dessen Urheber vielleicht nur dann auffuhr, wenn plötzlich draußen auf der kleinen Plattform des Wagens ein Schuß ertönte, den irgend einer der Reisenden auf ein paar friedlich auf ihren Erdhügeln sitzende Prairiehunde abgegeben.

Die Reisegesellschaft bestand fast nur noch aus Männern; die wenigen, zwischendurch sich bewegenden Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes waren zumeist zweifelhaften oder richtiger unzweifelhaften Charakters: Eisenbahnerinnen, die mit ihrer männlichen Umgebung tapfer um die Wette zechten und rauchten, gelegentlich mit dem Einen oder Anderen eine Conferenz in dem Gepäckwagen hatten, oder während des öfter eintretenden längeren Haltens des Zuges in Gesellschaft ihrer Auserwählten zwanglose Spaziergänge unternahmen.

Ähnliche auffallend gekleidete Dirnen versahen die Bedienung an den ab und zu errichteten Speisestationen. So traten in der Embryostadt Glendive ein ganzes Dutzend dieser Priesterinnen der Venus in weißen, sehr zerdrückten Gewändern, die Füße mit zinnoberrothen, schwarzen und blauen Strümpfen bekleidet, mit ebenso kühnen als ungeordneten Frisuren, und Diamantohrringen hinter unsere Sitze, um nun in athemloser Hast und mit schwindelerregender Zungenfertigkeit die Tagesspeisekarte herunterzuhaspeln: „Soupham'ndeggsfishmuttonantelopebuffalo-

steakturkeyducksagehenchickensaladcranberriespotatoesapplemincemeatcustardpie-icecream.“

Aus dem Wirrwar dieses wie ein Uhrwerk herunterschnurrenden Sprüchleins die zusagenden Gerichte herauszusuchen, blieb nun Sache des Gastes.

Glendive war eine Gründung allerjüngsten Datums, und von einem jener Kapitalisten „ausgelegt“ worden, von denen der ganze Nordwesten voll war und die sich nach einer guten Lage für eine Stadt umsahen, welche sie inzwischen schon hatten bauen lassen. Diese Städtegründer sehen zuerst auf die Nähe der Eisenbahn, einer Mine oder einer noch unbenutzten Wasserkraft, und da wird die inzwischen in den Sägemühlen von Minneapolis fabrizirte Stadt aufgestellt.

Der Handel mit fertigen Holzhäusern ist in Amerika zu einem recht schwunghaften geworden. Es gibt eine Reihe von Firmen, welche derartige Häuser auf Bestellung liefern, und zwar nicht blos die Hüllen derselben, sondern sie sind auch im Innern complet und fertig wie ein Gewehr, wenn es aus der Fabrik kommt. Alles ist dabei, Fensterläden, Thürklinken, gerade wie es bestellt wird. Frachtzüge stehen in Bereitschaft, und nun werden die Häuser fix und fertig mit zugehauenen Balken, mit Dach und Veranda an Ort und Stelle gebracht und brauchen da nur zusammengesetzt zu werden. Da wird dann gebaut und genagelt, vielleicht nicht ganz wetterfest, aber jedenfalls fertig. Von den Vorurteilen des Fundamentirens ist man in diesen neuen Städten gänzlich befreit.

Derartige Städtegründung war zur Zeit meiner Reise zu einer wahren Manie geworden, und es gab Leute genug, welche eine oder mehrere Städte besaßen, resp. auf Bestellung in kürzester Zeit herzustellen bereit waren.

Miles City, wo wir Nachmittags ankamen, war auf dieselbe Weise gegründet worden. Die Häuser wuchsen wie Pilze aus dem Erdboden und das Geschäft nahm Dimensionen an, die man zwei Jahre vorher, da Sitting Bull und seine Krieger die einzigen „Geschäftsleute“ in dieser Gegend waren, nicht für möglich gehalten hätte. Es waren in dem rührigen, 1500 Einwohner zählenden Städtchen bereits sechs Hotels, zwei Banken, sowie ein Gerichtshof vorhanden. Zwei Theater, eine Kirche, sowie drei Zeitungen sorgten für die geistigen Bedürfnisse der Bewohner von Miles City.

Für die Städtchen des fernen Westens sind die Zeitungen zu wichtige Erscheinungen, als daß wir nicht einen weiteren Blick auf dieselben werfen sollten. Ist die Behauptung der Yankees eine treffende, daß, wenn sich zwei Deutsche zusammenfinden, dieselben sofort einen „Männerturngesangverein“ gründen, so ist aber nicht minder zutreffend, daß von zwei Amerikanern, die sich inmitten der Wildniß niederlassen, der Eine eine Zeitung schreibt und druckt, während der Andere sie liest.

Wie Pilze wachsen diese Zeitungen empor, an Format unsere europäischen Weltblätter zumeist weit hinter sich lassend. Aber auch in einer anderen Hinsicht sind die Redakteure dieser westlichen Organe unseren Journalisten zuvor und zwar in der bodenlosen Grobheit, womit sie der Sprache ihrer Leser, der rauhen Prairieleute und Hinterwäldler, sich anzupassen suchen. Was wollen die bittersten Ergüsse, die schärfsten Stiche der europäischen Preßmänner gegen die Leistungen ihrer transatlantischen, speciell ihrer Collegen im fernen Westen bedeuten. Die berüchtigten Auslassungen des Dr. Sigl vom „Bayrischen Vaterlande“ sind reines Kinderspiel, eitel Sammethandschuhstreicheln gegen diese amerikanischen Attaquen! Namentlich ungeheuerliche Thaten kommen zu Tage, wenn es gilt, ein feindliches Blatt, einen gegnerischen Redakteur zu bekriegen, wie etwa „den Duckmäuser Capitän Taylor, der das lumpige Zweicentblatt drüben über der Straße herausgibt“. „Der Kerl ist,“ so behauptet der Herausgeber der „Setting Sun“ über diesen seinen Collegen vom „Morning Star“, „nichts weiter als ein Bummler. Sein Gehirn sitzt ihm hinter den Ohren und sein Gesicht ist blos ein convexer Fleischklumpen, in welchem stets wenigstens das eine Auge von der letzten Balgerei her noch das schwarze Trauerkleid trägt. Sein Geld vergeudet er mit zweideutigen Weibern, und er macht es sich zur besonderen Ehre, niemals seine Schulden zu bezahlen. Er spielt mit der Politik, gerade wie er mit falschen Karten spielt, oder wie er Jemandem die Kehle abschneiden würde, um im Monte (einem bekannten mexikanischen Hazardspiele) zu gewinnen. Öffentliche Ämter nimmt er nur an, um Staat und Publikum zu bestehlen, und er ist blos so lange ehrlich, wie es besser lohnt als die Schurkerei.“

Der Herausgeber eines anderen Blattes ruft über einen ihm feindlichen Collegen mit Entrüstung aus: „Wahrhaftig, eine gekochte Mohrrübe wird eher die Alpen durchbohren, als ein einziger Funke gesunden Menschenverstandes durch den dicken Hirnkasten dieses Redakteurs zu dringen vermag.“

Der Leiter einer anderen Zeitung wirft seinem Gegner folgende Injurie an den Kopf: „Mr. Prentice ist ein Erzlügner, und wir werden ihm dies in's Gesicht sagen, wann und wo wir ihm immer begegnen.“

Hierauf erwidert der also Angegriffene in der nächsten Nummer seines Organes: „So meinen Sie, Mr. Smith? Zur selben Zeit, wo Sie Ihren Vorsatz ausführen, wird ein Leichenbegängniß nothwendig werden und die Familie Smith als Hauptleidtragende dabei fungiren.“ Das läßt wenigstens an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Derartige Deutlichkeiten dienen amerikanischen Blättern sehr oft als Mittel, um Leser heranzuziehen. Die Sucht, originell, sensationell zu sein, spricht wohl

am besten aus dem Programm, welches eine solche Zeitung ihren Lesern mit folgenden Worten versprach: „Wir werden uns bemühen, die sensationellsten und unerhörtesten Details über schreckliche Mordthaten und Selbstmorde zu berichten, ebenso werden wir den Kirchenfesten und den Vorkommnissen in den Sonntagsschulen die genaueste Aufmerksamkeit schenken. Unsere Lokalberichterstatter werden nach der Sonntagsschule getreulich noch 17 Meilen wandern, um unsere Leser mit der Schilderung einer Preisboxerei erfreuen zu können. Gleiche Berücksichtigung werden wir den Leichenbegängnissen und allen anderen traurigen Vorkommnissen widmen. Über Pferderennen, Hochzeiten und Regattafahrten wird im höchsten Stile der Reporterkunst berichtet werden. Auch werden wir unermüdlich sein, pikante häusliche Scenen und eheliche Zerwürfnisse aufzustöbern; über Polizeirapporte und über Predigten werden wir in einer Weise Bericht erstatten, die geeignet sein soll, die Gefangenen, den Magistrat und die Priester in Erstaunen zu versetzen."

Und nun folgt eine Einladung zum Abonnement, dessen Preis bei manchen westlichen Zeitungen nach Belieben in Baar oder auch in Naturalien entrichtet werden kann. So hatte z. B. der „Herald" von Hazel Green in Kentucky folgende Ankündigung:

„Abonnementspreis im Jahr:

20 Pfund Schweinefleisch;
oder 10 „ Würste;
„ 10 „ Speck;
„ 2 Scheffel Kartoffeln;
„ 5 „ Rüben;
„ 1 „ Zwiebeln;
„ 10 Hühner.

Abonnementspreis für sechs Monate:

Die Hälfte obengenannter Nahrungsmittel."

Die Bewohner des Ortes, welche auf solche Weise in den Stand gesetzt werden, eine Zeitung halten zu können, ohne baares Geld dafür opfern zu müssen, haben nun für ihre Würste, Rüben und Zwiebeln das ganze Jahr hindurch viel Spaß, denn namentlich florirt in der ganzen amerikanischen Presse auch der Gesellschaftsklatsch, in dessen witziger oder satirischer Verarbeitung die amerikanischen Reporter unübertroffene Meister sind. Hier einige Proben:

„Oberst Bill Stockes wurde mit einem glücklichen Lächeln um die Lippen in den Straßen der Stadt gesehen; seine Schwiegermutter ist nach dem Norden abgereist." —

„Die schöne Miß Peggy Carpenter reiste gestern mit dem Zwei Uhr-Nachmittagszuge nach ihrer Heimath in Crosby County ab; die jungen Männer unserer Stadt beklagen sämmtlich ihre Abreise, — am meisten Bill Blockhead, der jüngste Verkäufer in McYards Ellenwaarengeschäft, welcher ihr auf Credit für vier und einen halben Dollar Waaren verkaufte, welche jetzt von seinem, nur drei Dollars betragenden Wochengehalt abgezogen werden." —

„Dieser Tage führte die Gattin unseres geehrten Zeitgenossen vom „Argus" ihr neues Reitkleid auf den Sträßen spazieren. Bezahlt ist es jedenfalls noch nicht. Reiten kann sie auch nicht besonders. Das neue Reitkleid ist nicht so übel und recht modern; dahingegen gab sie durch ihre alte Mode, auf dem Sattel herumzuhopsen, als gälte es, ein zähes Steak mürbe zu reiten, reichlichen Stoff zu allerlei mehr oder minder zarten Scherzen. Trotz alledem kann sie übrigens immer noch besser reiten, als ihr jämmerlicher Kerl von Mann eine Zeitung zu redigiren versteht." —

Reklame zu machen verstehen diese westlichen Zeitungen zum Mindesten ebenso gut, als die östlichen. So las ich in einem Blatte, welches kurz vor Miles City in den Wagen geworfen wurde, Folgendes:

„Ein langer Leichenzug bewegte sich gestern durch die Stadt dem Friedhof zu. Der Verstorbene war ein Mann, der es versäumt hatte, warmes Unterzeug im Union Bazar zu kaufen. Sei weise, so lange es Zeit ist! Der Laden ist stets gedrängt voll von der feinsten Damenwelt, und gewandte Clerks hüpfen darin umher, wie die Flöhe auf einem heißen Blech. Besucht diesen Palast der Mode, bevor es zu spät ist!"

Dasselbe Blatt enthielt folgende kurze Ermahnung an die Leser: „There i$ a little $omething which $ome of our $ubscriber$ forgot when $ending in their ubcription$."*) Hoffentlich haben die säumigen Zahler diesen „Wink mit dem $cheunenthor" beachtet. Doch genug davon.

Nachdem wir Fort Keogh, einen zwei Meilen westlich von Miles City gelegenen Militärposten passirt hatten, lief der Zug gegen Abend in Forsyte ein, wo für den Tag die Fahrt eine Ende hatte.

Das einzige „Hotel" dieses kleinen Örtchens wimmelte von allerhand Kulturpionieren, Bahnarbeitern und verdächtigem Gesindel, dazwischen mischten sich

*) $ ist das amerikanische Zeichen für „Dollar".

Trapper und „Cow-boys“, die mit ihren breitkrempigen Hüten, grellfarbigen Wollhemden, hohen Stiefeln und revolvergespickten Gürteln überaus charakteristische Gestalten abgaben. Beide Figuren, der Trapper wie der „Cow-boy“, bilden in der Entwickelungsgeschichte des amerikanischen Westens so wichtige Erscheinungen, daß sie eine eingehendere Schilderung unbedingt beanspruchen.

Schon gleich nach der Gründung der ersten Colonien an der Ost- und Südküste der Vereinigten Staaten sonderten sich einzelne verwegene Männer von den Gemeinwesen ab, um mit der Büchse in der Faust abenteuernd in das geheimnißvolle Innere des unbekannten Welttheiles vorzudringen. Kühn, verwegen durchruderten sie auf ihren leichten Barken oder Fellboten die längsten Ströme, drangen auf ihren Argonautenzügen bis zu den entlegensten Punkten des Binnenlandes vor, allzeit bereit, ihre trotzigen Jagdlieder mit dem wilden Kriegsruf zu vertauschen.

Es lag für diese unbändigen Naturen ein Zauber in dem Gefährlichen ihrer Lage, ein Zauber in dem Bewußtsein, viele Beschwerden und Gefahren überwinden zu müssen und können; sie waren den Seeleuten ähnlich, deren Beruf ja dieselben starken Herzen und Leiber erfordert.

Nicht ohne Absicht bringen wir diese Trapper und Jäger mit den Seeleuten in Vergleich, denn sind sie eigentlich etwas Anderes gewesen als die kühnen Befahrer und Erforscher jener Ebenen, die sich in ihrer Unermeßlichkeit, in ihrer überwältigenden Monotonie, in ihren Gefahren nur mit dem Ocean vergleichen lassen?

Hat doch dieser Vergleich auch dem berühmten Poeten unter den Jägern und Fallenstellern vorgeschwebt, Joaquin Miller, der seinen Empfindungen in folgenden schönen Worten Ausdruck zu verleihen weiß:

„Raum! Raum sich zu tummeln, der Freiheit bewußt,
Wie auf endlosem Meer, mit gehobener Brust,
Auf windschnellem Roß, ohne Zügel und Zaum,
Im Kampf mit dem Winde auf pfadlosem Raum.
Wo die Schwingen mir wachsen, wenn im Sturm die Prairie
Geküßt wird vom Meere, das endlos wie sie.
Wo des Himmels Blau in Ost, West, Nord und Süd
Mit den bräunlichen Matten sich eint und verglüht;
Und die Büffel, den Wolken gleich, stürzen heran,
Ungehemmt wie die Fluthen, gepeitscht vom Orkan.
Wo die Hütte des Jägers, er fragt nicht erst viel —
Bleibt für Freund oder Feind ein stets offnes Asyl.
O Steppen der Heimath! Wildwogendes Land!
Wenn Gunst auch und Freundschaft als Fremdling ich fand
Auf fernen Gestaden, umspült von der See,
Wend' ich mich doch zu euch voll Sehnsucht und Weh!“

Fürwahr, es ist etwas Eigenthümliches um den gewaltigen Reiz, den die Prairie auf den Menschen ausübt. Kaum anderswo erhält er so den Eindruck, daß sein Leben einzig und allein von der Schärfe seines Auges, von der Schnelle und Festigkeit seiner Hand, von der Richtigkeit seines Urtheils abhängig ist, und dieser Eindruck ist es ja, der den echten Mann mit stolzem Bewußtsein erfüllt, ihm fort und fort neue Thatkraft verleiht. Und so waren die amerikanischen Prairien so recht eigentlich das Feld, wo das Trappergeschlecht zu jenem wahren Heroengeschlechte sich herausbildete, das nicht mit Unrecht von den Romantikern Amerikas so oft verherrlicht wurde.

Es sind uns mehrfache Schilderungen erhalten, wie das Leben der Trapper sich abspielte zu jener Zeit, als die Tage noch wilder, bewegter dahinflossen. Fenimore Cooper hat uns eine herrliche Type in seinem „Lederstrumpf“ geschaffen, besonders auch hat uns Washington Irving in seinen Werken „Astoria“ und „The Adventures of Captain Bonneville“ glänzende Charakteristiken hinterlassen.

Wir sehen sie leibhaftig vor uns, jene kühnen Gesellen, die nur auf ihre Pferde und Büchsen und auf ihren eigenen Muth vertrauend, bald einzeln, bald zu größeren Trupps vereinigt, jahraus, jahrein dem Wilde nachzogen, sich unabhängig fühlten von aller Welt und beständig ein Leben voller Gefahren und Aufregungen führten. Wir sehen sie leibhaftig vor uns in ihren wilden phantastischen Costümen, denen jedes Merkmal eines civilisirten Lebens fehlte. Hatte doch die Mehrzahl dieser verwegenen Gesellen sich so in die Anschauungen und Gebräuche der Indianer eingelebt, daß sie nicht nur die Jagdmethoden derselben, sondern auch die Kleidung, die Ausdrucksweise, die Gesten und selbst den Gang der Rothhäute sich aneigneten. Einem echten Freitrapper konnte man keine größere Freude bereiten, als wenn man ihm einredete, daß man ihn in den ersten Augenblicken für einen Indianer gehalten habe. Und in der That, die Copie war eine vollendete. Das Haar, kaum jemals von einer Scheere berührt, fiel sorgfältig ausgekämmt, entweder in vollständiger Ungebundenheit über die Schultern herab, oder es wurde nach indianischer Weise in Zöpfe geflochten, die mit Streifen von Otterfell oder mit farbigen Bändern umwickelt waren. Ein Jagdhemd aus gefärbtem Leder oder aus buntem Callico bedeckte den Oberkörper, die Beine waren durch an den Näthen reich mit Fransen verzierte „Leggins“ verwahrt, die auf ein Paar echt indianische, kostbar mit Perlen gestickte Mocassins herniederfielen. Über die Schulter hing eine scharlachrothe Wolldecke, um den Leib schlang sich ein mit Pistolen und Messern gespickter Ledergürtel, während die sehnige Faust die mit Kupfernägeln über und über beschlagene und roth bemalte Büchse hielt.

Dieses ausgesprochene Wohlgefallen des Trappers an farbigem Schmuck bethätigte sich selbstverständlich auch in dem Aufputze seines besten Kameraden, seines Rosses. Zügel und Zaum desselben strotzten von allerhand phantastischem Zierath; in Stirnhaar, Mähne und Schweif waren Adlerfedern eingeflochten, die lustig im Winde flatterten; und auf die Beine, den Hals und die Flanken des Renners waren Ornamente in Vermillon oder anderen leuchtenden Farben gemalt. Wenn so die Helden der Wildniß in ihrem grotesken Aufputz dahergesprengt kamen in voller Carriere, den gellenden Kriegsschrei ausstoßend und die Büchsen entladend, dann glichen sie mit ihren langen, wehenden Haaren und ihren sonnverbrannten Gesichtern so vollkommen den Urbewohnern des Landes, daß es einem civilisirten Menschen schwer wurde, daran zu glauben, daß die Wiege dieser Abenteurer auch dereinst in der Behausung gesitteter Menschen gestanden habe.



Ein Trapper des Nordwestens.
(Nach „London News".)

Das Groteske eines solchen Trapperzuges wurde mitunter noch durch die Anwesenheit einiger ebenso phantastisch gekleideten Weiber und Kinder erhöht, denn obwohl die Gesellen ein hartes, bewegtes Leben führten, blieben sie darum aber keineswegs allen Liebesregungen fremd. So lange der Trapper ein völlig ungebundenes Junggesellendasein führte, waren alle seine Bestrebungen einzig und allein dahin gerichtet, dieses Weib so auszustaffiren, wie es der Genossin eines Trappers würdig sei. In den meisten Fällen war die Geliebte des Prairiejägers eine Vollblutindianerin; als solche verstand sie zu reiten wie ein Mann und das erste, was der Trapper darum seiner Auserwählten bot, war ein so schönes und statt-

liches Roß, wie er es nur aufzutreiben vermochte. Und dieses Roß schleppte eine wahre Last von allerhand Schmuck mit sich umher. Die Satteldecken und das Lederzeug waren über und über mit Perlstickereien bedeckt, überall klirrten Zierathe von Kupfer und Silber, überall wehten Adlerfedern und bunte Bänder. Zu beiden Seiten des Sattels hingen bemalte Lederbehälter, in denen all' das Schmuckzeug verwahrt wurde, was nicht entweder dem Gaule angehangen oder von dem Weibe selber getragen werden konnte. Was Letztere betrifft, so suchten die Trapper in der Ausstaffirung derselben sich gegenseitig förmlich zu überbieten. Die feinsten und theuersten Stoffe waren für sie nur gerade gut genug, nur mußten sie recht grellfarbig, entweder scharlachroth, himmelblau, leuchtend gelb oder grün sein. Kaum jemals trugen Weiber ähnlicher Abstammung so kostbare Decken, so werthvolle Ketten, Ringe, Ohrgehänge und ähnliche Dinge, die eines Weibes Herz höher schlagen lassen können.


Ein Halbindianer aus dem Nordwesten.

Derartigen Verbindungen der Trapper mit Vollblutindianerinnen entstammt die Mischblutrasse, die heute einen so wesentlichen und charakteristischen Bestandtheil der Bevölkerung des amerikanischen Westens ausmacht, und gegenwärtig noch mit Leib und Seele an den Traditionen und Gebräuchen hängt, die ihr von ihren Erzeugern her überkommen sind. Heute noch ist diesen sogenannten „Half-breeds" das vagirende, ungebundene Leben eigen, die Sucht, jene aufregenden Abenteuer zu bestehen, wie sie ihre Väter erlebten.

Welcher Art diese Abenteuer waren, möge aus der Wiedergabe einer Episode zu ersehen sein, die Irving aus dem Leben des Trappers Colter bietet.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts jagte derselbe mit einem Gefährten, Namens Potts, im Lande der blutdürstigen Schwarzfußindianer am oberen Missouri. Genau mit dem überaus feindseligen Charakter dieser Rothhäute bekannt, pflegten die beiden Jäger des Tages über sich in dem Ufergestrüpp der Flüsse verborgen zu halten, um bei Einbruch der Nacht ihre Fallen zu stellen und dieselben bei Tagesanbruch wieder wegzunehmen.

Mit diesen Arbeiten beschäftigt, befuhren die Beiden eines Morgens einen Nebenfluß des Missouri, als sie plötzlich über sich auf der steilen Uferbank das Geräusch vieler Fußtritte vernahmen. Colter gab sofort das Warnungssignal, Potts

hingegen lachte darob, indem er vermeinte, daß eine vorbeitrabende Büffelheerde die Ursache des Geräusches sei. Kaum hatte er aber diese Vermuthung ausgesprochen, als der furchtbare gellende Kriegsschrei ertönte und mehrere Hundert schrecklich bemalte Indianer auf beiden Seiten des Flusses erschienen und durch Geberden die Trapper aufforderten, sofort an's Land zu kommen. Kaum hatten die Beiden dem Gebote entsprochen, als bereits einer der Wilden die Büchse Potts ergriff. Colter hingegen sprang an's Ufer, entwand dem Indianer die Büchse und gab sie seinem Genossen zurück, der, noch im Boote befindlich, eiligst vom Strande abstieß. Im selben Augenblick aber erscholl das scharfe Klatschen einer Bogensehne und Potts schrie, daß er verwundet sei. Colter, der die einzige Möglichkeit einer Rettung in bedingungsloser Unterwerfung sah, rief seinem Kameraden zu, sich zu ergeben, dieser aber, wohl wissend, wie wenig Aussicht auf Gnade sei, beschloß wie ein Mann zu sterben. Er erhob seine Büchse, feuerte, und streckte einen der Wilden sofort todt zu Boden. Eine Secunde später fiel er selbst von unzähligen Pfeilen durchbohrt. Der Rachedurst der Rothhäute richtete sich nun gegen Colter. Im Nu waren ihm sämmtliche Kleidungsstücke abgerissen, und nun mußte der arme Fallensteller, welcher der Sprache der Schwarzfußindianer einigermaßen mächtig war, eine Berathung vernehmen, auf welche Weise sein Tod dem Stamme die größte Unterhaltung zu gewähren vermöge. Einige der Indianer machten den Vorschlag, ihn als Zielscheibe für ihre Übungen im Pfeilschießen zu verwenden, Andere wünschten ihn lebendig zu verbrennen; der Häuptling jedoch war für einen edleren Sport, ergriff den Gefangenen bei der Schulter und richtete die Frage an ihn, ob er flink auf den Beinen sei. Colter war mit den indianischen Gebräuchen zu sehr vertraut, um nicht zu wissen, was diese Frage zu bedeuten habe. Und doch leuchtete ihm die Frage des Häuptlings wie ein Hoffnungsstrahl und er erwiderte, daß er nur ein mittelmäßiger Renner sei, obwohl er unter seinen Genossen als vorzüglicher Läufer bekannt war. Der Häuptling führte nunmehr den Gefangenen in die offene Prairie, ließ seine Krieger in Reih und Glied antreten, gab Colter einen Vorsprung von 400 Schritten, und nun begann eine schreckliche Jagd. Der gellende Kriegsschrei der daherstürmenden Rothhäute spornte Colter zur äußersten Anstrengung seiner Kräfte an, er flog mehr als er lief, so daß er sich über seine eigene Schnelligkeit verwunderte; aber ein sechs englische Meilen weiter Raum war zu durchmessen, bevor er das Ufer des Jefferson-Flusses erreichen konnte, wo eine Rettung vielleicht möglich war. Wie sollte er hoffen, diese große Entfernung zu durchmessen, wo Hunderte von blutdürstigen Verfolgern so hart hinter ihm waren. Colter aber rannte um sein Leben, er achtete nicht der unzähligen Cactusstauden, deren scharfe Stacheln seine nackten Füße zerfleischten. Er floh und floh, immer

fürchtend, daß plötzlich das Klatschen einer Bogensehne ertönen und ein Pfeil seine Brust durchbohren möchte. Er wagte es nicht zurückzublicken, aus Furcht einen Zoll breit seines Vorsprunges zu verlieren. Schon war die Hälfte der Strecke zurückgelegt, und es schien dem Flüchtling, als ob das Geräusch seiner Verfolger geringer werde. Schnell den Kopf umwendend, bemerkte er, daß die Mehrzahl seiner Feinde weit zurückgeblieben war, einige Krieger folgten ihm in verschiedenen Distancen, während ein besonders schneller, mit einem Speer bewaffneter Läufer nur noch hundert Schritte von ihm entfernt war. Mit neuer Hoffnung erfüllt, verdoppelte Colter seine Anstrengungen, und zwar zu solchem Grade, daß ihm das Blut aus Mund und Nase strömte. Nur noch eine Meile war der Fluß entfernt und die Rettung schien möglich. Aber schon ertönten die Fußtritte seines Verfolgers hinter ihm, und Colter gewahrte auf einen schnellen Blick zurück, daß die Entfernung zwischen ihm und seinem Feinde nur noch zwanzig Schritte betrug und der Indianer sich eben bereit machte, ihn im geeigneten Augenblicke mit dem Speere zu durchstoßen. Colter entschloß sich, das Äußerste zu wagen, machte plötzlich mit einer kurzen Wendung Halt, drehte um und breitete beide Arme aus. Der Wilde, durch diese unerwartete Handlung ganz überrascht und außer Fassung gebracht, versuchte es, gleichfalls zu halten und seinen Speer zu werfen, kam dabei aber so zum Sturz, daß der Speer in den Boden fuhr und der Schaft zerbrach. Im Nu war Colter über seinem Feinde, ergriff das scharfe Ende der Waffe und heftete seinen Feind mit demselben auf den Boden fest, dann ging es mit verdoppelten Kräften weiter. So gewann er endlich das dichte Ufergestrüpp, durchbrach dasselbe und stürzte sich unaufhaltsam in den Strom. In der Mitte desselben befand sich eine Insel, an deren oberem Ende eine Menge Treibholz so angeschwemmt war, daß es eine natürliche Barriere, ein unendliches Wirrsal bildete. Hierher schwamm Colter, tauchte unter, schwamm zwischen das Treibholz hinein, bis es ihm gelang, inmitten desselben einen Raum zu finden, wo er unbemerkt Athem schöpfen konnte. Kaum hatte der Flüchtling diesen Ort erreicht, als vom Ufer her das Geheul seiner erbitterten Verfolger ertönte, die sich nun von allen Seiten in den Strom stürzten und die ganze Insel durchsuchten, um die Spur des Entkommenen zu finden.

Das Herz des Ärmsten stand fast still, als er sah, mit welchem Eifer die Wilden kamen und gingen, als um ihn, über ihm die Äste und Zweige knackten und er jeden Augenblick befürchten mußte, daß sein Versteck entdeckt werde. Endlich gaben die Rothhäute das Suchen auf, und Colter begann bereits Hoffnung zu schöpfen, als plötzlich seine Verfolger die Idee entwickelten, die ganze Insel und das Treibholz in Brand zu stecken. Neue Sorgen beschlichen das Herz des armen

Trappers, doch wurde glücklicherweise der Plan der Wilden nicht zur Ausführung gebracht. Den Rest des Tages verbrachte Colter in seinem Verstecke, bis zum Munde im Wasser stehend. Erst als die Dunkelheit hereingebrochen war und das tiefe Schweigen ringsum verkündete, daß die Indianer ihr Suchen aufgegeben und sich zurückgezogen hatten, verließ er seinen Zufluchtsort, schwamm eine weite Strecke den Fluß hinab und wanderte dann die ganze Nacht hindurch, um einen möglichst großen Raum zwischen sich und seine Feinde zu bringen. Mit dem



Trapper im Urwalde.

hereinbrechenden Tage stürmten neue Mühseligkeiten auf ihn ein, er war waffenlos, nackt, ohne Nahrung, allein in der unendlichen Wildniß. Dann erst durfte er sich als gerettet betrachten, wenn es ihm gelungen, den nächsten, viele Tagereisen entfernten Handelsposten der Missouri-Compagnie zu erreichen. Colter begann die harte, ihm furchtbare Leiden auferlegende Wanderung. Am Tage brannten die glühenden Sonnenstrahlen auf seinen entblößten Körper hernieder, in der Nacht schüttelte ihn die Kälte und der strömende Thau; unzählige Dornen und Stacheln der Cacteen bohrten sich in seine Füße, und obwohl er Wild in Menge um sich sah, vermochte er doch nicht dasselbe zu erlegen, sondern er mußte sich in kümmerlichster Weise von Beeren und kaum genießbarem Wurzelwerk ernähren.

Aber all' das Ungemach, welches jeden Anderen niedergeworfen haben würde, vermochte ihn nicht zu entmuthigen, er überwand alle Mühseligkeiten und erreichte endlich die Handelsstation, wo er eine Weile verblieb, bis sich sein Körper so weit wieder gestählt hatte, daß er es wagen konnte, neue Abenteuer zu suchen. —

War das Leben der Trapper voll derartiger Gefahren, so fehlte es ihm aber auch nicht an mannigfachen Reizen, die freilich nur der nach Gebühr zu würdigen vermag, welcher längere Zeit in fast ausschließlichem Verkehre mit der Natur ihrem bezaubernden Einflusse unterworfen ist und ihre Sprache zu deuten versteht.

War der Tag unter harter Arbeit dahingegangen, so versammelte am Abend das Lagerfeuer die Genossen, und es wurden die Erfahrungen und die Erlebnisse des eigenen Jägerlebens mit denjenigen der Kameraden ausgetauscht.

Dieser Art spielt sich das Dasein der Trapper und Fallensteller in einigen entlegenen und weniger zugänglichen Gebieten Amerikas noch heute ab. Im großen Ganzen aber sind die Tage des fröhlichen Jägerlebens gezählt, denn mit dem Thierbestande Amerikas geht es, wie mit dem Waldreichthum, rapide zu Grunde. Kaum vier Decennien sind es her, daß die den Grasocean kreuzenden Emigranten-Karawanen und selbst noch Konstruktions-Züge der ersten Pacific-Bahnen durch wandernde Büffelheerden zu stundenlangem Warten gezwungen waren, bis der letzte der riesigen Wiederkäuer vorübergezogen war. Heute dagegen kann man das ganze Gebiet der Union durchreisen, ohne daß es glücken will, auch nur einen einzigen Büffel zu Gesicht zu bekommen. —

Fragt man angesichts dieser Thatsachen, wohin denn diese ungeheueren Heerden sich jetzt gewendet haben mögen, so erhält man einfach die lakonische Antwort: „Ausgerottet!" —

Ja ausgerottet sind die Bisonheerden, verschwunden mit dem rothen Mann, der ja auch keine Heimstätte finden sollte auf dem ihm gehörigen Boden. Wie das Bleichgesicht die Rothhaut zurückgefochten hat von Ocean zu Ocean, so auch vollbrachte es die Ausrottung des Büffels.

Kaum waren durch die Eisenbahnen die entlegenen Gebiete des amerikanischen Westens dem Verkehr näher gerückt, als auch zu Fuß, zu Roß und zu Wagen ganze Ströme von Jägern sich über die Prairien ergossen und jene schändliche Büffel-schlächterei begannen, welche in kurzer Zeit den fast völligen Eingang einer ganzen Thiergattung zur Folge hatte. Namentlich als die Kansas-Bahnen in's Leben traten, entwickelten die Jagdgesellschaften einen Eifer, der besserer Ziele würdig gewesen wäre. Als gar im Jahre 1873 großartige Expeditionen zur Massenabschlachtung der riesigen Höckerträger organisirt wurden, da gab es für die Büffel keinen Augenblick der Ruhe mehr, namentlich, als auch die Kaufleute der kleineren Ansiedlungen,

die anfänglich für die Expeditionen den „outfit“, bestehend in Waffen, Munition, Zelten und Proviant, besorgt hatten, die Sache selbst in die Hand nahmen und auf eigene Kosten große Jagdzüge ausrüsteten, die vollständig zur Massen-Abschlachtung der Höckerträger organisirt waren. In der Nähe der Jagdgründe wurden Central-Depots etablirt, wohin die ausgesandten Jäger alle drei oder vier Tage ihre Beute abzuliefern hatten. Ob in oder außer der Saison, ob Winter oder Sommer, — das Gemetzel unter den Thieren hielt an, und zu Hunderttausenden wurden sie niedergeschossen. Und das lediglich der armseligen Häute wegen, die gleich an Ort und Stelle abgestreift wurden, während man die Kadaver unbenutzt liegen und verfaulen ließ und höchstens die Zungen des Mitnehmens werth erachtete. In welch' schändlicher Weise dieser Raubbetrieb gehandhabt wurde, illustrirt am besten wohl die Art, in welcher man die Abhäutung der Büffel besorgte. Da der gewöhnliche Prozeß als ein zu langwieriger befunden wurde, verfiel man auf einen Plan, welcher die Sache wesentlich vereinfachte. Nachdem man bei einem getödteten Büffel Einschnitte über die Ohren, rund um den Hals gemacht und die dicke Haut sechs bis acht Zoll abgehäutet, von hier aus fernere verbindende Einschnitte vom Halse über den Bauch und entlang der Beine gemacht hatte, wurde ein drei Fuß langer eiserner Nagel durch den Schädel des Büffels in die Erde getrieben und so der Kadaver befestigt. Dann ward ein starkes Seil in der dicken Kopfhaut, das andere Ende desselben an die Hinteraxe eines Wagens befestigt und die Pferde vor diesem angetrieben, so daß die ganze Haut mit einem Zuge von dem Kadaver gelöst wurde. Durch diesen Gewaltakt wurde zwar gar manche Haut total zerrissen und verdorben, doch fanden die ein derartiges Handwerk treibenden Raubgesellen immer noch ihre Rechnung bei dieser Wirthschaft, die sie mit dem Hinweis auf den Spruch: „time is money“ zu beschönigen suchten.

Der Markt war schließlich so überschwemmt mit Büffelhäuten, daß das Fell eines Bullen, welches früher mit 3 Dollars bezahlt worden, nur noch einen brachte, während die Häute der Kühe und Kälber nur noch 60 resp. 40 Cents galten.

Um ihre Jagd zu einer recht erfolgreichen zu machen, stellten die Jäger sich im Cordon an den Flüssen und Wasserbecken auf, wohin die Thiere kommen mußten, um ihren Durst zu löschen. Jede Annäherung kostete einer Anzahl von Büffeln das Leben; die andern wurden, um die Rückkehr derselben sicher zu stellen, durch Steinwürfe und Feuerbrände vertrieben, ohne daß sie dazu gekommen wären, ihren Durst zu löschen. So soll man mit bestem Erfolge ganze Heerden vier und fünf Tage lang vom Wasser fern gehalten haben, und nahten die armen Schlachtopfer, gefoltert von dem Verlangen nach Wasser, so wurden sie immer wieder und wieder von den Kugeln der Jäger begrüßt. —

Reisende berichten, daß die Luft entlang der Flußufer weit und breit verpestet gewesen sei durch die unzähligen Büffelkadaver; so berichtet Oberst Dodge: „Im Herbste 1873 ritt ich über den nämlichen Grund, den ich ein Jahr vorher besucht hatte. Wo damals Tausende von Büffeln weideten, lagen jetzt Tausende von Thierleichen. Die Luft war durchdrungen von krankmachendem Geruch, und die unabsehbare Ebene, welche ein kurzes Jahr vorher von thierischem Leben wimmelte, war heute eine todte, einsame, verpestete Wüste.“ —

Der Reisende Blackmore berichtet, daß er siebenundsechzig Aase auf einem kaum vier Acres großen Stücke Landes zählte, im Jahre 1874 wurden sogar an einem Punkte der Südgabel des Republikan Flusses 6500 Kadaver gezählt.

Man hat nach der Zahl der auf den westlichen Eisenbahnen zur Versendung gekommenen Felle berechnet, daß innerhalb der Jahre 1872, 1873 und 1874 nahezu $4^1/_2$ Millionen Büffel getödtet wurden, wozu noch eine andere Million zu rechnen sei, die von den Indianern und weißen Jägern getödtet worden, welche die erbeuteten Felle nicht per Eisenbahn, sondern auf eigenen Fuhrwerken nach Californien oder nach den Posten der Hudson-Bay-Compagnie transportirt hätten. Ein Bericht der amerikanischen Regierung will sogar wissen, daß die Zahl der jährlich während 1870—75 getödteten Büffel auf nicht weniger als $2^1/_2$ Mill. zu schätzen sei, eine Gesammtsumme, die zu begreifen wir dem Leser überlassen müssen. —

Kaum einige Jahre sind es her, daß ich in einem tonangebenden New Yorker Blatte*) die Ansicht aussprach, daß die wenigen noch existirenden Büffelheerden lange vor dem Jahre 1900 verschwunden sein und der Bison nur noch in der Naturgeschichte fortleben werde, als ein trauriges Exempel der Habgier und Vernichtungswuth des Menschen.

Diese Ansicht hat sich leider noch viel schneller bewahrheitet, als ich vermuthet. Vor kurzem lief durch die Presse die Notiz, daß es der New Yorker Naturwissenschaftlichen Gesellschaft nur mit großer Mühe gelungen sei, das Fell und das Skelett eines Büffelbullen für ihre Sammlung zu erlangen. Ganz im Einklang mit dieser Notiz steht die weitere Nachricht, daß die Regierung der Vereinigten Staaten Anordnungen zu treffen beabsichtige, wonach etwa noch vorhandene Überbleibsel der Büffelvölker im Yellowstone-National-Park vereinigt und in ähnlicher Weise gehegt werden sollten, wie in Europa das Elenthier und der Wisent in den litthauischen Wäldern. —

Die Ausrottung der Büffel, wobei sich die barbarische, unvernünftige Raub-

*) „New Yorker Belletristisches Journal“, Jahrgang 1882, S. 399.

wirthschaft der Amerikaner am traurigsten charakterisirte, hatte große und tief einschneidende Mißhelligkeiten und Umwälzungen im Gefolge. Zunächst entbrannten mehrere blutige und ungemein kostspielige Indianerkriege, da die Rothhäute, ihres hauptsächlichsten Lebenselementes völlig beraubt, durch die Noth gezwungen, häufige Raubzüge gegen die Ansiedlungen der Weißen unternahmen. Zahllose Menschenleben gingen während dieser Kriege zu Grunde, und ganze Stämme verschwanden vom Erdboden, ohne auch nur eine Spur zu hinterlassen.

Auch der Pelzhandel ging ungemein zurück, die Jagd war nicht mehr ergiebig genug, als daß sie den Trappern eine entsprechende Entschädigung für die vielen Mühen und zu bestehenden Gefahren geboten hätte.

Die Trapper mußten sich anderen Berufsarten zuwenden, und so schwand allgemach aus der Reihe der dem Westen eigenen Gestalten die biedere Lederstrumpffigur.

Viele der Trapper wählten einen Beruf, der ihrer unstäten, an ewige Aufregung gewöhnten Natur am meisten zusagte: sie wurden „Cow-boys", Viehhirten, als welche sie heute noch durch ihre Eigenart, durch ihre sonderbare, verwahrlost aussehende, schauerlich romantische Tracht die Aufmerksamkeit des Reisenden in nicht geringem Grade auf sich ziehen.

Mit Beaufsichtigung der an Stelle der Büffelvölker nunmehr die Prairien bedeckenden gewaltigen Viehheerden betraut, lebt der „Cow-boy" jahraus, jahrein im Walde oder auf den Prairien, seine Geschäfte nie anders als zu Pferde ausübend. Sein ganzes Leben ist eine ununterbrochene Kette harter Mühseligkeiten und gefahrvoller Abenteuer. Der Kuhhirte von Montana treibt seine Heerde heim auf einem Wege, den er mit todten Sioux-Indianern bezeichnet hat. Der Kuhhirte von Colorado läßt sich in einen Abgrund hinunter, um den hinabgefallenen Sonnenschirm einer jungen Dame, die zu einer Reisegesellschaft gehört, heraufzuholen. Der Kuhhirte Arizonas ermordet einen harmlosen Friedensrichter, der darauf besteht, einen Fall gegen ihn zu entscheiden. Er fragt Nichts nach Gesetz, Gewohnheit oder Religion. Verwahrlost und verwildert, ist er geradezu der Schrecken für die ruhige, betriebsame Bevölkerung. Unstät wie der Wind, nirgend lange verweilend, ist dieser mit seinem Mustangpferde förmlich verwachsene Centaur, mit seinem vorzüglichen Navyrevolver und dem gewichtigen Bowiemesser, der wahre Beduine der Prairien und zählt in dem an Strolchen reichen Amerika entschieden zu den rohesten und gewaltthätigsten. Vornehmlich aus seinen Reihen rekrutirt sich das berüchtigte Desperadothum des fernen Westen. —

Auf's Engste verknüpft mit der ihn umgebenden Wildniß, entgeht Nichts auf der Prairie seiner Aufmerksamkeit. Aus den geringfügigsten Spuren, die bei

uns kein Mensch beachten würde, vermag der „Cow-boy“ bestimmte Vorkommnisse zu combiniren; die Fußtapfen, ein ausgebranntes Lagerfeuer, der Flug der Vögel, der Schrei des Wolfes, das niedergedrückte Rohr, all' das dient ihm als Anhaltspunkt zu Schlußfolgerungen, zur Bestimmung seiner Handlungsweise. —

Von der Sicherheit und Vollendung, zu der es die „Cow-boys“ im Entziffern und Erklären jener Zeichen gebracht, erzählt ein texanisches Blatt folgendes interessante Vorkommniß:

„Wir waren zu Pferde und hatten einen „Cow-boy“ beauftragt, uns zu einer 20 Meilen von der Stadt Brownsville inmitten der Prairie gelegenen Farm zu führen. Etwa zwei Meilen von der Stadt hielt unser Führer sein Pferd plötzlich an, starrte mit forschendem Blick auf den Boden und sagte: „Jemand hat hier heut' Morgen sein Reitpferd verloren!“

Wir blickten umher und konnten an den Bäumen, die hier zufällig standen, von einer Ankündigung, daß Jemand sein Pferd verloren und eine Belohnung für dessen Wiederbringung ausgesetzt habe, nichts sehen; ebensowenig vermochten wir zu begreifen, worauf unser Führer seine so bestimmte Behauptung begründe.

Wir frugen deshalb den „Cow-boy“: „Woher wißt Ihr, daß hier ein Pferd verloren gegangen ist?“

„Weil es beschlagen ist; denn die auf der Prairie wild umherlaufenden Pferde tragen keine Hufeisen,“ lautete die ruhige Antwort.

„Woher wißt Ihr aber, daß es ein gesatteltes Pferd und seinem Eigenthümer verloren gegangen ist?“

„Sehen Sie die schwache Furche neben den Hufspuren? Das ist die Spur eines Seiles. Das Pferd trug einen Sattel, und das Seil hing vom Bügel desselben herab.“

„Aber warum muß das Pferd denn verloren sein?“ fragten wir weiter voller Erstaunen. „Kann nicht Jemand heute Morgen an dieser Stelle über die Prairie geritten sein?“

„Wenn ein Mann auf seinem Rücken gesessen hätte,“ erwiderte der „Cow-boy“ ruhig und fest, „dann wäre er in gerader Linie vorwärts geritten, nicht aber hin und her. Sie können an den Spuren sehen, daß das Pferd sich auf seinem Wege von einer Seite nach der anderen bewegt hat, ein sicheres Zeichen, daß es unterwegs graste und keinen Reiter trug.“

„Nach alledem,“ bemerkten wir, „würde es uns nicht im Geringsten überraschen, wenn Ihr uns das Alter des Thieres und den Namen des Eigenthümers nennen würdet!“

„Well, das würde nicht schwer sein," meinte der „Cow-boy", „ich habe schon verschiedene Zeichen gesehen, aus denen ich den Eigenthümer erkannt habe, und andere Zeichen, aus denen ich das Alter des Pferdes erkennen würde, wenn ich nur Zeit hätte, sie zu untersuchen. Ich weiß, daß es ein Pferd des alten Pendegrast ist, welches sich hierher verlaufen hat. Pendegrast hält unten im Thal eine große Anzahl von Pferden und hat einen alten Neger, der das Beschlagen besorgt und keine anderen Pferde beschlägt als Pendegrast's. Daher erkennen wir seine Hufspur ebenso genau, wie wir das Brandzeichen auf seinem Vieh kennen!"

Und in der That, als wir nach etlichen Tagen auf unserer Rückreise auf Pendegrast's Farm vorsprachen, fanden wir des „Cow-boy" Angaben betreffs des Pferdes voll und ganz bestätigt." —

Höchst charakteristisch für die Denk- und Handlungsweise des „Cow-boy" ist auch folgende Geschichte:

Kam da eines Tags ein edler Handlungsjüngling nach Deming in Neu Mexiko. Verdrießlich darüber, in solch' elendem Neste, einem Lieblingsaufenthalte der „Cow-boys", übernachten zu müssen, tritt unser Stutzer in das einzige „Hotel", eine armselige Holzbaracke, und ersucht die Wirthin, schleunigst eine warme Mahlzeit zu bereiten. Die Frau bringt einen Teller Bohnensuppe. „Madam, nehmen Sie die Suppe weg. Ich esse nie Suppe, bringen Sie mir Braten," herrschte der Reisende die Wirthin in ärgerlichem Tone an. Die Frau bringt einen großen Teller voll „Pork and Beans" (Speck und Bohnen). „Nehmen Sie das Zeug weg, ich mag es nicht!" erklärte der Fremde abermals, diesmal noch ärgerlicher. Vergeblich versuchte die Wirthin klar zu machen, sie habe nichts Anderes im Hause — der Reisende bestand auf „Roast-beef". Ein wild aussehender Kuhhirt, der am Tische saß, mischte sich jetzt in's Gespräch: „Verzeihen Sie, aber Sie müssen die Wirthin entschuldigen. Wir —" hier unterbrach ihn der „Drummer" mit den Worten: „Wer sind Sie? Mischen Sie sich nicht in meine Angelegenheit, ich weiß, was ich zu thun habe." „Was Sie sagen," erwiderte der Kuhhirte, indem er seinen Navyrevolver zog. „Jetzt aber werden Sie die Bohnen essen, und ich will zusehen. Rasch, oder ich mache mit diesem Ding (den Revolver erhebend) ein Loch in Ihren Kadaver und fülle die Bohnen hinein." Der Stutzer warf dem Kuhhirten einen verstohlenen Blick zu und entdeckte, daß es demselben blutiger Ernst war. Angesichts der Revolvermündung blieb ihm nichts weiter übrig, als dem Gebot Folge zu leisten, und erst nachdem er vier Teller „Pork and Beans" heruntergewürgt hatte, war der Kuhhirte befriedigt. Der Reisende soll sich vorgenommen haben, nie wieder nach Deming zurückzukehren, aber auch nie wieder eine Wirthin grob anzufahren. —

Wir bemerkten vorhin, daß der „Cow-boy“ in dem an Strolchen reichen Amerika entschieden zu den rohesten und gewaltthätigsten gehöre und daß sich vornehmlich aus seinen Reihen das berüchtigte Desperadothum des fernen Westens rekrutire.

Es ist das leider eine Thatsache und dieses Desperadothum steht, was Kaltblütigkeit, Kühnheit und Grausamkeit betreffen, unter dem Räuberthum des ganzen Erdballs wohl auf erster Stufe. Gar manche dieser wilden Gesellen haben sich durch ihre Schandthaten, durch ihre unerhört kühnen Einbrüche, Postkutschen- und Eisenbahn-Überfälle, sowie durch ihre häufigen Schießereien und Morde eine geradezu traurige Berühmtheit erworben.

„Hands up!“ ist der stehende Befehl der „Outlaws“, „Road-agents“, „Desperados“, oder unter welchen Namen man sonst noch die Wegelagerer und Banditen des fernen Westens begreifen möge. Dieses Commando verlautet immer, um zu verhüten, daß die Angehaltenen nach den Waffen greifen oder mit versteckt gehaltenen Waffen bedrohlich werden können.

Die also Angerufenen haben dem Befehle sofort unbedingte Folge zu leisten, anderenfalls sie gewärtigen müssen, rücksichtslos niedergeschossen zu werden. Daß einzelne dieser „road-agents“ Postkutschen anhalten und die Passagiere derselben in kaltblütigster Weise ausplündern, ereignete sich im fernen Westen überaus häufig, um nicht zu sagen fast alltäglich. Ein derartiger Postraub, wie wohl kaum vorher ein ähnlicher dagewesen, ereignete sich vor einigen Jahren vier Meilen südlich von Sierravilla, unweit Trukie in Californien.

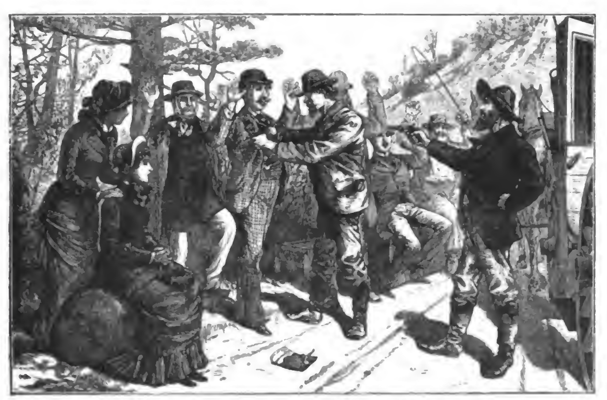
Salomon Rossean, ein in der dortigen Gegend bekannter Frachtfuhrmann, kam eines Tages, kurz nach Mittag seines Weges gefahren, und zwar mit verschiedenen Frachtstücken und sechs Passagieren an Bord, als ihm an der obenerwähnten Stelle plötzlich ein Maskirter entgegentrat, das gespannte Gewehr in der Hand, und ihm „Halt“ gebot. Rossean gehorchte; die Passagiere mußten aussteigen und eine Reihe formiren, während der Räuber keinen Blick von ihnen abwandte und seine Waffe fortwährend schußfertig hielt.

Etwa eine Viertelstunde später kam Samuel Buxton, der Eigenthümer der „Sierra Valley Stage“, seines Weges gefahren. Ihm widerfuhr dasselbe Schicksal; auch er mußte, wie sein Vorgänger, den Wagen seitwärts fahren, und sich neben den schon stehenden Sieben aufstellen, immer bewacht von dem Carabiner des genau aufpassenden Wegelagerers.

Abermals verging eine Viertelstunde, als die regelmäßig des Weges kommende Postkutsche sich dem originellen Schauplatz näherte. Neben dem Kutscher befanden sich noch zwei Personen in dem Coupé derselben. Alle drei mußten aussteigen,

sich ihren übrigen Leidensgefährten anschließen und durften sich nicht rühren oder mucksen. Buxton erhielt dann vom Herrn Räuber den Befehl, eine der bekannten Expreßgesellschaft Wells, Fargo & Co. gehörige Werthkiste abzuladen und den Inhalt derselben, der diesmal ein außerordentlich lohnender war, vor Seiner Herrlichkeit, dem Räuberhauptmann, auszuladen.

Ebenso geschah es mit allen übrigen werthvollen Frachtstücken, während das Eigenthum der Passagiere von dem Räuber unbehelligt blieb. Nachdem Alles — es war inzwischen Abend geworden — zur Zufriedenheit des Gauners



Ausplünderung von Reisenden durch „Road-agents".
(Nach „Harper's Weekly".)

„besorgt" worden war, hieß es „die Wagen besteigen", und die aus elf Personen bestehende Karawane konnte ihres Weges ziehen, allerdings reichlich erleichtert, aber doch nicht wenig vergnügt, daß der „Biedermann an der Landstraße" ihr wenigstens Leben und persönliches Eigenthum gelassen hatte.

Einer ähnlichen Kopflosigkeit, von welcher die Passagiere dieser Postkutschen befallen waren, scheinen die Reisenden eines Personenzuges der Missouri-Pacificbahn unterworfen gewesen zu sein, welcher am 11. December 1882 kurz vor der Haltestelle Bellevue ausgeplündert wurde. Der Zug war am hellen Tage bis an das dortige Wasserreservoir gelangt, da traten drei Kerle mit gespannten Revolvern hervor und forderten den Locomotivführer, den Heizer und einen dritten Bahn-

beamten auf, die Hände hoch zu halten und 30 Schritte vom Zuge seitwärts zu treten. Alsdann nahm ihnen ein Räuber alle Werthgegenstände und namentlich die Portemonnaies ab. Ein Passagier sah aus dem Fenster seines Coupés diese Plünderung mit an, benachrichtigte sofort seine übrigen Gefährten und rieth ihnen, ihr Geld zu verstecken. Dies geschah, und zwar meistens in der Weise, daß die Damen die Portemonnaies an sich nahmen. So erhielt eine Frau Haas 4000 Dollars in Gold und Edelsteinen, Frau Chambert sogar 6000 Dollars und Frau Wittich versteckte ihres Mannes goldene Uhr nebst 400 Mark. Diese Dame, unter allen Reisenden der einzige Mann, schalt die anwesenden Herren (es waren deren 40) laut aus, daß sie sich von drei Gaunern ausplündern ließen. Kaum war das Geld versteckt, so traten zwei Räuber in den Zug und verlangten mit gespannten Revolvern Überlieferung aller Werthe von den Herren. Die Damen ließen sie — ein Beweis von der in allen amerikanischen Bevölkerungsklassen gleichmäßig verbreiteten hohen Galanterie — vollständig unbelästigt. Im Zuge befanden sich zwei desertirte und wieder ergriffene Soldaten unter Obhut des Polizeidirectors Connor und fünf Neger-Soldaten. Als die zwei Räuber zu diesen kamen, befahl Connor den Soldaten, zu schießen. Die Mitreisenden protestirten jedoch energisch, daß die anwesenden Frauen und Kinder den Gefahren einer Schießerei ausgesetzt würden, und zwangen Connor zur Nachgiebigkeit. Die fünf Soldaten lieferten alsdann ruhig ihre Revolver den beiden Räubern aus. Am letzten Wagen sprangen dieselben vom Zuge auf ihre Pferde und jagten davon. Ihre Beute bestand aus mehreren hundert Dollars, drei goldenen und fünf silbernen Uhren, sowie den fünf Revolvern. Der Zug fuhr nun die wenigen Schritte nach der Haltestelle Bellevue und telegraphirte an den Betriebsdirector Frost, nach dem benachbarten Fort Worth. Dieser setzte sofort auf Ergreifung eines Räubers 1000 Mark Prämie, und ehe eine Stunde verflossen, war man auf der Jagd nach den Räubern, die indessen erfolglos blieb.

Zu den berüchtigtsten „Outlaws“ gehörten die Gebrüder Frank und Jesse James, genannt die „celebrated James boys“, ferner Billy the Kid, Curly Bill, Wild Bill, Peyton Long, Bloody Enright, die Brüder Younger, Slade und Andere, welche noch innerhalb der letzten Jahrzehnte Gräuelthaten verrichteten, gegen welche die erdichteten oder halberdichteten Geschichten vom Schinderhannes, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Rheinthal unsicher machte, schattenhaft verbleichen. Slade war, um mit einem westlichen Berichterstatter zu reden, „eine Zeit lang in Montana ein gut Theil mehr gefürchtet, als der Allmächtige“; die Bewohner von Virginia City begingen daher nur einen Akt der Vorsicht, indem sie sämmtliche Fenster und Thüren schlossen und die Lichter

auslöschten, wenn sie hörten, daß Slade mit seinen Genossen auf einer „Spree“ war. Billy the Kid mit seiner Bande bemächtigte sich im Jahre 1881 des Städtchens Lincoln in Neu Mexiko und lieferte der ganzen Bevölkerung sowie den zur Hülfe herbeieilenden Truppen ein regelrechtes, drei Tage anhaltendes Gefecht, in welchem über dreißig Menschen getödtet wurden. Ein ganz ähnlicher Straßenkampf ereignete sich im Jahre 1883 in Tombstone (Arizona), ebenso wurden im selben Jahre die Bewohner von Weeksville in Montana mehrere Wochen durch eine Anzahl Banditen in Schrecken versetzt. Mord- und Raubanfälle kamen daselbst so oft vor, daß es fast lebensgefährlich war, sich selbst am hellen Tage allein auf die Straße zu wagen. Wild Bill hatte die Gewohnheit, für jeden von ihm Erschossenen einen Einschnitt am Kolben seines Revolvers anzubringen; nach dem gewaltsamen Tode dieses Desperado fand man an seiner Waffe 26 Kerben.

Die den „James boys“ zur Last gelegten Verbrechen sind schier zahllos. Mit ihrem Anhang überfielen diese wüsten Gesellen vorwiegend Banken, Postwagen und Eisenbahnzüge und hielten bis zum Herbste 1882, wo der Hauptführer, Jesse James, von einem Verwandten in seinem eigenen Hause niedergeschossen wurde, die ganzen Staaten Missouri und Iowa in beständiger Erregung.

Daß die Mehrzahl der „Outlaws“ ihr Leben nicht auf natürliche Weise endet, sondern, wie der technische Ausdruck dieses Gesindels lautet, „with their boots on“, d. h. „in ihren Stiefeln stirbt“, ist nicht zu verwundern. Reicht in den betreffenden Staaten die Macht des Gesetzes nicht aus, so bildet sich aus den nach Ordnung und Sicherheit verlangenden besseren Ständen ein Vigilanz-Comité, und dieses beginnt nun mit den Desperados einen Kampf bis auf's Messer, der in der Regel mit Vernichtung oder Vertreibung der Raubgesellen endigt. Berühmt durch sein schnelles und entschlossenes Handeln war das Vigilanzcomité von Virginia City in Montana, und wer von diesem Vehmebunde einen Brief mit einem Todtenkopf und den mysteriösen Zahlen 3—7—77 empfing, verließ, war ihm sein Leben lieb, so schnell er konnte, die Stadt und das Territorium. Eigenthümlich ist die Art, wie die westlichen Blätter mitunter ihren Lesern die von derartigen Vigilanzcomités vollzogenen „Lynchhinrichtungen“ bekannt geben. So brachte ein Blatt die folgende Mittheilung: „Der auch in unserer Stadt nicht besonders vortheilhaft bekannte Mr. Jim Moore unternahm neulich von seinem Wohnorte aus eine Reise, um Pferde zu holen, die nicht ihm gehörten. Er kam aber nicht wieder nach Hause, weil er plötzlich nicht mehr im Stande war, mit seinen Füßen den Erdboden zu erreichen. Wir sahen ihn zuletzt unter einer Telegraphenstange stehen und gewahrten in seiner unmittelbaren Nähe einige unserer angesehensten Mitbürger, die alle angelegentlichst an einem Seile zogen.“

Echt westlichen Ursprungs ist auch das Lied vom Pferdedieb:

Er fand einen Strick und hob ihn auf,
Ging still von hinnen dann;
Zufällig war am anderen End'
Ein Roß gebunden dran. — —

Sie fanden den Baum, und banden den Strick
An einen der grünen Äst',
Zufällig war das andere End'
An seinem Halse fest. —



Gelyncht!

Das von derartigen zweideutigen Gesellen wimmelnde „Hotel" zu Forsyte war zu einem wahren Massenquartiere umgewandelt. Jede Stube, jeder Raum war mit Betten und sogenannten Schlafböcken besetzt. Überall wurde gespielt, gezecht, geschimpft, geflucht und gesungen.

Der Wirth, ein Deutscher, warnte mich, nach Einbruch der Dunkelheit das Haus zu verlassen, da ringsum sich das verdächtigste Gesindel herumtreibe, dem es nicht darauf ankomme, ein paar zu erbeutender Dollars halber einen Menschen in's Jenseits zu befördern. Er wies mir auch als Schlafgemach einen Raum an, den ich nur mit drei anderen, weniger zweifelhaften Persönlichkeiten zu theilen hatte.

Früh Morgens verließ ich dies moderne Sodom und bestieg einen mit Schwellen und Schienen beladenen Constructionszug, um weiter gen Westen zu fahren. Beständig ging es nun den überaus schmutzigen Yellowstone-Fluß entlang, bald über meilenweite Prairien, bald durch Flußthäler, deren Wände durch äußerst bizarr gestaltete Felsmassen gebildet wurden. Ortschaften gab es keine mehr, nur ab und zu war noch ein einsames Blockhaus oder ein sogenannter „dug-out" zu sehen, ein direkt in die Hügelwand eingegrabenes Troglodytenheim, welches wettergebräunten Kulturpionieren zur ersten Unterkunft diente.

Überaus langsam rollte der Bahnzug weiter, durch sein mitunter Stunden währendes Halten an einem bunt zusammengewürfelten Haufen von Bretterbaracken deutlich erkennen lassend, daß der Personenverkehr eine vollständige Nebensache, die Bahn sich hier vielmehr Selbstzweck sei und ungleich mehr Gewicht auf die

Anforderungen der Weiterentwickelung der Bahn, als auf die Weiterbeförderung etwaiger Passagiere gelegt werde.

Spät Nachmittags passirten wir den mitten aus dem Yellowstoneflusse emporragenden Pompey's Rock, den Felsen des Pompejus, eine überaus steile, in ihrer Form an einen Napfkuchen erinnernde Felsmasse, die durch den im Jahre 1804 erfolgten Besuch der beiden Wissenschafts-Pioniere Lewis und Clarke denkwürdig ist. Noch heute sind die Namen der beiden ersten Erforscher dieser entlegenen Regionen an der Wand des Felsens deutlich zu lesen.

Und nun näherten wir uns dem damaligen Endpunkte der Bahn, der „Eisenbahnstadt" Billings, einem auf der Uferbank gelegenen Zeltlager, in welchem mehrere tausend Eisenbahnarbeiter campirten.

Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als wir den mit Schienen und Schwellen beladenen Constructionszug verließen, über einen Fluß setzten und nun dem Zeltlager zusteuerten, in welchem es augenscheinlich gar heiter und lustig zuging. Inmitten der Prairie, von dem Scheine gewaltiger Feuer erleuchtet, lag die entstehende Stadt: Bretterhütten, Zelte, Blockhäuser, Höhlen, alles im buntesten Wirrwar durcheinander. Schnapsbude folgte auf Schnapsbude, und eine jede war mit Männern gefüllt, die im Verein mit den von ihnen unzertrennlichen gesunkenen Weibern sich amüsirten und Orgien feierten. Tanzgestampf, Banjo- und Geigenmusik ertönte aus den Zelten, und halb oder ganz betrunkene Kerle zerrten die auffallend gekleideten Dirnen im Tanze umher, oder tranken mit ihnen die vergifteten Spirituosen, den verfälschten Champagner, zu einem halben Dollar den Schluck.

Aus anderen Zelten, die, durch Petroleum- und Reflektorlampen erhellt, seltsam phantastisch in die Nacht hineinleuchteten, tönte das Klingen und Klirren der Goldmünzen. Jeder Raum, der nicht von dem Trinkstande, der „bar", in Anspruch genommen wurde, war mit Spieltischen besetzt, und um diese drängten sich die verwilderten Kerle, um dem Spielteufel zu fröhnen. „Short pharo", „Keno", „High ball", „Stud horse poker" und das spanische „Monte" mit enorm hohen Einsätzen waren an der Tagesordnung. Die zum Spiel verwendeten Karten wurden zumeist nur ein-, zweimal benutzt und dann in übermüthiger Nichtachtung des für ihren Ankauf verwendeten Geldes hinausgeschleudert, woraus mir nun die sonderbare Erscheinung erklärlich wurde, daß ich während der ganzen letzten Fahrt tausende und aber tausende von zumeist noch nagelneuen Spielkarten entlang der Bahnstrecke verstreut gesehen hatte.

Die Thüren der Baracken standen sperrangelweit auf, um die Vorübergehenden anzulocken. Und rings umher das Gewühl der von Getränk, Tanz und Spiel erhitzten Eisenbahnarbeiter, Goldgräber, Jäger, „Cow-boys" und Desperados.

Der wüste Lärm währt die ganze Nacht. Gar manchmal kommt es auch vor, daß in einer der Buden das Stampfen der Tänzer für einige Augenblicke verstummt, daß heftige Stimmen laut werden, plötzlich Schüsse krachen und nach kurzer Weile ein blutüberströmter Leichnam über die Straße getragen wird.

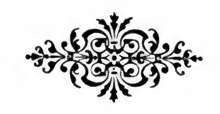
Niemand kümmert sich sonderlich darum; das kommt eben so oft vor, daß es kein Aufsehen mehr erregt, denn gar manche jener wilden Burschen mit den seltsamen Spitznamen erwarten „in den Stiefeln" zu sterben.

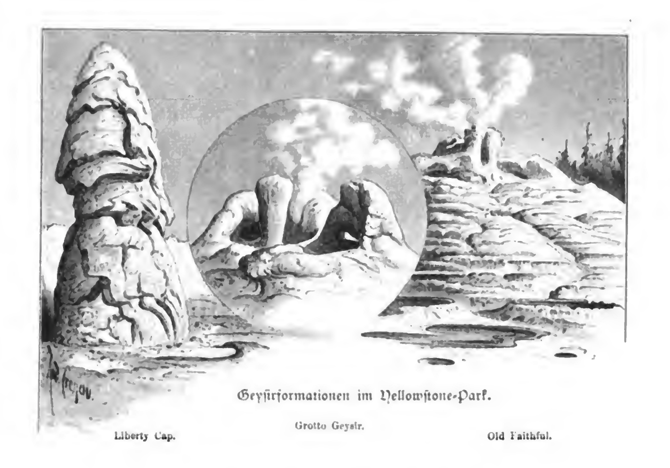
Als im Jahre 1868 die „Rail-road-town" Julesburg abgebrochen wurde, blieb von der ganzen Stadt nichts weiter als der Friedhof, und hier lagen in den vierundsiebenzig Gräbern desselben nur drei Menschen, die eines natürlichen Todes gestorben waren. Die anderen waren ausnahmslos „with their boots on" dahingeschieden, d. h. erschossen, erdolcht oder gehängt worden.

So ist das Treiben in den „Rail-road-towns". Und diese selbst?

Mitunter hält die Stadt Bestand, und es finden sich allgemach auch bessere Elemente ein. Und wenn dieselben an Zahl zugenommen haben, so beginnen sie den Kampf mit dem Gesindel. Bald ist dann die Stadt gesäubert; Schulen treten an die Stelle der Spielhäuser, und wer nach fünf Jahren wiederkommt, findet einen friedlichen, freundlichen Flecken, etwas roh noch, aber doch schon mit allen Merkmalen der Kultur versehen.

In den meisten Fällen aber hat die Stunde der „Rail-road-towns" geschlagen, sobald die Arbeiter weiter ziehen. Spurlos verschwindet die Stadt, die Grabhügel sinken ein und vergehen, und wenn nach Vollendung der Bahn der Weltreisende auf dem eisernen Dampfrosse vorüberhastet, und gleichgültig den Blick über die Waldlichtungen, über die umherliegenden verkohlten Stämme hinweggleiten läßt, giebt nichts mehr davon Kunde, welch zügelloses Leben, welche Tragödien sich dereinst hier abgespielt haben.





Geysirformationen im Yellowstone-Park.

Liberty Cap. Grotto Geysir. Old Faithful.

Im Wunderlande des Yellowstone.

Zur Zeit meiner Reise, im Sommer des Jahres 1882, hatte die Nordpacificbahn in Billings ihren westlichsten Endpunkt. Da es aber in meiner Absicht lag, den Yellowstone-Park zu besuchen, jenes im Nordwesten des Territoriums Wyoming gelegene Wunderland, welches kaum ein Decennium zuvor erst entdeckt worden war, so hatte ich von Billings aus zunächst eine 170 englische Meilen messende Stagefahrt zu überstehen, bevor ich an die nördliche Grenze dieses Wunderreiches gelangen konnte.

Es war diese Fahrt durch die sonnendurchglühten Steppen Montana's auf Schritt und Tritt eine so beschwerliche, aufreibende und anstrengende, daß drei an derartige Unternehmungen nicht gewöhnte Amerikaner, die gleichfalls die Absicht hegten, das westliche Wunderland zu bereisen, mehrmals ernstlich daran dachten, die Weiterreise abzubrechen und zurückzukehren.

Und in der That war die ganze Fahrt ein Martyrium: der Wagen war sclavenschiffartig vollgepfropft mit Gepäckstücken und abgerissenen, nach Whiskey duftenden Goldgräbern, deren grauenhafte Flüche von Meterlänge die einzige Unterhaltung abgaben.

Der Fahrweg war von der unglaublichsten Beschaffenheit und verdankten wir demselben braun- und blaugestoßene Glieder; die 24 Hufe unseres Sechsgespannes aber schleuderten solche Wetterwolken feinen Staubes empor, daß in kürzester Zeit die Nasen und Ohren sämmtlicher Reisenden durch fingerdicke Schmutzlagen dicht verklebt waren. Daneben hatten wir uns an ein ununterbrochenes Staubschlucken zu gewöhnen, neben welchem die der Schlange des alten Testamentes zu Theil gewordene Verwünschung: „Du sollst Erde fressen dein Leben lang", wie ein Kinderspiel erscheint.

Zwei Tage und zwei Nächte währte diese schreckliche Fahrt, welche, wie einer der Mitreisenden treffend bemerkte, nur in der Erinnerung, gewissermaßen im Lichte einer überstandenen Heroenthat, erträglich erscheint, aber auch das nur dann, wenn man sich sicher fühlt, nie wieder einer erneuten Vollbringung derselben ausgesetzt zu sein.

Wie ein fernes Nebelbild, so ragten endlich, endlich die Rocky Mountains, die Felsengebirge, über die dürren Steppen empor, und ließ der bloße Klang des Namens, der Anblick der leuchtenden Schneefelder uns unser Elend leichter ertragen. Und nach einer weiteren halbtägigen Fahrt, da wuchsen die Felskolosse mächtig und immer mächtiger um uns empor, die ungeheueren Ketten der Snow- und Crazy Mountains reckten ihre zackigen, schneeüberlagerten Joche in das tiefe Himmelsblau hinein; eine Wildheit großartigsten Styles bildete den Prolog zu dem gewaltigen Dithyrambus jener Naturschönheiten und Natureinzigkeiten, welche inmitten dieser Gigantenleiber in wolkenentrückter Höhe liegen.

In Bozeman, einem 4000 Fuß hoch gelegenen, aufstrebenden Bergnestchen, hatte die schreckliche Stagefahrt ein Ende, und Jedermann, der das Verlangen hatte, etwa noch weiter zu wollen, mußte nun daran denken, für sein weiteres Fortkommen selber zu sorgen.

Mit den drei Amerikanern kam ich nun überein, unsere Ausrüstung gemeinschaftlich zu treffen, da dann ein Jeder in den Genuß von mancherlei Bequemlichkeiten kommen werde, die man sich als einzelner Reisender nothgedrungen hätte versagen müssen. Zunächst mietheten wir uns sechs jener kleinen, aber ausdauernden „Cayuses", die eine Kreuzung des Mustang und des amerikanischen Pferdes sind. Ferner erstanden wir einen wetterfesten und ziemlich bequemen viersitzigen Reisewagen, desgleichen warben wir einen als Rosselenker und Führer zugleich ausgezeichneten Halbindianer an, Namens Growl, und einen zweiten Mann, der außer der Sorge für unser Gepäck leider auch die Functionen eines Koches übernahm. Und nun erfolgte der Einkauf von hundert verschiedenen Dingen, die zu unserer Proviantirung und sonstigen Ausrüstung erforderlich

waren, als zwei Säcke Mehl, zwei Schinken, einige Dutzend Würste, unzählige Büchsen mit conservirtem Fleisch und Obst, zwanzig Pfund Zucker, zehn Pfund Salz, ein Fäßchen Whiskey u. s. w. u. s. w. Dazu kamen ein Leinwandzelt, verschiedene Büffelfelle, wollene Decken, Koch- und Eßgeschirre, Kessel, Pfannen, Jagd- und Fischereigeräthe, Munition, Ferngläser, Karten und anderes mehr.

Nachdem alle diese Dinge in dem Wagenkasten und unter den Sitzbänken verstaut waren, ging es nun in die lockende Bergwelt hinein, über halsbrecherische Wege und Straßen, wo wir gar bald die Sicherheit unseres Rosselenkers, sowie die fast menschlich-selbstbewußte Zuverlässigkeit, mit der die Pferde jeder Intention ihres unfehlbaren Herrn in unfehlbarster Weise entsprachen, in ihrem ganzen tröstenden Umfange schätzen lernten.

Fünfundsiebenzig Meilen hatten wir von Bozeman aus zurückzulegen, bevor wir nur an die Nordgrenze des Yellowstone-Parkes gelangen konnten, eine Entfernung, zu deren Bewältigung wir zwei volle Tage gebrauchten.

Unsere erste Lagerstelle wurde am Rande eines kleinen Bergstromes aufgeschlagen, angesichts der Sheep Mountains, die neugierig über das Weidengestrüpp herüber grüßten. Die Pferde wurden festgepflöckt, ein mächtiges Feuer gebildet, und nun ergötzten wir uns an den Reizen des ungewohnten, durch allerhand lustige Jagdgeschichten gewürzten Lagerlebens. Da zahlreiche Pferdediebe und anderes verdächtiges Gesindel die Gegend unsicher machten, so etablirten wir aus Vorsichtsmaßregeln eine regelrechte Nachtwache, so daß in dreistündigem Wechsel je ein Mitglied der Gesellschaft für die Sicherheit des Lagers einzustehen hatte.

In der Mittagsstunde des zweiten Tages campirten wir auf der Uferbank des Yellowstoneflusses, dem 10,629 Fuß hohen Emigrant Peak gegenüber, dessen charakteristisch geschnittener Gipfel schon den Auswanderern früherer Zeit als Landmarke diente. Nachdem wir inmitten dieser großartigen Landschaft unser Mahl eingenommen, kamen wir dann, immer den wunderbar klarfluthigen, grünblauen Fluß entlang reisend, in ein herrliches weites Thal, welches nach Osten hin von einer langen Palissadenwand umgürtet war, über welche schön geformte, mächtige Gebirgsriesen ihre Häupter hinausreckten. Nach Westen hin erhoben sich aus der braun und gelb gefärbten Prairie seltsame barocke Felsformationen, bald an verfallene Burgruinen, bald an dämonische Gestalten erinnernd. Einen geradezu großartigen Charakter nahm die Landschaft an, als wir den Kamm eines äußerst steilen Höhenzuges überschritten, dessen Klippen in furchtbarer Zerrissenheit gegen den tief unten wirbelnden Strom abfielen. In goldgelber Pracht dehnten sich die von grünen Baumgruppen bestandenen Berghalden und Niederungen, die zu den finsteren grauschwarzen und braunrothen Klippen und dem zwischendurch rollenden

grünblauen Strom einen wundersamen Gegensatz bildeten, welcher durch die aus weiter Ferne herüberleuchtenden, von rosigem Abendscheine angehauchten Züge des Hochgebirges noch erhöht wurde.

In dem von finsteren Bergmassen umschlossenen Thalgrunde bezogen wir unser Lager, nur wenige Minuten von dem „Cañon", der Schlucht des Yellowstoneflusses entfernt, in welche ich hinabstieg, um zu fischen. Hier umgab mich die wildeste Scenerie; wie toll rauschte das grüne Schneewasser über die zackigen Felstrümmer und Klippen herab, an dem scharfkantigen Gestein zu Schaum zerstiebend.

Wohl nirgendwo werden die Mühen des Fischers reichlicher belohnt als hier, und so lag in überraschend kurzer Zeit eine ganze Reihe der köstlichsten Forellen am Ufer, zappelnd und sich bestrebend, das nasse Element wiederzugewinnen.

Vertieft in meine Beschäftigung, gewahrte ich nicht das Kommen eines Mannes, welcher, bis an die Zähne bewaffnet, unhörbar näher gekommen war und sich neben meinen Kleidern niedergelassen hatte. Das Brausen des Wildwassers, das gerade hier einen riesigen Wirbel bildete, hatte den fast unhörbaren Fußtritt des mit indianischen Mocassins Bekleideten übertönt. Erst als mich zufällig umwandte, gewahrte ich die wild und abenteuerlich aufgeputzte Erscheinung des riesenhaften Trappers, der gleichfalls eine Schnur ausgesucht schöner Forellen sich so um den Hals gehängt hatte, wie man in Deutschland wohl ein Geburtstagskind mit einer Schnur Brezeln schmückt.

Da ich die Absichten des sonderbaren Gesellen nicht kannte, zog ich flugs vom Leder, doch bot er mir den üblichen indianischen Gruß und schlug sich dann, ohne weiter etwas zu sagen, seitwärts in die Büsche. Mit dem Vorsatze, künftig achtsamer zu sein, kehrte ich in der Dämmerung beutebeladen zum Lager zurück.

In aller Frühe des nächsten Morgens wurden wir durch drei schnell aufeinanderfolgende Schüsse geweckt, deren scharfer Knall von dem Echo der steilen Berge in langanhaltendem Rollen hundertfach wiedergegeben wurde. Als ich aufsprang, sah ich denselben Gesellen, mit dem ich am Abend ein so unvermuthetes Zusammentreffen gehabt, in geringer Entfernung sitzen, und auf's Neue auf einen mächtigen Bären anlegend, der in der Stille der Nacht von seinen hochgelegenen Jagdrevieren heruntergestiegen war und unserem Lager einen Besuch abgestattet hatte.

Schwer verwundet und fürchterlich brummend, rannte Meister Petz geradeswegs durch unser Lagerfeuer, warf Kessel und Töpfe bei Seite, brachte unsere glücklicherweise fest gepflöckten Pferde zum Scheuen und stürmte einem nahen Felsgeröll zu, hinter dessen kolossalen Blöcken er bald verschwand, scharf verfolgt

von dem Trapper, der, seine Winchesterbüchse schwingend, unter lautem Halloh hinterdrein stürmte.

Alles war das Werk eines Augenblickes gewesen, und bevor wir noch zu unseren Waffen gelangen konnten, war es wieder still um uns her.

Nachdem wir eine Weile vergebens der Rückkunft des Trappers geharrt, brachen wir auf und stiegen die Höhen hinan, durch deren Klüfte der Yellowstonefluß donnernd herabgeströmt kommt.

Bald führte der Saumpfad in unmittelbarster Nähe gähnender Abgründe vorüber oder über abschüssige Grate, die auf den ersten Blick kaum einem Fußgänger Raum zu bieten schienen; bald wieder kletterten wir unter drohend überhängenden Felsen dahin, deren Massen jeden Augenblick auf uns herniederzustürzen drohten. Bisweilen entrollten sich wunderbare Scenerien vor unseren Blicken, so namentlich, als wir in den Thalgrund herniederstiegen, über welchem der durch seine zinnoberrothe Färbung weithin leuchtende Cinnabar Mountain und der 11,500 Fuß hohe Electric Peak die Wacht hielten. An der einen Seite des ersteren der beiden Gebirgskolosse ragten zwei vom Gipfel des Berges bis auf die Thalsohle hinabführende, parallel nebeneinander laufende 200 Fuß hohe Grate empor, durch einen fünfzig Fuß weiten Zwischenraum von einander getrennt. „Devil's Slides" ist diese riesenhafte Schurre benannt, die allerdings wohl den Eindruck erwecken könnte, als habe hier der Teufel eine echt kanadische Toboggenpartie veranstaltet.

Nunmehr waren wir an der Grenze des Yellowstone-Parkes angelangt, der, nach Norden und Westen mit schmalen Streifen nach Montana und Idaho übergreifend, die nordwestliche Ecke des Territoriums Wyoming einnimmt und in Gestalt eines Rechtecks einen Complex von 3575 englischen Quadratmeilen umschließt.

Sechs- bis achttausend Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, überragt von 10—11,000 Fuß hohen, schneegekrönten Zacken und Firnen, nur im Sommer zugänglich, ist das Land den Feuerherden, den Gluthen des Erdinnern doch auf's Innigste verwandt, denn hier ist der Herrscherſitz jener plutonischen Gewalten, deren entsetzlichen Sprache die Menschheit seit jeher mit Grauen gelauscht.

Unter all den großartigen Naturwundern des nordamerikanischen Continentes nimmt der Yellowstone-Park unzweifelhaft die erste Stelle ein, und ihn meint man, wenn von dem Wunderlande der Neuen Welt die Rede ist. Noch vor anderthalb Jahrzehnten waren seine Geheimnisse unentschleiert, sie lagen vergraben inmitten der großartigen Alpenketten, die wie schützende Wälle die Märchenwelt des Yellowstone umschließen. Zwar hatte schon im Beginn dieses Jahrhunderts der Trapper Colter, welcher der denkwürdigen Expedition der Capitäne Lewis

und Clarke angehörte, Gerüchte über heiße Quellen, himmelanstürmende Springfluthen und Seen voll brennenden Peches verbreitet, jedoch ohne Glauben zu finden. Seine Erzählungen trugen ihm vielmehr den Ruf eines unverbesserlichen Lügners ein, und Colter starb, ohne daß ihm eine Rechtfertigung zu Theil geworden wäre. Erst sechzig Jahre später erhielten die Erzählungen Colters greifbarere Gestalt. Man hörte seltsame Gerüchte verbreiten, daß im Quellgebiete des Yellowstoneflusses ein geheimnißvolles Hochthal liege, mit dampfenden Seen, brennenden Ebenen, versteinerten Wäldern, mächtigen Wasserfällen und siedenden Springquellen. Die Büsche trügen daselbst Früchte aus nußgroßen Edelsteinen, und sogar Landthiere und Vögel fänden sich dort in einer Weise versteinert, als ob sie lebendig seien. Ein großer Theil dieser Nachrichten wurde durch die beiden Goldsucher Cook und Folsom, welche im Jahre 1869 in das Wunderland vordrangen, bestätigt und hierdurch wurde die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr erregt, daß der mit der Vermessung des neuorganisirten Territoriums Montana beauftragte General Washburne im Jahre 1870 eine Erforschungsexpedition dahin ausrüstete. Was dieselbe dort sah und fand, übertraf die weitestgehenden Erwartungen, und nunmehr verfügte die Bundesregierung die Entsendung einer großartigen Expedition behufs endgültiger Feststellung der wichtigen Entdeckung. Im Sommer des Jahres 1871 ging dieselbe unter Leitung des Geologen Professor F. W. Hayden von Statten und hatte zur Folge, daß auf Haydens Anregung noch im Winter desselben Jahres im Congresse der Vereinigten Staaten ein Antrag zur Berathung kam, wonach das am Yellowstone und dem mittleren Quellflusse des Missouri, dem Madison, liegende Gebiet zwischen 44° und 45° nördlicher Breite und 110° und 111° westlicher Länge als nationaler Park, zu Vergnügungs- und Gesundheitszwecken dem Volke der Vereinigten Staaten gewidmet und für alle Zeiten von aller Besiedelung und Ausnutzung ausgeschlossen sein möge.

Der Antrag erhielt am 2. März 1872 Gesetzeskraft, und sind durch diesen Beschluß nicht nur die Wälder des Parkes vor Verwüstung durch Spekulanten geschützt, sondern es darf auch Niemand in gewinnsüchtiger Absicht den Besuch dieser Wunderwelt besteuern, oder Jagd und Fischerei in den Revieren ausüben.

Wenn das Gesetz den Nationalpark also in wirksamer Weise vor Privatspekulation schützte, so hatte es aber auch den Nachtheil, daß derselbe für eine Reihe von Jahren nur für solche Bevorzugte zugänglich blieb, welche über genügende Mittel und Zeit verfügen konnten, welche eine derartige, an Beschwerden überaus reiche Reise mit sich brachte. Jeder Reisende mußte sich Pferde, Zelte, Wagen und Proviant selber beschaffen, denn ein Unterkommen irgend welcher Art war

in dem dem Königreich Sachsen an Größe nahekommenden, fast absolut menschenleeren Gebiete nicht vorhanden.

Nur an den Mammoth Hot Springs, wo wir am Nachmittage des zweiten Tages unserer Abreise von Bozeman anlangten, erhob sich ein elendes Blockhaus, das seiner kläglichen Beschaffenheit zum Hohne Bridal room, „das Brautgemach", getauft worden war.*)

Dieser armseligen Leistung von Menschenhänden gegenüber erhob sich jener phantastische Wunderbau der Natur, den die ersten Erforscher des Yellowstone-



Die „Brautkammer", das erste Blockhaus im Yellowstone-Park.

Parkes The White Mountain Hot Springs benannten, welche Bezeichnung aber heute dem kürzeren Mammoth Hot Springs gewichen ist.

Drei Meilen lang, eine halbe Meile breit, einem plötzlich zu Stein gewordenen Wasserfalle gleich, so schieben sich die gewaltigen, blendend weißen Formationen dieser heißen Quellen zwischen hohen bewaldeten Bergrücken dahin, die ganze Thalschlucht erfüllend und einen wundersamen Gegensatz zu den dunklen Fichtenwäldern ringsum bildend.

*) Diese Zustände haben sich seit dem Jahre 1883 wesentlich verändert. Von dem Orte Livingstone in Montana führt ein Zweig der Nordpacificbahn bis an die Grenze des Parkes, innerhalb welches an den besuchtesten Punkten mehrere äußerst comfortabel eingerichtete Hotels zur Bequemlichkeit der Reisenden errichtet worden sind.

Wie von der Hand titanischer Künstler gebildet, so bauen sich in schneeiger Weiße Tausende von Becken, Schaalen und Wannen terrassenartig bis zur Höhe von 200 Fuß über einander empor, und alle diese Schaalen sind mit krystallhellen, lichtblau gefärbten Fluthen gefüllt, welche direkt aus dem Erdinnern emporkochen, von dem Plateau des Berges in wundervollen Kaskaden in die tiefer gelegenen Wannen hinabrinnen und dort, wo sie abfließen, Alles in einen wahren Reichthum buntester Tinten hüllen. Es entwickelt sich hier ein Farbenleben, welches die ganze Scala vom grellsten Gelb bis zum tiefsten Braun, vom zartesten Rosa bis zum feurigsten Carmin, vom hellsten Grün bis zum stumpfen Ton der Veroneser Erde durchläuft und seine coloristischen Glorien bald in muschelförmigen Randzeichnungen, bald in breiten Bändern, bald in Zacken und Spitzen verbreitet.

Es sind diese flammend rothen oder grellgelben Rinnsale nicht etwa durchweg mineralische Niederschläge des Wassers, wie man auf den ersten Blick vermeinen möchte, und wie von den meisten Reisenden angegeben wird, sondern dieselben sind zumeist Gebilde der Pflanzenwelt: Heißwasseralgen, deren Werden und Wachsen erst da beginnt, wo die brühheiße Temperatur des Schwefelwassers allem anderen Leben längst den Tod gegeben hat. Diese Pflanzenwunder erscheinen bald in Gestalt pilz- oder fingerähnlicher Auswüchse, bald sehen sie dem Netzmagen eines Rindes täuschend ähnlich, bald vermeint man ein überaus feines Spitzengewebe zu erblicken, dessen Fäden allen Bewegungen des herniederrinnenden Wassers sich anschmiegen.

Die wirklichen Niederschläge des Wassers ergehen sich in anderen, nicht minder wunderbaren Phantastereien, in Formen, die das koloristische Schönheitsmärchen auch noch zu einem vollendet plastischen gestalten.

Das Zierlichste, Graziöseste und Holdeste findet sich hier beisammen, bald scheinen die schneeigweißen Ablagerungen dem feinblätterigen Moose gleich, bald glauben wir die Stalaktiten der Tropfsteinhöhlen, bald wieder die reizenden plastischen Gebilde eines Korallenriffes zu erblicken. Wo eine Quelle aus dem Erdinnern hervorbricht, da haben die aus aufgelöstem kohlensauren Kalk bestehenden Niederschläge meist rundliche oder ovale Becken gebildet, deren Durchmesser zwischen 2 bis 40 Fuß wechselt. Diese Becken springen bald halbkreisförmig vor, bald weichen sie zurück, bald berühren sie sich oder sind durch kleine Ränder von einander geschieden. Inmitten des Beckens befindet sich das lichtblaue oder grüne Wasser meist in wallender, aufkochender Bewegung; der Überfluß rinnt, allerlei tropfsteinähnliche Gebilde schaffend, in die tiefergelegenen halbkreisförmigen Wannen hinab, die nicht durch eigene Quellen gespeist werden. Hat das Wasser an der Ausbruchöffnung eine Temperatur von 190—200° Fahrenheit, so sinkt seine Wärme



Partie von den Mammoth Hot Springs im Yellowstone Park.

(Nach der Natur aufgenommen von Rudolf Cronau.)

LICHTDRUCK V. RÖMMLER & JONAS, DRESDEN.

in den tieferen Becken bis auf wenige Grad, so daß wir, als uns das Gelüste ankam, in diesen natürlichen Wannen ein Bad zu nehmen, nach Belieben die Jedem zusagende Temperatur auswählen konnten.

Auf der unteren Terrasse des ganzen Wunderbaues sind noch zwei Geysir zu erblicken, die sich jetzt nicht mehr in Thätigkeit befinden. Der Sinterkegel des einen ist „des Teufels Daumen" benannt, der andere hingegen, eine gewaltige, 47 Fuß hohe, an ihrer Basis 20 Fuß dicke, nach obenhin sich zuspitzende Säule, deren Aufbau aus überhängenden Schalen von festem Kalktuff auf's Deutlichste zeigt, daß sie ihren Ursprung einer ehemaligen Quelle verdankt, ist die „Freiheitsmütze" (Liberty Cap) getauft worden (vergl. Vignette Seite 163). Dort, wo der ganze Wunderbau der Mammoth Hot Springs mit dem obersten Plateau sich an die hinter ihr stehende Bergwand anlehnt, sind die Bäume überall da zerstört, wo das heiße Geysirwasser hinfließen konnte.

Die Blätter und kleineren Äste sind abgefallen, die Stämme haben eine weiße Farbe und zum Theil ein weiches gallertartiges Äußeres erhalten. Viele der Bäume standen noch aufrecht, manche dagegen waren umgestürzt und so von dem kieselhaltigen heißen Quellwasser imprägnirt, daß das weichgewordene Holz mit Papierbrei zu vergleichen war. Dieser Brei erhärtet später wieder, die ursprüngliche Struktur des Holzes genau beibehaltend, und so vollzieht sich hier vor unseren Augen die Verkieselung vollständiger Bäume, über welches Räthsel die Männer der Wissenschaft bisher die mannigfachsten, aber niemals völlig befriedigenden Hypothesen aufgestellt hatten.*)

Zwei Tage verbrachten wir mit dem Studium dieser Wunderwelt, dann stiegen wir die äußerst steilen Höhen hinan, um zunächst nach dem Norris Geysir Basin zu gelangen. Nach anstrengendem Marsche kamen wir an einigen Naturmerkwürdigkeiten vorüber, welche man hier, in diesem Reiche der Wunderverschwendung, nur mit einem erwähnenden Worte abthun darf. So an dem in smaragdner Wald- und Wieseneinsamkeit gebetteten Bibersee mit seinen kunstreich angelegten, schnurgeraden Biberdämmen, so an der 150—200 Fuß hohen Riesenklippe, die vollständig aus tiefschwarzem, purpurfarbigem und olivgrünem Naturglase, aus Obsidian besteht und die, im Sonnenlichte glitzernd und funkelnd, einen prachtvollen Anblick gewährte. Von den abgesprengten Trümmern dieses zweifellos durch eine große vulkanische Eruption entstandenen Glasberges verfertigten die Urbewohner dieser Gegend dereinst ihre Speer- und Pfeilspitzen, während die Bleichgesichter die scharfkantigen, leicht splitternden Abfälle zur Aufschüttung eines

*) Vergl. Dr. Otto Kuntze: „Über Geysirs und nebenan entstehende verkieselte Bäume." „Ausland". Jahrgang 1880.

Weges verwendeten. Unstreitig zählt dieser Glasberg, der für die ersten hundert Fuß aus äußerst selten vorkommenden, regelmäßig fünfseitigen Säulen sich zusammensetzt, über welchen dann eine fast ebenso hohe, horizontal geschichtete Masse desselben Gesteines ruht, zu den größten geologischen Wundern des Nationalparkes.

Gegen Abend gelangten wir an das Norris Geysir Basin, eine ausgedehnte sandige Hochebene, die zwischen nadelholzbewachsenen Hügeln liegend, an das ausgetrocknete Bette eines ehemaligen Flusses erinnerte. Mächtige Wolken heißen Wasserdampfes hingen über der Gegend, überall standen größere und kleinere Wassertümpel und strichen schmale Wasserläufe dahin. Beim Näherkommen entdeckten wir eine ganze Anzahl von kochenden Quellen, desgleichen auch einige kleinere Geysir in voller Thätigkeit. Inmitten der Sandfläche warf der Constant Geysir in Zwischenräumen von je 30 Sekunden hohe Säulen kochenden Wassers empor, nahebei befand sich eine gähnende Kraleröffnung, aus welcher kolossale Dampfmassen hervorgestoßen wurden, die ein Getöse verursachten, als hätten ein Dutzend Dampfboote auf einmal ihre Ventile geöffnet. Der ganze Boden erbebte unter den Stößen einer unsichtbaren infernalischen Maschinerie, der ausgestoßene Qualm war so überhitzt, daß der für einen Moment hineingehaltene Lauf meiner Flinte so heiß ward, daß ich denselben nicht zu berühren vermochte.

Etwas weiter lag der **Minute Man**, ein Geysir in Miniaturformat, der jede Minute einen 4 Zoll im Durchmesser haltenden, 25 bis 30 Fuß hohen Wasserstrahl für die Dauer von 10 Sekunden emporschnellte. In seiner Nähe breitete sich der **Emerald Pool** aus, ein kreisrundes, 50 Fuß im Durchmesser haltendes Becken, dessen Wasser von einer so wunderbaren Klarheit war, daß die weißen, korallenartigen Gebilde, mit denen die Wände des Beckens bekleidet waren, in all' ihrer Schönheit noch in der Tiefe von 20 Fuß auf's Deutlichste sichtbar waren. Von solchen Feenwässern träumten wohl die Märchendichter, indem sie sich diese wunderbaren Fluthen als den Wohnsitz lieblicher Nymphen dachten. Eine solche Bevölkerung war hier freilich ausgeschlossen, da die emeraldgrünen Wasser eine so hohe Temperatur hatten, daß hineingehaltene Eier innerhalb vier Minuten gekocht waren. Ein ähnliches fast noch schöneres Feenwasser war der Peerless; höchst eigenartig erschienen uns ferner mehrere kleine Schlammvulkane, welche weiße und gelblichgraue, in ihrer Consistenz an Ölfarbe erinnernde Schlammmassen zehn Fuß hoch emporwarfen. Einer dieser **Paint pots**, der eine 20 Fuß im Durchmesser haltende Fläche bedeckte, war mit so heftig kochenden Schlammmassen erfüllt, als strebe eine ganze Legion kleiner Dämonen die Freiheit zu gewinnen.

Die ganze Oberfläche der weiten Ebene war mit größeren und kleineren Öffnungen siebartig durchlöchert, an tausend Stellen kochten und sprudelten schwefel-

haltige Wassermassen, überall stampfte, donnerte und dröhnte es unter dem Boden, als seien unzählige mächtige Maschinen da unten thätig, überall stiegen schwefelige Dämpfe empor und überall waren die trockener gelegenen Löcher und Höhlungen mit den prachtvollsten Schwefelkrystallen inkrustirt.

Wir campirten die Nacht hindurch auf einer in der Nähe gelegenen Bergwiese, doch oft wurden wir durch das infernalische Getöse eines plötzlich zum Ausbruch gekommenen Geysirs aus unserem Schlafe aufgeschreckt, so namentlich, als im Morgengrauen der prächtige Monarch Geysir 125 Fuß hohe, aus drei großen Öffnungen zugleich hervorschießende Wasserstrahlen in die Lüfte warf.

In den ersten Morgenstunden war es bitter kalt, das Wasser in den mitgeführten Geschirren war mit einer fingerdicken Eiskruste überzogen, ein krasser Gegensatz zu der tagsüber waltenden Hitze. Wir befanden uns hier mehr denn 7000 Fuß hoch über dem Spiegel des Meeres, auf einem Hochplateau, das in weitem Kranze von hohen Schneegebirgen umgürtet war. Dieses Hochplateau wird von mancherlei niedrigeren Gebirgszügen durchsetzt, hunderte von reißenden Strömen haben tiefe Schluchten, sogenannte „Cañons“ hineingeschnitten, und so hatten wir während unseres Vorwärtsdringens auf der nur für Felsengebirgspferde gangbaren Wildstraße das Menschenmöglichste im Übersteigen steiler Grate, im Durchkreuzen brückenloser Ströme, im ungenirten Passiren von Abgründen zu leisten.

Für all diese Mühseligkeiten wurden wir aber durch den überraschendsten Wechsel der Scenerie belohnt. Das Wildeste gab fast unmittelbar dem Lieblichsten Raum, die ursprünglichste Wildniß wechselte mitunter so plötzlich mit einer entzückenden Naturidylle, daß man sich auf einer Traumfahrt zu befinden vermeinte.

Längere Zeit folgten wir so dem Laufe des Gibbonflusses, der aber vollkommen unsichtbar für uns blieb, da er sich 2000 Fuß tief unter uns durch ein von ihm selbst gegrabenes Cañon wälzte. Gegen Mittag senkte sich der Weg in diese furchtbare Steilschlucht hinab und wir geriethen an eine Stelle, wo inmitten des eisigen Bergstromes dampfende und brodelnde Quellen hervorbrachen, die ihre heißen Wasser mit dem des Stromes vermischten. Da das Wildwasser mit Forellen belebt war, so wurden flugs die Angeln in Bereitschaft gesetzt, und nach wenigen Minuten schon konnten wir die früher von uns ungläubig belachte Erzählung von den im kalten Schneewasser gefangenen Forellen, die nur mit einer kurzen Wendung der Angel in dem gleich daneben befindlichen heißen Wasser gesotten werden könnten, selbst zur Wahrheit machen.

Nur wenige Schritte von dem Platze entfernt, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten, um das Mittagsmahl zu halten, brach ein kleiner Geysir aus

dem Berghange hervor, ein unablässig pulsirender Springquell, der seine im Lichte der Sonne wie Diamanten aufsprühenden Wassertropfen 20 bis 25 Fuß hoch spritzte. Diese funkelnden und leuchtenden Garben fielen direkt in ein wunderbar schönes, fast kreisrundes Becken, dessen gelbe, braune und weißen Ränder einen herrlichen Contrast zu dem zart grünblauen, beständig brodelnden Wasserspiegel bildeten. Aus diesem Becken rannen die Wasser in den 50 Fuß tiefer dahinrauschenden Strom. Nichts kann schöner, lieblicher sein, als diese entzückende Idylle, von welcher zu scheiden uns unendlich schwer wurde.

Und weiter führte der Weg durch die Tiefe des Cañons, zweimal hatten wir den durch hinabgestürztes Steingeröll eingeengten Fluß zu überschreiten, dann ging es wieder bergauf, bergab durch schönbestandenes Waldgelände. Zwei Uhr Nachmittags gelangten wir dann an die Stelle, wo der Gibbonfluß einen äußerst malerischen Fall bildete. Mit aller Vorsicht arbeiteten wir uns hier von der Höhe des Berges einen äußerst steilen Abhang hinab bis zu dem Punkte, wo die Steilschlucht in furchtbarer Jähe vor uns klaffte und einen Blick in die Tiefe gewährte. An überhängende Bäume geklammert und so zwischen Himmel und Erde hängend, vertieften wir uns in den Anblick des 50 Fuß unter uns rauschenden Stromes, der, zu Schaum zerpeitscht, in prachtvollen Cascaden über eine 160 Fuß hohe Klippenwand hinab in die tiefe, schauerliche Felsengasse stürzte. Großartig, wild und eigenartig war die Scenerie, wie sie geeigneter kein Romanschriftsteller als Schauplatz einer schauerlichen Indianergeschichte hätte finden mögen.

Im Begriffe, uns mit großer Mühe wieder den steilen Abhang hinaufzuarbeiten, wäre ich nahezu durch einen von einem meiner Gefährten leichtsinnigerweise losgelösten Steinblock mit in den Abgrund gerissen worden, hätte ich nicht durch eine schnelle Wendung mich außerhalb des Bereiches des in mächtigen Sätzen hinabstürmenden Felsens gebracht. Haarscharf flog der Klotz an mir vorüber und donnerte in den finsteren Abgrund hinunter, eine ganze Lawine kleineren Gerölles nach sich ziehend.

Nach mehreren Stunden kamen wir nun in das Thal des südlichsten der drei Quellflüsse des Missouri, des Madison- oder Feuerlochflusses, über dessen finsteren Fichtenwäldern allenthalben mächtige Wolken Wasserdampfes hingen, die das ganze Firmament überströmen zu wollen schienen.

Der von den Indianern überkommene Name des „Feuerlochflusses“ ist, wenn auch weniger schön, aber so bezeichnend für den Strom, daß die weißen Erforscher des Yellowstonegebietes nichts Besseres thun konnten, als die von den Urbewohnern gewählte Benennung beizubehalten, denn die ganze weite Landschaft ist in der

That ein einziger, unterminirter Feuerherd, dessen Decke von zahllosen Öffnungen durchbrochen ist, die direkt zu den Gluthen des Erdinnern hinführen mögen.

Da die Dunkelheit schon zu weit vorgeschritten war, um am Abende noch eine Inspicirung dieses wundersamen Gebietes vornehmen zu können, so errichteten wir am Ufer des Feuerlochflusses unser Zelt, und ritten nach wohlverbrachter Nacht in das sogenannte „mittlere Geysirbecken", woselbst es nach Peale's trefflichem Berichte an 700 heiße Quellen und thätige Geysir geben soll. Mindestens ebensoviele sind erloschen oder hauchen schweflige Dämpfe aus, welche die kraterähnlichen Spalten mit hochgelben Krystallen schmücken. Weit und breit ist der Boden mit leuchtend weißem Kieselsinter bekleidet, und würde das ausgedehnte Terrain einer Schneelandschaft täuschend ähnlich sehen, wenn nicht von allen Seiten dampfende Bäche von den Hügeln herabgeeilt kämen.

Ein auf der linken Seite des Flusses sanft ansteigendes Sinterplateau erregte durch die Massen der sich dort erhebenden Dämpfe zunächst unsere Aufmerksamkeit, und wir fanden auf dem Rücken dieses flachen Hügels mehrere wunderbare Seen und Geysir, von denen der eine „des Satans halber Acker" (Devil's Half Acre) benannt worden ist. Dichte Dampfwolken fuhren aus dem uns entgegengähnenden, an 250 Fuß im Durchmesser haltenden Schlunde, gleich als sollten die Geheimnisse der Tiefe vor unseren Augen verhüllt werden. Wenn ein Windstoß die heißen Qualmmassen zerriß und verjagte, so sahen wir, wie nahe dem Mittelpunkte des 25 Fuß tiefen, von zerrissenen, theilweise überhängenden Kraterwänden gebildeten Schlundes mächtige Dampfblasen mit dumpfem Poltern sich aus der Tiefe erhoben und in Wolken verwandelten. Dann trat wieder eine sekundenlange Pause ein, während welcher die aufgeregten Wasser sich glätteten, bis wiederum eine womöglich noch größere Dampfkugel seine Tiefen aufwühlte. Dieses Schauspiel wiederholte sich in immer kürzeren Zwischenräumen, bis endlich der See in ein wildes Wogen gerieth. Und nun erreichten die aufkochenden Wasser den Rand des Höllenschlundes, gewaltige, schäumende Wellen fuhren zischend hin und her und leckten auf das Plateau hinauf, um wieder in den Hexenkessel zurückzufallen.

Und nun mit einem Male hoben sich zu unserem Entsetzen die gesammten Wasser in einer geschlossenen Masse empor, um in mächtigen Strahlen bis zu einer Höhe von 300 Fuß emporzusteigen. Kopfgroße Steine wurden mit emporgerissen und ungeheuere Dampfwolken bis in unermeßliche Höhen emporgetrieben.

Erbleichend waren wir aus der unmittelbaren Nähe des Höllenpfuhles geflohen und standen nun, vor Grauen erstarrt, das entsetzliche Schauspiel zu beobachten. Allenthalben fuhren riesige Strahlen kochenden Wassers umher, bald verhüllt von den weißen Dampfmassen, bald wie triumphirend in kolossaler Stärke

aus denselben hervorbrechend. Und nun mischte sich das Prasseln des herniederstürzenden Wassers mit dem donnernden Getöse in der Tiefe; die Luft war mit einem Gebrüll und Sausen erfüllt, daß es unmöglich war, das eigene Wort zu vernehmen; gewaltige Entladungen, gleich dem Donner der schwersten Geschütze, machten den Boden erbeben und gemahnten uns daran, daß wir hier der Laune furchtbarer Elemente anheimgegeben waren, deren wehrlose Opfer wir in der nächsten Minute sein konnten. —

Allmählich senkte sich die kolossale Wassersäule, der Lärm ließ nach, der Donner ward schwächer — und ebenso plötzlich, wie sie sich erhoben, verschwand die Wassermasse in dem Schlunde, der nun fast trocken dalag.

Nur die Dampfwolken in der Höhe, und das fortgesetzte Rollen in der Tiefe gaben noch Kunde von dem furchtbar großartigen Ausbruche, der soeben stattgefunden hatte. Aber auch der nahe Fluß legte Zeugniß dafür ab, denn durch die heißen Wassermassen, welche die 30 Fuß hohe Uferbank hinabstürzten, war derselbe um 6—8 Zoll gestiegen und in einen Strom von 300 Fuß Breite umgewandelt worden. Das ganze ursprüngliche Gebirgswasser war von den vulkanischen Fluthen auf die rechte Stromseite hinübergedrückt worden und floß hier dunkelkalt dahin, während der Strom zur Linken beständig dampfte und zischte. Eine volle englische Meile weit vermochten wir den Kampf der beiden so entgegengesetzten Fluthen zu verfolgen.

Dieser „halbe Acker Beelzebubs", auch wohl Excelsior Geysir genannt, neben welchem das einst so gepriesene Naturmirakel Islands zu vollster Unbedeutendheit zurücksinkt, war in den ersten Jahren nach der Entdeckung des Yellowstone-Parkes noch völlig unbekannt. Professor Hayden und seine Expedition wußten noch nichts davon. Erst Oberst Norris entdeckte diesen Geysir im Jahre 1878. Auf sechs Meilen Entfernung hörte er das fürchterliche Getöse und sah die den Himmel überströmende Dampfsäule. Sein Roß zu voller Carriere anspornend, eilte der Oberst herbei, und kam gerade noch zeitig genug, um das Ende des Ausbruches anstaunen zu können. Von da blieb der Geysir in Thätigkeit bis zu Ende des Jahres 1882. Kurz nach unserem Besuche stellte er seine Thätigkeit für mehrere Jahre ein, um erst im Jahre 1888 wieder in Action zu treten.

In unmittelbarer Nähe dieses unheimlichsten Phänomens des ganzen Nationalparkes breitete sich ein anderes Naturwunder aus, so sonnig, so märchenhaft, so farbenprächtig und zauberschön, daß es kaum irgendwo auf Erden seines gleichen haben dürfte.

Von aufsteigenden Dämpfen leicht bewegt, wallte und wogte ein 250 Fuß im Durchmesser haltender See, gefüllt mit durchsichtigem Schwefelwasser, in einem

selbstgeschaffenen, von niedrigen Rändern umgebenen Becken. Dem gigantischen, mit azurblauer Fluth gefüllten Kelche einer Zaunwinde gleich fiel die Mitte dieses Sees in die unergründliche Tiefe hinab. Das herrliche Blau dieses Kelches, im Mittelpunkte des Sees fast schwarzblau erscheinend, spielte nach den seichteren Rändern hin in den wundersamsten Tönen, je nachdem die Wasser ihre mineralischen Beimischungen ausgeschieden oder die Heißwasseralgen ihre wunderbaren Gebilde aufgebaut hatten. Da war eine Farbenvision, wie sie noch kein Künstler erträumte, wie sie kein Künstler jemals malen wird, so lange dies wunderbare Smaragdgrün, diese herrliche, dem Rheinwein ähnliche Goldfarbe auf seiner Palette fehlen. Spielte der Wind in diesem Feensee, so flossen die Farben alle zusammen und glitzerten in unsagbarer Pracht; Milliarden von goldgrünen Wellchen woben ihr Spiel, ihr zitterndes Farbenleben selbst den Dampfschleiern mittheilend, die allenthalben diesem mit schneeweißen, saturnrothen und braunen Gürteln umlagerten Zaubersee entstiegen.

Wo bleibt gegenüber diesem Farbentraum der Glanz der Falterschwingen, die Pracht des Regenbogens? —

Nachdem wir uns an dem Anblick dieser endlich gefundenen Wunderblume der Romantik sattsam ergötzt, uns endlich losgerissen hatten, traten wir in das obere Geysirbecken ein, wo die Granden der Geysirwelt sich beisammen finden.

Da braust und brodelt und zischt und sprudelt es allüberall, da donnert und dröhnt die Erde von aufsteigenden und niederfallenden Wassermassen ohne Unterlaß; da ziehen irrenden Gespenstern gleich die der Unterwelt entstiegenen Wolken brühheißen Dampfes durch das dunkle Grün der Nadelwälder; — wir stehen einem Elementendrama gegenüber, dessen vernichtende Gewalten von einer im eigenen Dämonismus berauschten Natur ausgespielt werden.

Schon auf dem Wege zu diesem Geysirbecken stießen wir auf die mannigfachsten Naturwunder, auf Dutzende jener märchenhaften Trichter, die mit azurner Fluth angefüllt, uns in schwarzblaue Tiefen, in die Abgründe der Erde herniederblicken ließen, auf Dutzende jener Schmutzspeier, die in allen Stadien, von Handgröße bis zum ausgewachsenen Geysir vorhanden waren. Ferner sahen wir Miniaturmodelle von Vulkanen, wie man sie sich nicht schöner denken kann.

Diese sogenannten Paint Pots oder „Farbentöpfe“ lagen auf dem bewaldeten Plateau eines Hügels, inmitten eines ovalen, vertieften Kessels. Unterirdische heiße Wasser haben sich hier durch die Thonlager Bahn gebrochen, um allenthalben als buntfarbige Schlammvulkane emporzubrodeln.

Am oberen Ende dieser, einer riesigen Kalkgrube ähnlichen Einsenkung kochte ein zäher Brei der schneeig weißesten Porzellanerde, während die am unteren Ende

brodelnden Massen durch Zusätze von Eisen und Kupfer zart rosaroth gefärbt waren. Überall hatten sich kleine, drei bis vier Fuß hohe Krater gebildet, welche in kurzen Pausen ganze Ladungen mißfarbigen Schlammes auswarfen, die beim Niederfallen regelmäßige Kreise bildeten, welche so lange ihre Gestalt beibehielten, bis ein neuer Ausbruch erfolgte.

Den Feuerlochfluß entlang reitend, stießen wir zunächst auf den Grotto Geysir, welcher seinen Namen der 20 Fuß hohen, 40 Fuß im Durchmesser haltenden grottenähnlichen Gestalt seines Kraters verdankt. (Vergl. Illustration S. 163.) Die Wandungen dieses hochinteressanten Aufbaues sind mit so großen Öffnungen durchlöchert, daß ein Mann bequem hindurchkriechen kann. Es sind die Mündungen der in's Erdinnere hinabführenden Geysirröhren. Im Innern des Kraters, aus dem sich ein merkwürdiger, keulenförmig gestalteter Steinblock erhebt, braust und kollert es unheimlich, und von Zeit zu Zeit werden sechs Fuß dicke Wassersäulen aus den Nischen hervorgestoßen, welche den ganzen Aufbau in eine glitzernde Wolke von Dampf- und Wasserstrahlen hüllen.

Neben diesem Geysir lagen mehrere große Tümpel voll stark kochenden Wassers, ferner sind der Riverside-, der Comet- und der Fan- oder Fächer-Geysir in unmittelbarer Nähe.

Weiter gelangten wir an den Giant Geysir, dessen Krater, an der einen Seite heruntergebrochen, einem hohlen, 12 Fuß hohen Riesenzahne vergleichbar ist. Unter grollendem Getöse stieß derselbe mächtige Qualmwolken aus, und wir konnten bemerken, daß das etwa 40 Fuß unter der Kratermündung stehende Wasser



Der Kraterkegel des Giant Geysirs.

sehr stark kochte, manchmal zwanzig Fuß in die Höhe geschleudert wurde und kolossale Blasen warf, während aus einer dicht neben dem Krater mündenden Seitenröhre, einem wirklichen Sicherheitsventile, unablässig mächtige heiße Wasserstrahlen emporstiegen.

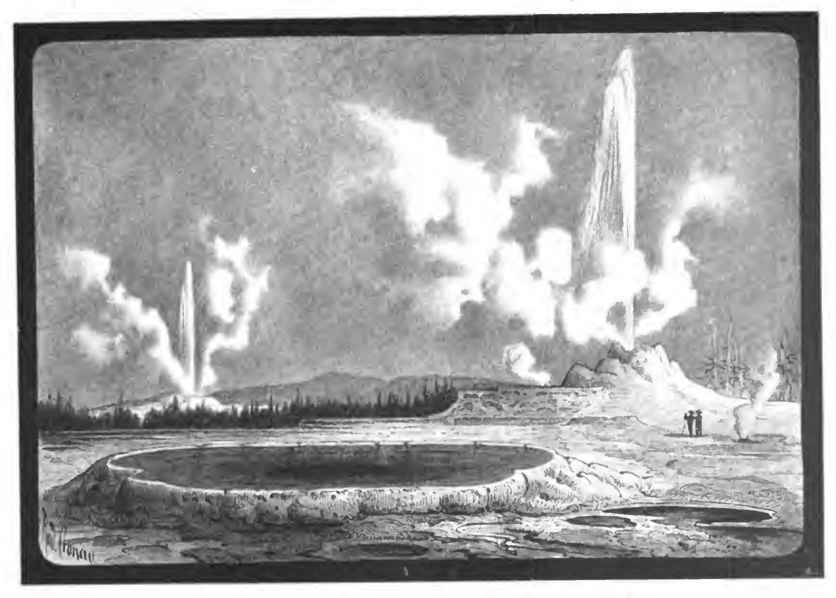
Einen der circa alle 6—10 Tage wiederkehrenden Ausbrüche dieses Geysirs glaubten wir nicht abwarten zu dürfen und wandten uns dem weithin leuchtenden, ruinenartig aufgebauten Castle Geysir zu, welcher allem Anscheine nach in früheren Jahrhunderten einer der hervorragendsten, wenn nicht der größte der zahlreichen Geysir des Yellowstone-Parkes gewesen ist. Beträgt doch die volle Höhe seines mit wunderschönen blumenkohlartigen Gebilden ausgekleideten Kraterberges volle 40 Fuß, wovon 20 allein auf den Kieselkrater selbst kommen. Das Wasser dieses Geysirs ist in beständigem Pulsiren begriffen und wird alle 2 bis 3 Minuten 30 Fuß hoch geschleudert. Zeigt sich der Geysir aber in seiner vollen Glorie, was alle 12—14 Stunden geschieht, so werden die Fluthen über 100 Fuß hoch emporgejagt; hat sich dann die Säule gesenkt, so entweichen der Krateröffnung immense Massen Dampfes, welche ein meilenweit hörbares Getöse verursachen. (Vergl. Illustration S. 180.)

Nur wenige Schritte von dem auf einer 100 Fuß langen Terrasse sich erhebenden Geysir entfernt liegt einer jener mit wundervoll blauem Wasser gefüllten Trichter, der „schöne Brunnen“ genannt, der von einem schneeweißen, 6 Zoll hohen Rande umschlossen ist. Die Durchsichtigkeit dieser Zauberquelle, deren überfließendes Wasser den umliegenden Boden mit den farbigsten Niederschlägen schmückt, ist mit Worten nicht zu schildern. Eine glänzende, blecherne Conservenbüchse, die auf dem Grunde dieses Zauberbeckens lag, erschien wie ein riesiges funkelndes Juwel inmitten der blauen Fluth.

Unser Führer machte uns nun darauf aufmerksam, daß der Bee-hive oder „Bienenkorb-Geysir“, so genannt nach der bienenkorbähnlichen Gestalt seines Kraters, einen Ausbruch vorbereite. Und als wir uns in die Nähe dieses typischsten aller Geysir begaben, fanden wir die ovale, 24 zu 36 Zoll große Öffnung des 3 Fuß hohen, an der Basis 4 Fuß dicken Kegels mit heftig kochendem Wasser gefüllt, dessen Blasen manchmal 10, 15 Fuß hoch über den Kraterrand hinausfuhren.

Ein kleinerer, dicht neben dem Hauptgeysir befindlicher Springteufel, der sich bislang wie wahnsinnig geberdet hatte, stellte nunmehr seine Arbeit ein, das sicherste Anzeichen, daß der „Bienenkorb-Geysir“ eine Eruption haben werde.

Einen Augenblick war tiefe Stille; dann erhob sich unter unseren Füßen ein dumpfes anhaltendes Rollen, dem Wühlen, Stampfen und Stoßen einer im



Der Castle Geysir und der „schöne Brunnen" im Yellowstone-Park.
(Im Hintergrunde links der Old Faithful Geysir.)

Erdinnern befindlichen gigantischen Maschinerie vergleichbar. Der Boden begann zu zittern und zu beben; einen Augenblick noch — und unter furchtbarem Getöse und dämonischem Geheul ward ein mächtiger Wasserstrahl hervorgestoßen, welcher brausend, zischend und sprühend dem Himmel entgegenstürmte, einem Titanen gleich, dem es in den Sinn gekommen, den Herrschersitz des Olympiers zu zertrümmern.

Zweihundert und zwanzig Fuß hoch wurden die Wasser dieses Fluthenvulkans emporgejagt, eine einzige, 2 Fuß im Durchmesser haltende Säule, umwogt von ganzen Gebirgen heißen Qualmes, über dessen Wölkchen die Sonne eilfertig des Regenbogens vielfarbige Zauberbrücke schlug.

Volle acht Minuten dauerte diese Eruption, ohne daß die Wassermenge geringer geworden oder eine weniger majestätische Gestalt angenommen hätte; dann sank die großartige, unvergeßliche Erscheinung in sich zusammen und es ward wieder grabesstill umher.

Von der Waldesecke drüben aber grüßte ein neues, 160 Fuß sich aufthürmendes Springfluthenspiel, der Old Faithful, der „alte Getreue“, so benannt von der ersten Erforschungsexpedition, weil die Eruptionen dieses Geysirs so äußerst regelmäßig, alle 62 Minuten wiederkehren.

Woher diese Pünktlichkeit in der Thätigkeit der Mehrzahl dieser Geysir, woher doch das Unabhängige der einzelnen zu einander, wer will das sagen? Giebt es kleinere Springteufelchen, die jede Minute einer winzigen Zimmerfontäne gleich emporsteigen, so hat von den größeren Geysirn der eine jede 15 Minuten, der andere jede Stunde, der dritte jeden Tag, der vierte jede Woche, und wieder andere in Pausen von zwei Wochen eine Eruption. Nicht weniger als 440 Thermen, darunter 47 Geysir verzeichnet die Karte Hayden's im oberen Geysirbecken. Damit ist aber der Reichthum an derartigen Naturwundern im Yellowstone-Park noch keineswegs erschöpft, denn auch in den Gebieten am Shoshone- und Heart-See sind zahlreiche Springquellen, Solfataren und Schlammvulkane entdeckt worden. Bis jetzt sind im Yellowstone-Park circa 3000 heiße Quellen und 71 Geysir bekannt, eine Zahl, die sich möglicherweise noch vergrößern wird, da noch weite Strecken dieses Wunderlandes gänzlich unerforscht geblieben sind.

Bemerkenswerth sind im oberen Geysirbecken noch die Krater der Giantess, des Grand-, des Lion- und des Splendid Geysir, welche alle in bestimmten Zwischenräumen große Wassermassen ausstoßen. Die Giantess oder „Riesin“ wirft alle 13½ Stunden für 20—60 Minuten lang eine 90 Fuß hohe und 25 Fuß dicke Säule aus, von der sich dann fünf andere Schüsse abzweigen, die leicht aufeinander gestützt, bis zu einer Höhe von 500 Fuß emporreichen sollen.

Fragen wir nach der Ursache der periodischen Geysir-Ausbrüche, so tritt uns

sofort die Vermuthung entgegen, daß unterirdische Hitze und hierdurch bewirkte Dampfbildung dabei die Hauptrolle spielen. Die direkte Ursache der immensen Hitze des Wassers glaubt Bunsen der Zersetzung von Mineralien, wie Schwefel, Eisen und Kupfer zuschreiben zu müssen, welche in dem Yellowstone-Gebiet reichlich vorhanden sind. Diese mit Chemikalien erfüllten Schichten sind nun von Wasseradern durchbohrt, die sich bis durch die obere Felsenschicht der Erde drängen und allerhand Zerklüftungen, Spalten und Höhlungen geschaffen haben. Die Eruptionen entstehen nun wohl folgendermaßen: Das in den Höhlungen befindliche Wasser, welches unter großem Druck und großer Hitze eingeschlossen ist, wird durch die gewaltige Expansionskraft des in der Tiefe in Dampf verwandelten, überhitzten Wassers höher und höher getrieben und schließlich mit unwiderstehlicher Gewalt aus dem Krater ausgestoßen. Die verschiedenartige Gestaltung der inneren Höhlungen, Klüfte und Röhren, in welchen sich ja auch die Dampfmassen verschiedenartig ansammeln müssen, mögen die Ursache der unter sich so verschiedenen Arten von Eruptionen sein.

Das Wasser der Geysir ist zumeist farblos und ohne Geruch, besitzt aber einen schwach alkalischen Geschmack und erregt beim Waschen die Empfindung, als ob Seife darin gelöst sei. Namentlich ist dies bei dem Old Faithful und dem Laundress-Geysir der Fall, und beide müssen zuweilen regelrechte Waschdienste verrichten, wobei sich allerdings mitunter herausstellt, daß sie nicht ganz zuverlässig sind, und nicht Alles das herausgeben, was in ihre Krater hineingeworfen wurde. Leinene Gegenstände, wie Taschentücher, Hemden und dergleichen werden stets in höchst sauberem Zustande wieder ausgespieen, wollene Stoffe hingegen werden, wie einer unserer Leute, der ein Paar wollene Unterbeinkleider der „Wäscherin" übergeben hatte, zu seinem Leidwesen erfahren mußte, so wenig respectirlich behandelt, daß sie zumeist vollständig zu kleinen Fetzen zerrissen wieder an's Tageslicht kommen. Die Reinheit dieser Fetzen ließ in dem hier angezogenen Falle aber gleichfalls nichts zu wünschen übrig. Der Laundress-Geysir führt auch den Namen Chinaman und zwar von einer lustigen Episode, die sich einst hier abspielte. Ein einer Reisegesellschaft als vielfältig verwendbares Faktotum angehöriger Chinese wanderte eines Tages nach dem Kessel der Laundress, ein mächtiges Bündel von Kleidungsstücken auf dem Rücken, welche der Reinigung bedurften. Dort angekommen warf er die gehörig eingeseiften Kleidungsstücke in den kochenden Pfuhl. Einer solchen Ladung aber ungewohnt, erging sich die „Wäscherin" in einer plötzlichen Eruption und spie nicht nur vierzig Fuß hohe Wassersäulen aus, sondern schleuderte auch das ganze Kleiderbündel heraus, so daß der arme Chinese im Nu außer mit heißem Wasser auch mit einem Berge von Hemden, Unterjacken, Hosen, Kragen und Strümpfen

bedeckt wurde. Jämmerlich verbrüht, kroch der Sohn des himmlischen Reiches unter diesem Wirrsal hervor, kläglich ausrufend: „Chinaman heapee no likee Melican man spling!“

Seit jenem Ereigniß führt die Quelle auch den Namen Chinaman's Geysir.

Eine interessante Erscheinung ist es übrigens, daß manche Geysir hineingeworfener Seife gegenüber sich äußerst empfindlich zeigen und sofort in eine Eruption ausbrechen. Diese Empfindlichkeit wurde von Führern oftmals benutzt, um Reisenden das Schauspiel der Eruption auch solcher Geysir zu zeigen, die gerade nicht in Thätigkeit waren. Infolge dieses „Einseifens“ wurden nun die Eruptionen gewaltsam erzwungen, führten aber eine solche Unregelmäßigkeit, ja theilweise einen vollständigen Stillstand in der Thätigkeit einzelner Geysir herbei, daß sich die Regierung veranlaßt sah, das beliebte „Soaping“ der Geysir auf's Strengste zu verbieten. Zuwiderhandelnde werden von den den Park überwachenden Soldaten unnachsichtlich wieder aus dem Parkbezirke hinausgeschafft.

Nach wohlverbrachter Nacht im oberen Geysirbecken, während welcher wir manchmal das Brüllen und Pfeifen des „alten Getreuen“ vernahmen, brachen wir auf, um die eine Tagereise entfernt gelegenen Fälle und das Cañon, die Steilschlucht des Yellowstoneflusses zu sehen. Lange Zeit führte der Weg durch einen vom Feuer zerstörten Nadelholzwald, der in seiner Öde und Nacktheit einen ungemein gespenstigen Eindruck machte. Später traten wir auf eine baumlose Prairie hinaus und stießen gegen 2 Uhr Nachmittags auf einen 150 Fuß hohen Schwefelberg, an dessen Fuße sich wiederum eine ganze Teufelsküche von siedenden und brodelnden Quellen befand.

Wenige Meilen weiter erblickten wir den Yellowstone, der langsam und ohne Wellenschlag durch eine idyllische Landschaft zog und nicht im Entferntesten verrieth, wie wild er in Bälde dahinbrausen und welche großartigen Schauspiele er dem Wanderer darbieten werde. Je länger wir dem Stromlaufe folgten, desto unruhiger geberdeten sich die grünen Fluthen. Bald stand ihnen ein mächtiger Felsblock im Wege, bald waren sie so in die Enge geklemmt, daß ihre Weiterreise ein Ding der Unmöglichkeit schien.

Zu Schaum zerpeitscht, stürmten sie endlich dahin, eine Reihe grimmiger Strudel, eine Orgie siedender Fluthwirbel, die zügellos dahinkochten. Und nun, wo dieser Hexensabbath am wildesten toste, that es sich jählings auf, das enge Klippenbett, und hundert und vierzig Fuß warfen die Wasser sich hinab in einen grausigen Riesenspalt, dessen finstere Wände von der Wucht der riesigen Wassermassen erbebten. Eingeengt, eingepreßt, eine einzige, ununterbrochene Stromschnelle bildend, stürzten die grünen Fluthen in diesem Kerker dahin, in ewigem

wüthenden Kampfe mit dem rothbraunen Urgestein, das ihnen unerschütterlich und fest die harte Stirne bietet.

Wieder schlug dumpfer Donner an unser Ohr, aber mächtiger und gewaltiger, als vorhin. War es der Sturmwind, welcher über die Höhen sauste und ungestüm die Kronen der dunklen Fichten durchwühlte? War es der Strom, der um seine Freiheit rang und in rasender Eile durch die Felsengassen schoß, die ihn zu erdrücken, zu erwürgen schienen?

Immer mächtiger und mächtiger wurde das Toben, immer unheimlicher hallte das Brausen, schon ward es Licht in der fichtenüberhangenen Schlucht, schon tanzten die erregten Fluthen freier, da plötzlich that sich auf's Neue die Tiefe auf — es klaffte die Unterwelt, um den Strom zu verschlingen.

Wie durch Zauberkraft war er unseren Blicken entrückt, nur das furchtbare Rollen seiner Gewässer schallte wie aus unendlicher Tiefe zu uns herauf und mächtige Wolken Wasserstaubes wirbelten empor, wo die Fluthen herniederprallten.

Noch war uns der Blick in die Tiefe selbst entzogen, doch als wir um die nächste Felsenecke bogen, wichen wir von Entsetzen und Grauen erfaßt vor dem Höllenschlunde zurück, der uns zu Füßen klaffte. Es war, als habe sich die Erde bis zu ihrem Mittelpunkte gespaltet, als sei sie durch Riesengewalten jählings auseinander gerissen worden, um den Einblick in das Innere zu gestatten.

Unser Strom, da schoß er viele hundert Fuß unter uns dahin, zu einem dünnen Silberfaden zusammengeschmolzen, kaum drang das Rauschen seiner Gewässer zu uns empor, kaum vermochten wir die gewaltigen Felsblöcke, die sein Bette verengten, zu unterscheiden.

Eintausend und achthundert Fuß tief ist die einem Stück von Dante's Inferno gleichende Felsengasse, deren furchtbar schroffe Seiten verwittert und zerwaschen erschienen und die unglaublichsten Formationen zeigten. Oft fielen die Klippen senkrecht ab oder boten sich in wilden, zerklüfteten Abstufungen dar, die bald Thürmen und Nadeln, bald ungeheueren Ruinen und Cyklopenbauten glichen. Hie und da, wo mächtige Adern von Eisenoxyd die Felsen durchzogen, erschienen die blendend weißen oder gelblichen Gesteinsmassen wie mit Blut besudelt, an anderen Punkten, wo heiße Quellen aus dem Erdinnern hervorbrachen, hatten sich Schwefel und übelriechende gelblichgrüne Flüssigkeiten abgesetzt.

Den diabolischen Charakter des Bildes vervollständigend, schossen schwarze, trotzige Basaltsäulen mit abenteuerlichen Zacken, Spitzen und Nadeln durch die gelb, orange und roth leuchtenden Wandungen dieser Unterwelt, in die hinabzusteigen nur Der sich vermessen könnte, der mit Gemsensehnen, mit unbeirrbarem Kopfe, mit eisernen Muskeln ausgestattet wäre.

Mit Recht durften die ersten Erforscher dieses Gebietes versichern, daß keine Sprache, keine Schilderung der Größe und Schönheit dieses Cañons gerecht zu werden vermöge, reichen ja doch selbst die Mittel des Künstlers nicht aus, diese diabolische Welt getreulich zu veranschaulichen.

Wohl ist das Grand Cañon des Colorado an Länge und Tiefe der Steilschlucht des Yellowstone überlegen, wohl kennt man noch andere Engpäße und Klüfte, die ebenso grausig, furchtbar und zerrissen sind, aber keine derselben verbindet so viel Größe und so viel Mannigfaltigkeit, keine hat neben eisigen Hochgebirgsfluthen auch seine kochend heißen Quellen und zischenden Geysir, keine einen solchen Zauber eigenartigster Formen und wunderbarster Farbentinten aufzuweisen, als das weltberühmte Cañon des Yellowstone.

Mehrere Meilen wanderte ich allein entlang der furchtbaren Kluft, an deren Rande ein schmaler Indianerpfad dahinleitete. Bald senkte sich derselbe in liebliche Thalgründe, bald verlor er sich in den verschwiegenen Wald, um dann plötzlich wieder an den Rand des Cañons zu führen und immer wieder und wieder dem Auge des Wanderers neue und große Wunder zu bieten.

So kam ich an einen Punkt, wo mächtige Felsen aus der Tiefe wuchsen, der Blick ungehindert die weite Kluft durchflog, weit hinaus über die Stelle, wo der Yellowstonefluß seinen Absturz in die Tiefe nimmt. Hier verweilte ich mehrere Stunden, in den großartigen Anblick versunken. Ringsum herrschte das Schweigen des Todes, nur der Wind strich leise durch die Nadelwälder, deren Rauschen sich mit dem zeitweise herüberdringenden Donner des fernen Wasserfalles vermischte. Unter mir beschrieben einige Adler ihre weiten Kreise, sonst war nichts Lebendes zu sehen in dieser überwältigenden, einsamen, majestätischen Wildniß.

Voll von den Eindrücken dieses Bildes schieden wir vom Yellowstone-Park. Ohne den in weltentrückter Hochgebirgseinsamkeit gelegenen, vielbuchtigen und krystallklaren Yellowstone-See zu berühren, besuchten wir nur noch einen kleinen Wiesensee, den Henry Lake, der nach Westen hin einen kleinen Wasserlauf nach dem Snake- und Columbia-River und mit diesem zum Großen Ocean, nach Osten hin einen anderen Bach nach dem Missouri und mit diesem zum Atlantischen Ocean entsendet.

Mit einigen, den Wellen übergebenen Blättern vermochten wir so unsere Grüße den salzigen Fluthen zweier Weltmeere zu entbieten.



Unter den Heiligen der jüngsten Tage.



Ein „Cow-boy“ des fernen Westens.

Unsere Führer hatten wir kurz vor dem Überschreiten der Grenze des Territoriums Idaho abgelohnt, da sich für uns eine andere Gelegenheit bot, ziemlich geraden Weges nach Beaver-Cañon, einem Punkte der Utah-Northern Railroad zu gelangen, welche wir von da bis zu der weltberühmten Mormonenstadt Salt Lake City zu benutzen gedachten.

Der nach Idaho hineinführende Weg war von einer weit besseren Beschaffenheit, als derjenige, welcher uns von Bozeman zur Einfahrt in den Yellowstone-Park gedient hatte, dagegen bot er freilich auch nicht die großartigen Scenerien, welche diese Fahrstraße verschönen. Für den ersten Tag unserer Reise führte der Weg zumeist durch ausgedehnte Fichtenwälder, welche hier ungleich besser zu gedeihen schienen, als in dem hochgelegenen Yellowstone-Park, woselbst die einzelnen Bäume einen zurückgebliebenen Eindruck machten und selten mehr als einen Fuß im Durchmesser hatten. Gegen Abend kamen wir auf eine, ringsum von hohen Gebirgen umschlossene Prairie, woselbst wir am Ufer der sogenannten Henry's Gabel des Snake-Flusses unser Lager bezogen. Eine Büffelhaut unter uns, eine zweite als Decke über uns, und ein Gepäckstück unter den Kopf geschoben,

verbrachten wir so die Nacht, oftmals emporgeschreckt durch das klagende Geheul der Prairiewölfe, die anscheinend rudelweise unsere Lagerstätte umkreisten. Gegen Morgen weckte uns schneidende Kälte, die doppelt fühlbar wurde, als aller Vorrath an Holz und Brennmaterialien ausgegangen war. Das Wasser in den Tränkeimern und sonstigen Gefäßen war mit einer zwei Finger starken Eiskruste bezogen. Nachdem wir die nothdürftigste Toilette gemacht und unser kaltes Frühstück hinabgewürgt hatten, setzten wir unsere Reise fort und bogen bald wieder in einen schönen Wald ein, kreuzten mehrmals den immer ansehnlicher werdenden, dem Columbiastrome angehörigen Snake River und kamen dann wieder auf eine weite, von zahlreichen kleinen Bächen und Flüßchen durchzogene Prairie, die von wilden Gänsen, Enten, Reihern und Prairiehühnern belebt war. Mehrmals scheuchten wir auch kleinere Heerden schnellfüßiger Antilopen auf, desgleichen eine ganze Colonie glänzend weißgefiederter Pelikane. An den fernen Waldesrändern leuchteten hie und da einzelne Indianerzelte, in denen versprengte Theile der Shoshonen und Bannaks hausen. Auf eine dieser umherstreifenden Truppen stießen wir am folgenden Tage. In dem am Ufer des Beaver Creeks aufgeschlagenen Lager waren aber nur die Weiber und Kinder zurückgeblieben. Erstere waren dabei, verschiedene Häute zuzurichten, letztere hingegen tummelten sich in ursprünglichster Nacktheit in dem crystallenen Wasser des Baches. Die rothhäutigen Herren des Lagers waren sämmtlich zur Jagd hinaus gezogen.

Am dritten Tage, seitdem wir das Wunderland des Yellowstone verlassen hatten, kamen wir wieder in den Bereich der Civilisation. Einige „Cow-boys" kamen in Sicht, und eine Meile vor uns strich eine lange horizontale Linie zu Füßen der kahlen Höhenzüge dahin, begleitet von weithin sichtbaren Telegraphenstangen.

Meine Kameraden, die an das Lagerleben auf den Prairien und in den Hochgebirgen wenig gewöhnt waren und die Mühseligkeiten unseres mehrwöchentlichen Aufenthaltes im Yellowstone-Park herzlich satt bekommen hatten, geberdeten sich beim Anblicke der blinkenden Geleise wie närrisch und waren nahe daran, vor lauter Freude die Telegraphenstangen zu umarmen. Ich hingegen konnte mich eines gewissen, wehmüthigen Gefühles nicht erwehren, war es ja doch ein Scheiden von der blumendurchwirkten Prairie, deren Größe, deren Sprache und Stimmung ich verstehen und lieben gelernt hatte. Jede Blume am Wege, jeder moosüberwachsene Felsblock, jeder noch so unscheinbare Busch wurden mir noch einmal so lieb und werth, und ich suchte in der kurzen uns noch verbleibenden Zeit die mannigfachen Eindrücke noch fester und tiefer in mein Gedächtniß aufzunehmen.

Beaver-Cañon war einer jener aus Blockhäusern und Holzbaracken bunt zusammengewürfelten Orte, wie sie dem fernen Westen eigen sind: hier hatte sich

ein Händler mit „dry-goods“ etablirt, daneben stand ein Hotel, dort ein Saloon, drüben noch ein Saloon und einige Schritte weiter ein dritter Saloon. Riesige Haufen von Baumaterial, Planken, Eisenbahnschienen, Kisten und Fässern füllten die Lücken zwischen diesen verstreuten Wohnstätten der Civilisation. In dem Hotel, in welchem wir abstiegen, und welches sich echt weltstädtisch „the Beaver-Cañon-Metropolitan-House“ nannte, wurden wir wieder von jenen zweideutigen Heben bedient, die den Hotels der kleinen Städte des Westens eigen zu sein scheinen. Da waren wieder dieselben verblaßten, übernächtigen Gesichter mit den wenig geordneten Frisuren und den herausfordernden Augen.

Das aufgetischte Essen war schlecht, so herzlich schlecht, daß uns die primitiven Leistungen unseres Koches im Yellowstone-Park nunmehr in der Erinnerung als wahre Delmonicothaten*) erschienen. Hungriger, als wir uns niedergelassen hatten, erhoben wir uns von der Tafel und harrten nun in Sehnsucht des Eisenbahnzuges, der uns zum großen Salzsee bringen sollte. Nach Verlauf mehrerer Stunden kamen endlich die Wagen der schmalspurigen Bahn von Norden her angerasselt, und nun fuhren wir bis zum späten Abend durch eine überaus eintönige Gegend, in der nichts weiter wachsen zu können schien, als der genügsame Sage-Busch, eine salbeiartige Pflanze. Bei der Station Eagle Rock überschritten wir abermals den Snake- oder Schlangenfluß, der hier durch zerrissene Lavabetten bricht und seine grünen Fluthen gen Westen wälzt, um bald darauf die berühmten Shoshone Fälle zu bilden, ein würdiges Seitenstück des Niagara. Blackfeet Station, in deren Nähe die Agentur der Blackfeet- oder Schwarzfuß-Indianer gelegen ist, erreichten wir in der Dunkelheit und konnten demnach von den zahlreich um mächtige Feuer lagernden Indianern nichts erkennen. Im Morgengrauen kamen wir an die nördlichen Ausläufer des Wahsatch Gebirges. Himmelhoch ragten die nackten Klippen dieses mächtigen Zuges empor, zu ihren Füßen lagerten sich allenthalben kleine Colonien, Dörfchen und Städtchen der Mormonen. Noch ganz unter dem Eindrucke stehend, den die öden, eintönigen Sagebusch-Ebenen Idahos auf uns gemacht, wurden wir durch den Anblick der wohlbewässerten, grünen Fluren, der reichbesetzten Obstgärten und der behaglich dreinschauenden, weinlaubumrankten Wohngebäude doppelt angenehm berührt. Die Straßen in den Ortschaften waren breit und gerade, und beiderseits mit Schatten spendenden Bäumen bepflanzt; mittendurch rauschten von den Bergen hergeleitete Bächlein, allüberall Wachsthum und Segen verbreitend. Pausbackige Kinder kamen an die Wagen, um uns die schönsten und saftigsten Erzeugnisse der Obstgärten: Pfirsiche, Pflaumen, Birnen und Äpfel für

*) Delmonico heißt der vom Koch zum Besitzer avancirte Eigenthümer des seiner vorzüglichen Küche halber berühmten Delmonico-Restaurants in New York.

wenige Cents zu bieten. Und nun traf unser Zug in Ogden ein, jenem Punkte, wo das Schienengeleise der Utah- und Northern-Bahn mit demjenigen der berühmten Pacificbahn zusammentrifft. Höher ragen hier die gigantischen Berge, bewegter schlagen die Wogen des Lebens und bunter ist das Gemenge der Passagiere, ist hier doch der Heerweg, der nach den Weltstädten des Ostens und nach Europa, nach San Francisco und nach Asien führt. Neben dem weißfarbigen Amerikaner und Europäer drängt sich hier der dunkelhäutige Neger; geschäftigen Ganges eilt dort ein gelber, schlitzäugiger Sohn des himmlischen Reiches dahin, an einigen rothhäutigen Söhnen der Wildniß vorüber, die, in bunte Decken gehüllt, alte wettergebräunte, mit Adlerfedern besteckte Filzhüte auf die langhaarigen Köpfe gedrückt, in stummer Verschlossenheit über den Wandel der Zeiten brüten und jener noch nicht allzufernen Zeit gedenken, wo sie die einzigen Herren dieser Geländе waren.

Weiter brauste der Zug gen Süden, durch immer schönere und blühendere Gegenden, in welchen sich eine Ortschaft an die andere reihte. Gen Westen dehnte sich, von fernen Gebirgszügen überragt, der große Salzsee mit seinen umfangreichen Inseln, gen Osten erhoben sich hoch und gewaltig die schneegekrönten, röthlich schimmernden Wahsatch Gebirge. Gegen Mittag erreichten wir Salt Lake City, das Jerusalem des Mormonenstaates. Wir sahen den Tempel, das Tabernakel, die Häuser des Propheten über die Bäume ragen und fuhren bald in den unscheinbaren Bahnhof ein, von wo uns ein Wagen in schnellem Trabe nach dem berühmten Townsend-Hotel brachte.

Eine volle Woche verweilte ich hier, um das Leben und Treiben des Mormonenvölkchens an der Quelle zu studiren und die Merkwürdigkeiten zu besichtigen, welche die Stadt aus den Zeiten ihres Glanzes aufzuweisen hat. In engeren Verkehr mit einigen Mormonenfamilien tretend, suchte ich so ein klares Bild der mormonischen Lehren und des mormonischen Lebens zu gewinnen.

Auf dem weiten Erdenrund dürfte nicht leicht ein zweites Land gefunden werden, welches dem Sektenthum, der Bildung von Auswüchsen auf religiösem Gebiet einen so günstigen Boden bietet, als wie die Vereinigten Staaten.

Nach Hunderten zählen hier, in diesem Lande der unvermittelten Widersprüche, in diesem Lande des Humbugs, wo neben vieler Bildung und Aufklärung der crasseste Aberglaube und die größte Heuchelei herrschen, die religiösen Vereinigungen, und wenn transatlantische Zeitungen und Moralisten über die Existenz und Verbreitung des Mormonenthums, der jede Ehe verwerfenden Shakers, und der Anhänger der freien Liebe erstaunen wollen, so haben sie, wie mich dünkt, wenig oder gar kein Recht dazu. Das Mormonenthum, wie es sich heute bietet,

ist keine Anomalie in den Zuständen Amerikas; bei der hier herrschenden Zerfahrenheit und Zersplitterung kirchlichen Wesens, unter den hier obwaltenden socialen und politischen Verhältnissen konnten, mußten derartige Erscheinungen in's Leben treten, die dem Auge des Europäers wie Geburten einer Fabelwelt vorkommen. —

Ja, wie eine Fabel, so liest sich namentlich die Geschichte des Mormonenthums. Dixon, ein neuerer Forscher amerikanischer Geschichte, hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß manche Kapitel aus der Mormonengeschichte, z. B. die Historie vom Propheten Joe Smith, seine Erzählungen von den Goldtafeln, von Urim und Thumim, von dem Schwerte Labans und den Besuchen der Engel, — wenn von einem Manne mit einer humoristischen Ader erzählt, lautes Gelächter in einer Versammlung von Nichtmormonen hervorrufen würde.

Auf der anderen Seite wiederum begegnen wir in der Geschichte des Mormonenthums Episoden, die eines wahrhaft großen Zuges nicht entbehren und manche dunkle Seite dieser religiösen Gesellschaft reichlich wett machen. Urtheilen wir selbst.

Es war in den Jahren 1809—1812, als ein zu Conneaut in Ohio lebender Kaufmann, Salomon Spaulding, der in Dartmouth studirt hatte, einen historischen Roman verfaßte, dem er den Titel „Die entdeckte Handschrift" verlieh, welcher die Vorzeit Nordamerikas behandelte. Unter Anderem suchte der Verfasser in dem Werke die keineswegs ernsthaft gemeinte Ansicht durchzuführen, daß die Indianer Amerikas Nachkommen der Kinder Israel seien, und enthielt der Roman zu diesem Zwecke weitläufige Berichte von der angeblichen Wanderung der Juden durch Asien nach dem amerikanischen Continente. Um dem Werke ein alterthümliches Gepräge zu verleihen, bediente sich der Verfasser des biblischen Stiles. Diese Handschrift übergab Spaulding dem Drucker Patterson in Pittsburg zum Verlage, doch blieb sie ungedruckt, wurde aber im Geheimen von dem in Patterson's Druckerei beschäftigten Schriftsetzer Sidney Rigdon copirt. Dieser nun, ein echter „smarter" Yankee, glaubte aus dem curiosen Werke Spaulding's einen großen Gewinn erzielen zu können, wenn er es zu einem wirklich religiösen Buche umforme und es als solches in recht mirakulöser Weise an's Tageslicht bringe. — —

Schon früher hatte er die Bekanntschaft einer im Staate New York ansässigen Familie Namens Smith gemacht. Sämmtliche Angehörige derselben standen im Geruche der Trägheit und des leichtfertigen Schuldenmachens, man bezichtete sie der Schatzgräberei, und behauptete, daß sie gar häufig von Wünschelruthen und Sehersteinen Gebrauch mache. Aus dieser Familie wußte Rigdon den Joe Smith für seine Zwecke zu gewinnen, und beide Schwindler trafen nun ihre Vorberei-

tungen, um das Spaulding'sche Buch vom Glanze des Wunderbaren umgeben, erscheinen zu lassen. Joe, der bislang gerade nicht den solidesten Lebenswandel geführt hatte, schlug in's gerade Gegentheil über, er suchte die Einsamkeit, fastete und betete und wandelte auf den Wegen des Herrn.

Seiner Behauptung nach erschien ihm am 21. September 1823 der Engel Moroni, und dieses strahlenumglänzte Wesen erklärte dem Seher, daß Gott ihn zu seinem Werkzeuge ersehen habe, und er, Moroni, gesandt sei, ihm zu verkünden, wie der Bund, den Jehova mit dem alten Israel gemacht habe, demnächst erfüllt werden solle. Es sei die Zeit gekommen, ein Volk zu bereiten für das tausendjährige Reich des Friedens und des Glückes, und Joe Smith sei dazu berufen, das Vorbereitungswerk für die Wiederkunft des Messias zu beginnen. —

Gelegentlich dieser interessanten Zusammenkunft mit dem Engel erfuhr Joe Smith natürlich, daß die Indianer Amerikas Nachkommen der Juden seien, ferner, daß von den Propheten dieser Indianer eine heilige Geschichte der wichtigsten Begebenheiten, viele Weissagungen und Offenbarungen aufgezeichnet und in der Erde vergraben worden seien.

Mehrere Male erschien der Engel dem Auserwählten, er zeigte ihm die verborgenen Urkunden, ja ertheilte ihm endlich sogar die Erlaubniß, sie an sich zu nehmen und ihren Inhalt durch Druck zu verbreiten.

Nach Joe Smith's Angaben wurden die Urkunden am 22. September 1827 unweit Manchester aufgefunden. Dieselben lagen in einer auf einem Hügel vergrabenen steinernen Kiste verborgen, und bestanden die Dokumente aus einer Anzahl Goldplatten, die wie die Blätter eines Buches gebunden und am Rücken mit drei durch das ganze Buch hindurch gehenden Ringen befestigt waren. Eine jede Seite der Platten war mit zierlichen Hieroglyphen bedeckt.

Eine Probe der Schrift, die später dem Professor Anthon in New York auf einem Blatte Papier vorgelegt wurde, bezeichnete dieser als einen Mischmasch alterthümlicher Alphabete und Phantasiebuchstaben. Es war augenscheinlich von Jemand angefertigt, der (man erinnere sich, daß Rigdon Buchdruckergehülfe gewesen) vor sich ein Buch mit verschiedenen Schriftgattungen hatte. Lateinische, griechische und hebräische Buchstaben, Kreuze und Schwänzchen, auf den Kopf gestellt oder umgelegt, waren in senkrechte Säulen geordnet, und das Ganze endigte mit der Figur eines Kreises, der, in mehrere Felder getheilt, mit zahlreichen seltsamen Zeichen ausgefüllt und zweifelsohne nach dem von Humboldt veröffentlichten mexikanischen Kalender copirt worden war.

Außer diesen Platten befanden sich in der Kiste ein Brustschild, ein Schwert mit goldenem Griff, das, wie sich bei der Entzifferung herausstellte, vor Urzeiten

dem Juden Laban gehört habe, und eine Brille, die jedoch keine Gläser, sondern dicke, durchsichtige Steine hatte, eine Wunderbrille, mit deren Hülfe Joe Smith in Stand gesetzt ward, die Vergangenheit und Zukunft zu erkennen und die geheimnißvollen Hieroglyphen der Goldplatten zu enträthseln.

Smith, der Erwählte Gottes, übersetzte nun einen Theil der Dokumente und ließ, trotzdem der oben genannte Gelehrte, Professor Anthon, verkündete, daß es sich hier entweder um einen Spaß oder aber um einen auf Prellerei berechneten Schwindel handle, im Jahre 1830 die Goldene Bibel, das „Buch Mormon“ zu Palmyra im Staate New York in einer Auflage von 5000 Exemplaren drucken. Das Resultat entsprach vollkommen seinen und Rigdon's Erwartungen, das kuriose Buch fand bald reißenden Absatz, mehrere Neuauflagen kamen zu Stande, und zugleich wurden Übersetzungen in fremde Sprachen vorbereitet. —

Kurz sei bemerkt, daß das auch in einer deutschen Ausgabe erschienene Buch Mormon ein starker Band ist, der ungefähr so viel Lesestoff enthält, wie das alte Testament ohne die Apokryphen. Der Inhalt hat nicht das Mindeste mit der historischen Wahrheit zu thun und verstößt durchgehends gegen die Möglichkeit. Die Form ist eine Nachahmung des biblischen Stiles. —

Noch bevor dieses Buch gedruckt ward, hatten die beiden Abenteurer begonnen, das Publikum für ein derartiges Buch vorzubereiten. Sie hatten kirchliche Gemeinden in's Leben gerufen; so fungirte Rigdon als Prediger in Ohio, Smith hingegen stiftete eine Sekte zu La Fayette im Staate New York, die am Tage der Ausgabe der goldenen Bibel bereits dreißig Mitglieder zählte. Die Zahl derselben wuchs mit dem Erfolge, den das Buch Mormon hatte; Smith, der Erwählte Gottes, ward zum Propheten gestempelt, er vollzog Taufen, Eheschließungen und alle anderen kirchlichen Handlungen.

Rigdon, der das geschickt eingefädelte Unternehmen so gut einschlagen sah, zögerte nicht und ließ sich vom Propheten Smith feierlich taufen, durch welchen Akt er gar bald den größten Theil der in Folge seiner Predigten mit dem überschwänglichsten Schwärmersinn erfüllten Gemeinden nach sich zog. —

So war der Grund zu der Sekte der Mormonen gelegt, und als auch Joe Smith den Schauplatz seiner Thätigkeit nach Ohio verlegte, wucherte hier das Mormonenthum mit einer an's Unglaubliche grenzenden Schnelligkeit heran. Die männlichen Convertiten wurden zu „Ältesten“ ernannt, und reisten im Lande umher, mit wilder Begeisterung die Geheimnisse und Wunder des Mormonismus verkündend.

Leute, welche Geschmack am Seltsamen und Ungewöhnlichen hatten, strömten herbei, lauschten den fanatischen Predigten und vertieften sich in den Wunder-

bombast des Buches Mormon, welches neben manchen hübschen, der Bibel nachgeahmten Stellen auch ein gut Theil solchen Unterhaltungsstoffes für Leute enthält, denen der Sinn nach Schauerlichem und Ungeheuerlichem steht. —

Bald hatte die Secte mehrere Tausend Anhänger, welche Zahl sich wunderbar schnell vermehrte, als die Kunde von dem Erfolge der Mormonen und ihrer Arbeit auch in fremde Länder drang.

Joseph Smith, fortan nur „der Prophet Joseph" genannt, hatte sich mit einem Stabe von 12 Aposteln umgeben, und wurde von seinen Gläubigen als ein neuer Heiland verehrt. Alle seine früheren Verheißungen sah er in Erfüllung gehen, und er zögerte nicht, neue zu geben, die sich im Laufe der Zeit ebenfalls bewahrheiten sollten.

Auf die Begründung von Niederlassungen und die Werbung von Mitgliedern im eigenen Lande beschränkten sich gar bald die Mormonen nicht mehr, ihre Sendboten gingen vielmehr in alle Welt, so namentlich nach England, Skandinavien und Dänemark. Selbst Indien, Palästina, China und Australien wurden besucht. Auch in Deutschland suchten die Mormonen ihre Lehre zu unterbreiten, und schickten im Jahre 1853 sogar eine Gesandtschaft nach Berlin, welche eine Audienz beim Könige Friedrich Wilhelm IV. nachsuchte, um von diesem die Erlaubniß zum Predigen zu erbitten. Als Antwort erhielt aber die Gesandtschaft am 31. Januar eine Vorladung von der Polizei für den folgenden Morgen 11 Uhr, und ward ihnen hier eröffnet, daß sie Berlin und Preußen innerhalb 24 Stunden zu verlassen hätten. —

Weitaus glücklicher waren die mormonischen Missionäre in anderen Ländern; in unbegreiflich kurzer Zeit hatte sich die Zahl der Gläubigen auf 12,000 gesteigert, und Dörfer und Städte wuchsen unter den Händen der rastlosen Sectirer aus dem Boden hervor. —

Nun aber brach für die Mormonen eine Zeit der Prüfungen herein, eine Periode der Verfolgungen und Leiden. —

Die „Heiligen der jüngsten Tage", wie sie sich selbst zu nennen beliebten, hatten sich zu zwei Lehren bekannt, welche ihre Nachbaren ängstigten und aufregten. Die eine der Lehren behauptete: Gott habe den Mormonen den amerikanischen Westen als Erbtheil verliehen, und alle Unbekehrten würden von dort vertrieben werden, sobald die Zeit erfüllt sei.

Die andere Lehre behauptete, daß die Indianer Abkömmlinge der Hebräer seien, und daß dieselben dereinst in den Besitz ihrer alten Gebiete wieder eingesetzt werden sollten, woraus die weißen Grenzbewohner den Schluß ziehen zu dürfen glaubten, die Mormonen hätten ein Bündniß mit den Indianern im Sinne, um

mit Hülfe derselben einen Vernichtungskrieg gegen die Nichtmormonen zu beginnen.

Vornehmlich aber war der feindlichen Partei das sichtliche Gedeihen der Mormonen ein Dorn im Auge. Die Mormonen hatten vergleichsweise sehr schöne Häuser und wohlangebaute Farmen, und diese hätten die Rädelsführer der Gegner gern ohne Kaufschilling an sich gebracht. Wohl ganz unbestreitbar ist dieser Umstand der Hauptgrund zu den Verfolgungen, denen die Anhänger der neuen Secte ausgesetzt wurden.

Bei Gelegenheit einer Wahl kam es zu blutigen Schlägereien; ganze Ansiedlungen wurden zerstört, Frauen, Greise und Kinder niedergeschossen, und mitleidslos trieben die Verfolger endlich unter unerhörten Grausamkeiten die Mormonen über die Grenzen des Staates Ohio, kurze Zeit darauf auch über die des Staates Missouri.

Die Verjagten fanden einen Zufluchtsort in Illinois und gründeten am Mississippi die Stadt Nauvoo. Binnen drei Jahren hatten sie auch hier die Umgegend weit und breit in einen blühenden Garten umgewandelt, aber auch hier erging es ihnen endlich, wie in ihren früheren Heimstätten. Sie geriethen in unablässige Reibereien mit den „Heiden", den Nichtmormonen, und namentlich wurden die Angriffe der Letzteren erbittert, als der Prophet Smith die Vielehe unter den Mormonen einführte. Es kam zu ernstlichen Zusammenstößen, schließlich sah sich die Stadt Nauvoo von einem mehrere Tausend Mann starken Pöbelhaufen bedroht, welchem der Prophet aber seine 4000 Mann zählende „Legion" entgegenstellte.

Der Ausbruch einer barbarischen Schlächterei schien unvermeidlich, da erschien der Gouverneur des Staates Illinois, und diesem überlieferten sich auf sein Versprechen, sie vor Gewaltthätigkeiten zu schützen, der Prophet, dessen Bruder und die Apostel Taylor und Richards. — Die Nachgiebigkeit der Mormonen aber blieb ohne die gewünschte Wirkung. Die vier Häupter wurden vielmehr nach Carthago gebracht und dort in's Gefängniß geworfen. Am 27. Juni 1844 drang eine bewaffnete Pöbelbande in das Gebäude, erbrach die Thüren des Kerkers und ermordete den Propheten, der dadurch zum Märtyrer seines Volkes wurde.

Auch der Bruder des Propheten ward erschossen; ganz unverwundet entkam nur Richards; John Taylor hingegen, das spätere Oberhaupt der Mormonen, blieb mit vier Kugeln im Leibe für todt liegen, ward aber von mitleidigen Leuten aufgenommen und erlangte seine Wiederherstellung. —

Der Prophetenmantel fiel nunmehr auf die Schultern Brigham Young's, der bereits seit dem Jahre 1832 der Secte angehörte und von seinen Glaubensgenossen den kirchlichen Ehrennamen „der Löwe des Herrn" empfangen hatte.

Brigham erkannte bald, daß ein dauerndes Bleiben der Mormonen inmitten der Ungläubigen, inmitten der immer stärker hereinbrechenden riesigen Culturentwickelung unmöglich sei. Und als im Jahre 1845 die Verfolgungen auf's Neue begannen, beschloß Brigham Young, in einer fern entlegenen Gegend einen Mormonenstaat zu gründen, wo ein solcher ungehindert durch die neuere Civilisation, sich zu selbständiger Größe entfalten könne.

Mit großer Umsicht und Energie traf Brigham seine auf die Auswanderung der Mormonen bezüglichen Vorbereitungen, und nun begann im Winter 1846 jener berühmte Auszug der Mormonen, welcher in der Weltgeschichte nur ein Gegenstück hat, in dem Auszuge der Israeliten aus Ägypten.

Hab und Gut ließen die Mormonen im Stiche, ihre Kornfelder, ihre Gärten, ihre niedlichen Häuser mit Büchern, Teppichen, Pianos, kurz Allem, was sie enthielten. —

Oberst Kane, der Bruder des berühmten Polarreisenden, welcher Nauvoo unmittelbar nach dem Abzuge der Mormonen betrat, entwarf von dem verlassenen Orte folgende Schilderung:

„Ich landete an dem Hauptwerfte der Stadt. Ich sah mich um und erblickte Niemand. Ich hörte Niemand sich bewegen, obwohl es allenthalben so still war, daß ich hören konnte, wie die Fliegen summten und die kleinen Wellen an den Untiefen des Gestades sich brachen. Ich ging durch die einsamen Straßen. Die Stadt lag wie im Traume da, wie unter einem tödtenden, verödenden Zauber, aus dessen Wirkung sie aufzuwecken ich mich beinahe fürchtete; denn es war klar, sie war noch nicht lange eingeschlafen. — Es wuchs kein Gras auf den gepflasterten Wegen, und noch hatte der Regen nicht ganz die Eindrücke weggespült, welche Fußtritte im Sande zurückgelassen hatten.

Noch immer ging ich unaufgehalten weiter. Ich trat in leere Werkstätten, Seilerbahnen und Schmieden. Des Spinners Rad stand still; der Zimmermann war von seiner Arbeitsbank und seinen Hobelspähnen, seinen unvollendeten Fensterrahmen und Thürfeldern weggegangen. Frische Rinde war in der Lohgrube des Gerbers, und eben erst gespaltetes weiches Holz war an dem Ofen des Bäckers aufgeschichtet. Die Werkstatt des Schmiedes war kalt, aber sein Kohlenhaufen, sein Löschtrog und sein krummes Wasserhorn waren alle da, wie wenn er eben gegangen wäre, um Feierabend zu machen. Nirgends ließen sich Arbeiter blicken, um zu erfahren, ob ich einen Auftrag für sie hätte. Wenn ich in einen Garten gegangen wäre, um Ringelblumen, Stiefmütterchen und Löwenmaul zu pflücken, oder mir mit dem Eimer und seiner knarrenden Kette einen Trunk heraufzuziehen, oder wenn ich mit meinem Stocke von den langen Stengeln die schwerköpfigen

Georginen und Sonnenblumen abgeschlagen hätte — so würde Niemand mich aus geöffnetem Fenster angerufen haben, kein Hund herbeigesprungen sein, um mit Gebell Lärm zu schlagen.

Ich könnte vermuthet haben, die Leute wären in ihren Häusern versteckt, aber die Thüren waren unverschlossen, und als ich zuletzt schüchtern in dieselben eintrat, fand ich erloschene weiße Asche auf den Herden, und so schritt ich auf den Zehen weiter, als ob ich durch den Seitengang einer Dorfkirche ginge und vermeiden wollte, den nackten Dielen störende, unehrerbietige Echos zu entlocken."

Die Erzählung des Auszuges der Mormonen ist eine Geschichte, welche die Herzen aller Edelgesinnten ergreift. Der Weg der Mormonen ging durch Prairien, welche von blutdürstigen Indianerhorden und wilden Bestien wimmelte; er führte über reißende Ströme und durch grauenhafte Gebirgswüsten, über unabsehbare baumlose Ebenen und über himmelhohe Alpenketten, durch eine Wildniß, die bisher nur wenige Weiße betreten hatten.

Hunderte von Meilen weit wanderten diese modernen Kreuzzügler im strengsten Winter über die Prairien und lebten in Zelthütten oder in Erdlöchern, die sie zum Schutze gegen den eisigen Wind gruben. Sie erlitten die unsäglichsten Strapazen und Entbehrungen; Hungertyphus, Skorbut und tödtliche Fieber wütheten entsetzlich unter der wandernden Menge. Vielen erfroren Hände und Füße, und selbst manche der Stärksten und Ausdauerndsten wurden zu hülflosen Krüppeln. Es gab keine Brunnen. Die Fata Morgana spottete ihrer oft mit Aussichten auf Wasser, und wenn sie wirklich an Bäche und Flüsse kamen, fanden sie dieselben öfter bitter von Geschmack und der Gesundheit gefährlich. —

Zahlreiche Gräber bezeichneten den Nachzüglern den Weg. Jeder Tag brachte neue Begräbnisse, jede Nacht neue Trauer im Lager. Aber die Heiligen blieben fest im Glauben, und sie sangen Hymnen auf ihren Wanderungen und an ihren Nachtfeuern. Unter den wenigen Schätzen, welche sie mit aus Nauvoo gebracht hatten, befand sich eine Druckerpresse, und eine Zeitung, während der Wanderung gedruckt und herausgegeben, trug Worte guten Rathes in jeden Theil des Lagers. Brigham Young selbst tröstete die Weinenden und entflammte durch farbenglühende Prophezeihungen die Zaghaften zu neuer Hoffnung. —

So kamen sie an den Fuß der gewaltigen, parallel laufenden Alpenketten, welche zusammen unter dem Namen „Felsengebirge" bekannt sind. Über diese hohen Wälle führte kein Pfad, und die Engpässe, welche durch diese Hochgebirge leiteten, waren in Schnee begraben.

Wie die Heiligen diese steilen Berge sich hinauf mühten, Ochsen und Wagen mit sich schleppend, nach Lebensmitteln fouragirten, ihr Brot buken und ihr Fleisch

kochten, ohne Hülfe und ohne Führer, die Erzählung dieser Abenteuer bringt Thränen in die Augen.

Die Jungen und Muthigen schritten voraus, trieben die Bären und Wölfe fort, steinigten die Klapperschlangen, erjagten die Hirsche und Bergziegen und ebneten einen Pfad für die Nachfolgenden. Und wenn sie den Gipfel eines Berges erreicht hatten, blickten sie in dürre, baumlose Ebenen hinab, auf trockene Flußbetten, auf Hügel ohne Grün, auf Pfuhle bitteren Wassers, auf enge Steilschluchten und weite, mit Soda bedeckte Wüsten. Tag für Tag, Woche auf Woche quälten sich so die Wanderer über diese rauhen Sierras, durch diese entsetzlichen Thäler. Die Lebensmittel gingen aus, das Wild ward selten, da endlich, in der höchsten Noth, am 24. Juli 1847, als die bejammernswerthe Schaar den Gipfel des Ensign Peak erreicht hatte, strahlte ihr ein Bild entgegen, von welchem mit Recht behauptet werden konnte, daß es zu den wenigen vollkommenen Landschaftsbildern gehöre, welche die Erde aufzuweisen hat.

Da dehnten sich zu Füße majestätischer, schneebedeckter Alpenketten weite Ebenen; an die Ebenen schloß sich der Silberspiegel eines mächtigen, 75 englische Meilen langen und 35 Meilen breiten Sees, und aus diesem glänzenden See hoben sich gebirgige, purpurfarbene Inseln; dahinter in weiter, weiter Ferne die malerischen Sierras von Utah und Nevada. Und all das erschien durch die Wirkung eines tropischen Sonnenscheines wie mit einem goldenen Nebel von überraschendem Glanze erfüllt. —

Und als nun die „Heiligen der jüngsten Tage" unter Führung ihres Propheten die Hügel hinabstiegen und der Prophet den Platz erkannte, den ihm ein Engel im Traume der Nacht gewiesen und allwo der neue Tempel errichtet werden solle, da beschloß man hier zu bleiben, hier in dieser wenn auch schönen, aber wüst und vegetationslos liegenden Ebene neue Heimstätten zu gründen. Besaßen die Ankömmlinge auch nichts, als einige wenige Ochsen und Wagen, nichts als einen Sack voll Samen und Wurzeln, so begann der Anblick des Thales aber bald unter den Händen dieser „Gläubigen" sich zu ändern. Bäche wurden von den Hügeln in neue Pfade gelenkt; Felder wurden geschaffen und besät, Wohnungen hergerichtet, Straßen angelegt, Fruchtbäume gepflanzt und Obstgärten abgesteckt.

Ein neues Jerusalem entstand, und wie dereinst im Lande Canaan das jüdische Volk zum Bau des Tempels schritt, so begannen die Mormonen den Bau ihres „Tabernakels". Was der Tempel dem alten Zion war, das ist das „Tabernakel" der Mormonenstadt. Von welchem Punkte aus man die Stadt übersehen mag: das gewaltige, dem Rücken einer riesigen Schildkröte ähnliche Dachgewölbe des Tabernakels fällt zuerst in die Augen und fesselt am längsten. Eine Ver-

sammlung von 12—14,000 Personen soll der innere Raum dieses Bauwerkes zu fassen vermögen und die Akustik ist in so bewundernswerther Weise gewahrt, daß man das leiseste Flüstern, ja das Fallen einer Stecknadel von einem Ende des 233 Fuß langen und 133 Fuß breiten Raumes bis zum anderen deutlich vernehmen kann.

Noch war der Riesenbau nicht vollendet, als die Mormonen bereits zur Errichtung eines neuen noch prächtigeren Tempels schritten. Schon über dreißig Jahre sind die Arbeiter am Werk, und geht jetzt das aus gewaltigen weißlichen Granitblöcken gebildete Gebäude der Vollendung entgegen, um dann als der größte, religiösen Zwecken dienende Bau zu prangen, den die Neue Welt aufzuweisen hat. In der Nähe dieser beiden Heiligthümer des Mormonenthums ward das „Endowment House“, „das Haus der Weihungen“ errichtet, allwo die Priesterweihe und die „Ansiegelungen“, die Verheirathungen stattfinden. In dem von diesem „Tempelblock“ nur durch eine Straße geschiedenen „Prophetenblock“ wurden ebenfalls mehrere dem Allgemeinwohle dienenden Gebäude geschaffen, eine Schule, das Zehentamt, eine Zeitungsdruckerei und andere mehr. Hier erhebt sich auch das „Bienenstockhaus“, so benannt nach den vielen Bienenstockmodellen, die daran angebracht sind. Auf dem flachen Dache des würfelförmigen Gebäudes befindet sich eine Sternwarte, ebenfalls in Form eines Bienenkorbes, der bei den Mormonen als Symbol ihres Staates eine große Rolle spielt. Haben sie doch nach der in ihrem Wörterbuche „deseret“ genannten Honigbiene ihr Land Deserét „das Land der Honigbiene“ getauft. — Im Prophetenblock liegt auch die ehemalige Residenz des Propheten Young und das „Löwenhaus“, letzteres ein langgestreckter, zweistöckiger, durch einen schlecht ausgehauenen Steinlöwen an der Façade charakterisirter Holzbau mit vielen spitzen Giebelfenstern, von welchen die Fama behauptet, daß ein jedes die Wohnung einer Frau des Propheten bezeichnet habe. —

Um all diese Stätten gruppiren sich nun, vom hellrothen Blüthenschmuck unzähliger Pfirsichbäume fast verborgen, die Häuser der Gläubigen, ohne aufdringlichen Prunk, ohne Überladenheit, und wohin der Blick sich wendet, überall wird er von freundlichen Bildern empfangen. —

Auf den Wanderungen durch die Stadt fällt nichts so angenehm auf, als die durchgehende Reinlichkeit, Behäbigkeit und Aufmerksamkeit, die friedliche Ruhe und Ordnung, der ersichtliche Wohlstand an allen Häusern und Menschen. Es ist wirklich ein Deserét, ein Bienenschwarm, aber ohne Drohnen und ohne Militär. Jeder arbeitet, die Verrichtung nützlicher Arbeiten gilt als höchste Pflicht und als höchstes Vergnügen. Müßiggänger und Arme gibt es nicht, darf es nicht geben, da die Mittel- oder Arbeitslosen sofort von der Kirche mit dem Nöthigen versehen werden. Die Ordnung ist um so überraschender, wenn man erwägt, aus welch' verschiedenen



Blick auf Salt Lake City (1882).

Wahsatch Gebirge. Das Bienenkorbhaus. Brigham Young's Frauenhaus. Der neue Tempel. Das Tabernakel.

Elementen das Mormonenthum sich zusammensetzt, sich immer frisch bereichert. Es besteht aus Engländern, Irländern, Schotten, Amerikanern, Canadiern, Norwegern, Schweden, Dänen, Deutschen, Schweizern, Franzosen, Polen, Russen, Negern, Hindus, Indianern und Chinesen, und all die Farben, Sprachen, Sitten und Gebräuche derselben schmelzen hier in eine friedliche Gemeinschaft von großer Kraft und Energie zusammen. Elemente und Widersprüche aller Nationen und Zonen leben hier in praktischer Verbrüderung und Harmonie, sie vermehren sich täglich durch Zuzüge aus allen Himmelsgegenden, es ist hier im Herzen der amerikanischen Wildniß eine kosmopolitische Vereinigung emporgeblüht, die unabhängig, compakt, und durchweg aus eigener Kraft und fanatischer Energie hervorgewachsen ist.

Das ist eine Errungenschaft, ein Erfolg, den die erbittertsten Feinde des Mormonenthums nicht bestreiten können und dürfen, und sicherlich würde das Mormonenthum trotz seiner seltsamen Glaubensregeln sich der Sympathien aller Völker zu erfreuen haben, wenn nicht ein dunkler Schatten neben diesem glänzenden Bilde bestände, die Polygamie, deren Ausübung im crassesten Widerspruch zu allen durch Jahrtausende geregelten Satzungen der Civilisation steht. —

Über die Grundansichten der Mormonen in Bezug auf die Vielweiberei herrscht in Europa wie in Amerika noch große Unklarheit. Die Heiligen am Salzsee basiren die Polygamie auf folgenden spiritistischen Glaubenssätzen: „Millionen körperlose Geister, Nachkommen der Götter, umschweben den Erdball und ersehnen den Augenblick ihrer Menschwerdung, der ihnen die zweite, höhere Stufe ihres Daseins, das Leben auf der Erde, erschließen soll. Die heimathlosen Geister werden Mensch während der Zeugung eines solchen, und ist es den Mormonen heiligste Verpflichtung, den Geistern zur Menschwerdung behülflich zu sein und möglichst oft Gelegenheit zu geben". „Je mehr Kinder, desto mehr Segen," so lautet also die Losung der Mormonen, und wer die heilige Verpflichtung am treuesten erfüllt, der wird im Jenseits den höchsten Grad aller Menschenexistenz erreichen, ja selbst zum Gotte werden.

Jeder Mormone ist verpflichtet, zum allerwenigsten einmal zu heirathen. Hagestolze und ehelose Mädchen vernachlässigen eine heilige Pflicht, sie werden als nutzlose Werkzeuge in der Ökonomie der Schöpfung angesehen, es trifft sie Verachtung auf Erden, und der Höllenfluch, den kein Dante grausiger ersinnen könnte: einsam und ungeliebt durch die Ewigkeit zu gehen. Hieraus erklärt sich, warum jeder Mormone, jede Mormonin baldigst in den Hafen der Ehe einzulaufen sucht; hier sind sie nämlich vor der sonst unabwendlichen Verdammniß geschützt.

Ist ein unverheiratheter Mormone eigentlich gar kein Mormone, so ist, wer sich mit einer Frau begnügt, kein eifriger. Nur der habe Anspruch auf den

Ehrentitel eines guten Gemeindemitgliedes, der mehrere Frauen nehme und dadurch einer größeren Zahl von Geistern Gelegenheit gebe, Mensch zu werden.

Die Polygamie rechtfertigen die Mormonen aus den Büchern des alten Testamentes, wo dieselbe nirgends verboten sei. Sie argumentiren, daß Abraham, David und Salomo mehrere Weiber gehabt und doch die Lieblinge Jehovah's gewesen seien, daß die Vielweiberei eine von Gott eingesetzte, zum mindesten gebilligte Einrichtung sei, habe doch Gott selbst dem Abraham geboten, außer Sarah noch die Hagar zu sich zu nehmen. Ferner stützen sich die Mormonen zur Begründung der Vielweiberei auf die Geschichte und die Völkerkunde. Sie betonen, daß die entschiedene Mehrheit des menschlichen Geschlechtes in offener, und die Völker, die sich in ihrer Sittenlehre zur Monogamie verpflichten, in ausgedehnterem Maße als man glaube, in heimlicher Polygamie leben.

Der Begriff von Liebe zu nur einem weiblichen Wesen gilt den Heiligen am Salzsee für widersinnig; man könne und müsse ebensowohl mehrere Frauen gleich lieb haben, als mehrere Kinder.

Ein fernerer höchst wichtiger Glaubenssatz der Mormonen ist, daß die Frau nur durch einen Mann selig werden und in's Himmelreich eingehen könne, und hat auf Grund dieses Glaubenssatzes ein jedes ledige Mädchen das Recht, zu verlangen, daß ihm ein Ehemann beschafft werde, um also der himmlischen Freuden theilhaftig werden zu können.

Es gibt nun unter den Mormonen zwei Arten von Ehen, eine „für die Zeit" und eine „für die Ewigkeit". Die einem Manne „für die Zeit", d. h. für die Dauer des irdischen Lebens angetraute Frau kann demselben Manne auch für die Ewigkeit angetraut, aber, was höchst charakteristisch ist, auch einem anderen, ihr im irdischen Leben völlig fern stehenden angetraut sein. In letzterem Falle würde die Frau, so lange sie auf Erden lebt, dem einen Gemahl gehören, würde aber im Jenseits dem anderen Manne zufallen und als Gefährtin die Seligkeiten desselben theilen. Eine Ehe für die Ewigkeit kann schon bei Lebzeiten des einen Gemahls geschlossen werden, ja, die Frau kann sich als himmlischen Bräutigam auch einen bereits gestorbenen Mann ersehen. Es herrscht sonach im Grunde genommen bei den Mormonen nicht nur die Vielweiberei, sondern auch die Vielmännerei. Brigham Young besaß z. B. mehrere Frauen in seinem Frauenhause, welche bis zu ihrem Tode ihm angehörten, nach ihrem Tode aber dem bereits verstorbenen Propheten Joe Smith zufallen mußten. Dagegen waren Brigham Young eine Anzahl von Frauen anderer Männer für die Ewigkeit angetraut. —

All diese Ehen werden, wie bereits früher erwähnt, in dem „Endowment House", in dem „Hause der Weihung" geschlossen und führt die Ceremonie des

Heirathens den sonderbaren Namen „to seal on“, „ansiegeln“. Alle Ehen müssen durch die Kirche geschlossen werden und ist in allen Fällen vorher die Genehmigung des mormonischen Präsidenten einzuholen. —

Über die Abschließung der Ehe unter Verwandten herrschen gleichfalls unseren Anschauungen scharf entgegenstehende Gebräuche. Es ist nichts Seltenes, daß ein Mann zwei oder drei Schwestern heirathet, ja es sind verschiedene Fälle bekannt, wo Männer zugleich mit einer Mutter und deren Töchtern verheirathet waren. Die verschiedenen Verwandtschaftsgrade, welche durch solche Ehen entstehen, sind oft recht originell. So kann z. B. ein Mormone leicht sein eigener Großvater oder sein eigener Sohn werden, und die angenommenen Bezeichnungen von Mutter, Schwester und Tochter sind unter den Mormonenfrauen durchaus nicht stichhaltig. Brigham Young hatte durch seine vielen Frauen und seine mit Frauen gesegneten Brüder und Vettern so viele Familienbande in Salt Lake City geknüpft, daß er mit der halben Stadt verwandt war. —

Seinen Haushalt einzurichten und seine Familie unterzubringen, blieb dem Gutdünken und den Verhältnissen jedes einzelnen Mormonen überlassen. Zur Zeit meines Besuches lebte der Mormone nur mit einer Frau zu Hause, während die anderen Frauen für sich in besonderen Wohnungen Haushalt führten und hier zeitweise die Besuche ihres Gemahls empfingen.

Anders war es, als die politischen Verhältnisse des Landes für die Mormonen günstiger lagen. Zu jener Zeit hatte Brigham Young seine 29 oder 30 Frauen im Löwenhause untergebracht, und glich das Leben in demselben ganz dem in einem feinen Hotel. Beim Klange der Glocke versammelten sich jeden Morgen und jeden Abend sämmtliche Bewohner des Hauses im „Parlor“, dem Empfangsalon; es wurde gemeinschaftlich eine Hymne gesungen, worauf der Prophet ein inbrünstiges Gebet sprach. Nach verrichteter Andacht begab sich Alles in den Speisesaal, um das Mahl einzunehmen. Jede Mutter hatte mit ihren Kindern einen besonderen Tisch, während die kinderlosen Frauen an der gemeinsamen Tafel speisten. — Während des Tages gingen die Frauen aus, nähten, sangen, spielten Clavier oder führten ihre Kinder spazieren. Die meisten spannen und webten und färbten das von ihnen angefertigte Zeug, und leisteten darin so Vorzügliches, daß sie auf ihre Arbeiten alle Ursache hatten stolz zu sein. Eine jede Frau hatte ihr eigenes Zimmer. Brigham Young hielt auf gute Zucht, führte über seine Frauen strenge Aufsicht und ließ sie tüchtig arbeiten, aber er entzog ihnen auch keine Vergnügungen; er versorgte sie in liberaler Weise mit Geld, ließ sie bei schönem Wetter ausfahren und kleidete sie sämmtlich höchst elegant. —

Drückt nach unseren Anschauungen die Polygamie dem ganzen Mormonen-

thum den Stempel des Ungehörigen auf, so hatte sie aber, wie wir constatiren müssen, auf der anderen Seite eine auffallende Sittenstrenge im Gefolge, durch welche man den naheliegenden Verdacht der Unsittlichkeit und Ausschweifung von sich abzuwehren suchte. Alle Reisenden, welche Salt Lake City vor dem Eindringen der Nichtmormonen besucht haben, stimmen darin überein, daß hier keine Spiel- und Trinkhäuser, keine Schnapshöhlen, noch viel weniger Freudenhäuser zu finden waren. Niemals erblickte man Rohheiten auf der Straße; Verbrechen waren so selten, daß die Gerichtshöfe kaum etwas zu thun hatten. Mit Einbruch der Dunkelheit sah man kein weibliches Wesen mehr auf der Straße. Auf Ehebruch stand Todesstrafe, doch ist nicht bekannt, daß dieselbe jemals irgend wem hätte zuerkannt werden müssen. —

Fragen wir nun, wie die Ansicht der mormonischen Frauen über die Polygamie ist, so ist zu constatiren, daß dieselben zur Zeit der Einrichtung dieses Dogmas, im Jahre 1834, fast durchgehends sehr erregt und unglücklich waren, jetzt aber mit demselben weit mehr einverstanden sind, als man erwarten sollte. Bodenstedt, welcher Salt Lake City im Jahre 1880 besuchte, schreibt sogar, daß er in dem ausschließlich von Frauen redigirten und herausgegebenen „Woman's Exponent" Aufsätze gelesen habe, wonach die Polygamie unter den Frauen noch entschiedenere Vertheidigerinnen und weniger Abtrünnige habe als unter den Männern. Jedermann in Salt Lake City bestätigt diese Thatsache. —

Zweifelsohne würden die Mormonen noch heute in Utah ein ungestörtes Dasein führen, wenn nicht die politischen Verhältnisse andere geworden wären. Zur Zeit, als Brigham Young mit seinen Schaaren in die Ebenen am Salzsee herniederstieg, gehörte Utah zu dem Staate Mexiko und Brigham Young ergriff Besitz von dem Lande, wie der Jäger Besitz ergreift von dem Wilde, das er erlegt. Kaum ein Jahr nach dieser Besitzergreifung aber wurden Utah, Californien, Nevada und Arizona von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten, und nun kam die Zeit der Conflicte zwischen den Mormonen und der Unionsregierung. Nach der Gesetzgebung der Vereinigten Staaten gilt Bigamie, die Zwei- oder Mehrweiberei als ein strafbares Verbrechen, und waren sonach die Mormonen mit dem Tage, wo sie wieder Angehörige des Staatenbundes wurden, sammt und sonders Bigamisten, straffällige Verbrecher, da die Regierung doch nicht ein und dieselbe Handlung in einem Theile der Union erlaubt sein lassen konnte, die in allen anderen Theilen derselben für ein schweres Verbrechen galt. Die Regierung mußte einen Angriff auf die Mormonen unternehmen, die bei Aufstellung des Dogmas der Polygamie als religiöse Schwärmer eben vergessen hatten, daß für Vielweiberei als einer staatlichen und religiösen Einrichtung in der Gesellschaft der civilisirten Völker kein Raum ist.

Die Regierung suchte nun die Polygamie zu verbieten, die Mormonen hingegen stritten dem Congresse das Recht hierzu rundweg ab und behaupteten, das Gesetz, welches der Congreß erlassen habe, sei an und für sich ungültig, weil es gegen die Bundesverfassung verstoße, welche die religiöse Freiheit für Jedermann unbedingt gewährleiste. So wenig man das Recht habe, z. B. gegen die Shakers einzuschreiten, welche jede Ehe verwerfen, ebensowenig sei man zuständig, gegen die durch Gottes Wort in der Bibel sanctionirte Vielweiberei einzuschreiten.

Man entgegnete ihnen: „Ihr seid, gleich uns, Bürger der Vereinigten Staaten und sollt nach denselben Gesetzen behandelt werden wie wir. Polygamie ist gesetzwidrig. Religiöse Freiheit habt und behaltet ihr in Hülle und Fülle. Niemand hindert euch, Tempel, Tabernakel und Kirchen zu bauen, so viel ihr wollt; ihr könnt Propheten und Apostel ordiniren, es steht euch frei, in euern Reden und Predigten die Polygamie als göttliche Einrichtung hinzustellen und zu preisen. Sobald ihr jedoch dieselbe in's praktische Leben einführt, trifft euch die Strafe des Gesetzes.“ —

Diese letztere Drohung war nun aber leichter hingeworfen, als ausgeführt, denn als die Regierung den Versuch machte, ihren Gesetzen und Forderungen Geltung zu verschaffen, da offenbarte sich auf's Neue die Macht der wunderbaren Organisation des Mormonenthums. Wie oft man demselben beizukommen suchte, so oft erwiesen sich alle Angriffe als vergebens. Der Waffengewalt setzten die Mormonen Waffengewalt entgegen, diplomatische Künste scheiterten an dem Scharfsinn des Propheten Brigham Young und seiner Apostel, die alle Regierungsverordnungen und Maßregeln stets wirkungslos zu machen oder zu umgehen wußten.

Nahezu an 40 Jahre währt nun dieser unblutige Kampf, in welchem die Mormonen bis jetzt nur sehr wenig nachgegeben, die Leiter der Vereinigten Staaten nur sehr dürftige Erfolge errungen haben.

Noch heute finden, wenn auch im Geheimen, im „Endowment House“ die „Ansiegelungen“ der irdischen und der Seelenbräute statt, noch heute bestehen, namentlich in den südlicheren Theilen des Landes die doppelgliedrigen Häuschen mit den verschiedenen Hausthüren und den oft verstohlenen Hinterpförtchen, noch heute hat namentlich der Mormonenbauer seine drei, vier oder noch mehr Weiber und eine zahlreiche Kinderheerde, noch heute sind die Druckerpressen des neuen Zion in voller Thätigkeit, um in Tausenden und Abertausenden von Exemplaren die Glaubenssätze der Mormonen zu liefern, noch heute ziehen an die vierhundert Älteste, Bischöfe und Missionare in alle Theile der Welt, um neuen Zuzug zu werben. Kein Jahr vergeht, wo nicht mehrere Tausend neue Glieder zu der gegen 160—200,000 Seelen starken Gemeinde stoßen, kein Jahr vergeht, wo nicht neue Erfolge errungen würden. Nicht allein in England, Dänemark und Skandinavien bestehen selbständige mor-

monische Gemeinden, sondern auch in der Schweiz und sogar in Berlin, welch' letztere bereits im Jahre 1887 gegen 100 Mitglieder zählte. —

Wie bedeutend der jährliche Zuwachs der Mormonen ist, geht aus dem Census des Jahres 1882 hervor, innerhalb welches Jahres aus Deutschland und der Schweiz nahezu 2000 Personen nach Salt Lake City kamen, während aus Dänemark, Schweden und Norwegen gegen 13,000 und aus Großbritannien zwischen 26 und 27,000 Emigranten nach Utah pilgerten, um das Mormonenthum zu verstärken.

Vornehmlich suchen die Missionare unter den ärmeren, unwissenderen Klassen Proselyten zu machen, und die verlockende Aussicht, freie Fahrt nach Amerika, dem Lande wo Milch und Honig fließt, zu erhalten, mag sehr oft stärkere Zugkraft üben, als die religiösen Glaubenssätze des Mormonenthums.

Bei Ankunft in Salt Lake City werden die Einwanderer über das Territorium vertheilt, und für Jeden wird gesorgt, bis er sich selbst erhalten kann. Aber jeder ausgegebene Dollar wird der Familie, die ihn empfängt, angerechnet, und das erste Geld, das sie einnimmt, wird zurückverlangt, um dann der Schatzkammer der Kirche wieder erstattet zu werden.

Auf diese Weise bleiben die sehr ansehnlichen Auswandererfonds stets auf einer gewissen Höhe und erhalten sich selbst, und nicht ein Cent wird ausgegeben, der nicht mit Zins und Zinseszinsen an die Kirche zurückfällt. Die Leiter der Kirche sind durchaus gewiegte Geschäftsleute, und stehen ihnen durch die Zehentabgaben und freiwilligen Spenden mehr als genügende Mittel zu Gebote, die weltlichen Angelegenheiten der Kirche auf's Glänzendste zu gestalten. —

Die socialen Verhältnisse der einzelnen Mormonen sind fast durchweg gute und geordnete. Während ihre andersgläubigen Mitbürger über schlechte Geschäfte klagen, fehlt es den mormonischen Geschäftsleuten an Nichts, da die Anhänger der Gemeinde nur bei ihnen kaufen. Zugleich wird die Ausbeutung der reichen Mineralschätze des Landes auf's Energischste betrieben, die Minen scheinen unerschöpflich und haben glänzende Ergebnisse. Ferner besitzen die Mormonen außer ihren Farmen und Obsthainen großartige Marmorbrüche, welche dem von einer Gesellschaft kürzlich erlassenen Circulare zu Folge „genug des schönsten Marmors enthalten, um jede Person in den Vereinigten Staaten mit einem Grabsteine erster Klasse zu versorgen." —

Wie es zu Lebzeiten Brigham Young's das selbstverständliche Verlangen jedes Besuchers des mormonischen Roms war, den Papst dieses Roms von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so wird es jetzt kaum ein Fremder unterlassen, die Grabstätte dieses ungewöhnlichen Mannes, der drei Jahrzehnte hindurch das Mormonenthum in Sturm und Drang leitete, zu besuchen. Die Grabstätte ist unweit des Taber-

nakels auf einem Hügel zu finden, wer aber daselbst ein Mausoleum oder sonst einen prächtigen Bau zu finden erwartet, dürfte schwer enttäuscht werden. Zuerst gelangt man an ein ackergroßes, mauerumschlossenes Stück Landes, das zur Zeit meines Besuches so überwuchert mit Unkraut und mannshohen Sonnenblumen war, als sei diese Stätte ein Ablagerungsplatz für Bauschutt und dergleichen gewesen. Ein Schauer überrieselt den Besucher, wenn er erfährt, daß unter diesen eingesunkenen Schutthaufen, auf denen kein Kreuz, kein Täfelchen mit einer Inschrift zu sehen ist, — die Frauen des Mormonenpapstes ruhen. Zahl an Zahl reihen sich hier die namenlosen Gräber, den Stätten gleich, wo Verruchte und Ausgestoßene ihre ewige Ruhe halten. —

Das Haupt dieser todten Hausgemeinde, Brigham Young, ist um ein Beträchtliches decenter behandelt worden. Durch eine Öffnung in der Mauer treten wir in einen zweiten Raum und hier ist unter einer wohlgepflegten, durch stete Bewässerung schön grün gehaltenen Rasenfläche der „Löwe des Herrn“ begraben. Einige Bäume neigen sich über das in der Ecke dieser Anlagen befindliche Grab, welches von einer kolossalen Granitplatte überdeckt ist, die so dick und schwer ist, daß sie ihrer Zeit von dreißig Maulthieren hierher geschleift werden mußte. Ein hoher, gußeiserner Zaun umschließt die Ruhestätte. Auch hier verräth keine Inschrift den Namen des hier Ruhenden, keine Tafel auch den Namen Derjenigen, die unter einem langen, schmucklosen Hügel zur Seite des Propheten ruht, der nach dem Gesetz einzig legitimen Gattin des Propheten, Mary Angel Young. Das ist die Geleitschaft, in welcher der Mann von dreißig oder noch mehr Frauen hier im Tode sich befindet.

Das einzig Erquickliche dieser ganzen Ruhestätte ist unstreitig der Blick auf die herrlichen, schneeüberlagerten Wahsatch Gebirge, deren geschlossene Massen stolz über die Stadt, über den Salzsee*), über das weite Mormonenland hinwegblicken. —

*) Dieser Salzsee ist eine der größten Merkwürdigkeiten des Westens, das „Todte Meer“ Amerikas. Derselbe hat mehrere große Zuflüsse, aber keinen Abfluß. Der Salzgehalt des äußerst durchsichtigen Wassers ist so bedeutend, daß das Schwimmen mit großer Schwierigkeit verbunden ist, da die unteren Extremitäten von dem schwereren Wasser stets nach oben gedrängt werden. Ohne die leiseste Bewegung zu machen, kann man in voller Länge auf dem Rücken liegen, ohne fürchten zu müssen, unterzusinken. Das Wasser hat einen stark bituminösen Geruch, und besitzt die eine schlechte Eigenschaft, daß, wenn ein Theil desselben unvorsichtiger Weise verschluckt wird oder auf die Schleimhäute der Augen geräth, äußerst schmerzhafte, mitunter bösartige Entzündungen der Athmungsorgane oder der Augen hervorgerufen werden. Fische leben nicht in dem See, wohl aber ein kleines Insekt (Atemia fertiliso), das im Sommer mitunter in ungeheuern Massen auf der Oberfläche des Sees erscheint, und dessen Larven wie Torfstreu am Ufer angeschwemmt liegen. In neuerer Zeit sind Hotels und ansehnliche Badevorrichtungen am See errichtet worden, desgleichen bestehen Anlagen, wo durch Verdunstenlassen des Wassers große Quantitäten Salzes gewonnen werden.

Die Sonne sank, und während das schneegekrönte Hochgebirge in der Gluth des scheidenden Tagesgestirns seltsam phantastisch entflammte, legte sich über das Städtebild zu meinen Füßen abendliches Dunkel. Aus diesem Dunkel ragten gespenstig die Baulichkeiten hervor, die mit dem Namen Brigham Young's enger verknüpft sind: das mittelalterlich berührende, mauerumschlossene Frauenhaus mit seinen zahlreichen, spitzen Erkerfenstern, der Tempel und das Tabernakel. —

Mir war, als umgebe mich ein finsterer Traum, als ob ich mich in der alten Wiedertäuferstadt Münster befinde und allenthalben den Erinnerungen und Überbleibseln einer anderen, kaum noch verstandenen, kaum noch begriffenen Zeit begegne.

Und doch ist hier Alles Wirklichkeit, lebendiges, greifbares Sein: das ganze Mormonenthum ist noch eine Thatsache, die der amerikanischen Regierung schwer zu schaffen macht.

Auf welche Weise sich das Mormonenproblem lösen wird, ob durch inneren Zersetzungsproceß in der Kirche der Heiligen, ob durch Waffengewalt von außen, ist schwer vorauszusagen, bis jetzt wenigstens ist noch nicht eine der darauf hinzielenden Prophezeiungen mancher Reisenden und Journalisten zur Wahrheit geworden. Ungeachtet all der ungünstigen Ereignisse der letzten Jahre steht das Mormonenthum heute noch fester, als man glauben möchte. Neben derselben Energie, kraft welcher die Mormonen aus traurigen Wüsten blühende Oasen schufen, finden wir noch denselben großen, fanatischen Opfersinn, der nichts nach irdischem Hab und Gut fragt. Sollen doch den allerneuesten Nachrichten zu Folge die „Heiligen der jüngsten Tage" mehrfach erwogen haben, ob es nicht gerathen sei, ihr blühendes Zion auf's Neue aufzugeben, und anderswo ein Asyl zu suchen. Es heißt, daß die Mormonenältesten bereits Verhandlungen mit der mexikanischen Regierung um Überlassung großer Länderstrecken in der Provinz Sonora, mit der canadischen um Abtretung von Ländereien in Manitoba angeknüpft hätten, und so ist die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, daß wir das seltsame, an Verfolgung und Vertreibung gewöhnte Volk der Mormonen über kurz oder lang abermals auf der Wanderung sehen. —

Da in die Zeit meines Aufenthaltes in Salt Lake City auch ein Sonntag fiel, so benutzte ich denselben zu einem Besuche des mormonischen Gottesdienstes, welcher allsonntäglich Punkt 2 Uhr im Tabernakel abgehalten wird. Von nah und fern kamen die Anhänger des mormonischen Glaubens herbeigeströmt, das Schiff der Kirche füllte sich schnell mit Frauen und Kindern, während die Männer vorzugsweise auf den geräumigen Gallerien Platz nahmen. Ununterbrochen strömte die Menge durch die zahlreichen Seitenthüren des Tabernakels, welches

wie ein riesiger Schwamm die Bevölkerung der ganzen Gegend in sich aufzusaugen schien.

Von Interesse für mich war insbesondere das Erscheinen einer ganzen Anzahl von Navajoe-Indianern, die aus den südlicheren Theilen des Territoriums oder wohl gar aus Neu Mexiko herübergekommen waren und in ihren malerischen Kostümen, bestehend aus bunten Jacken, Ledergamaschen und den prächtigen, nicht nur wegen ihrer Farben und Ornamentik, sondern auch der Art ihrer Herstellung halber von Kennern sehr geschätzten Decken allenthalben Aufsehen erregten. Fast noch pittoresker wirkte eine Gruppe ebenfalls dem Süden angehöriger Indianer mit wenig schönen Gesichtszügen, aber stattlichem Körperbau. Dieselben trugen hellburgunderrothe Hemden, bunte, turbanartig um die Köpfe gewundene Tücher und farbige Ledergamaschen und bildeten so einen crassen Gegensatz zu den mannigfachen Gruppen von europäischen und amerikanischen Touristen, die nicht an dem mormonischen Rom vorübereilen wollten, ohne auch den derzeitigen Papst desselben gesehen zu haben.

Nach und nach nahmen die Würdenträger der Kirche ihre reservirten Sitze ein: mehrere Apostel und Bischöfe, endlich auch erschien der Präsident der Gemeinde, John Taylor, eine sehr stattliche Erscheinung, über sechs Fuß hoch, mit regelmäßigen, intelligenten Gesichtszügen. Seine Bewegungen zeugten von guten Umgangsformen, und seine während der von ihm gehaltenen Predigt hervortretende zündende Beredsamkeit verfehlte nicht, auf die zahlreiche Menge einen tiefen Eindruck zu machen. Präsident Taylor war thatsächlich der beste Kanzelredner der Mormonen und nimmt in der Geschichte der Gemeinde einen Rang ein, der gleich hinter demjenigen Joseph Smith's und Brigham Young's kommt, obwohl er an Enthusiasmus und Energie hinter Beiden zurückstand. Vornehmlich fehlte ihm die starre, eiserne Charakterfestigkeit, welche Brigham Young zu dem hauptsächlichsten Führer, zu dem Organisator dieses sonderbaren Volkes machte. Seine Verwaltung kennzeichnete insbesondere der Wunsch, Conflicte zu vermeiden, und dennoch die Ansprüche der Mormonenkirche, vor allem das Dogma der Vielehe, aufrecht zu erhalten.

Da er selbst vier Frauen besaß, so wurde auch gegen ihn das Edmunds'sche Gesetz, welches schwere Strafen über diejenigen verhängt, welche eine Mehrehe eingehen, in Anwendung gebracht, in Folge dessen der Präsident die beiden letzten Jahre seines Lebens in strengster Verborgenheit zubrachte, ein Flüchtling vor dem Gesetz. Alle Nachforschungen der ihn verfolgenden Geheimpolizisten des Bundesgerichtes blieben erfolglos. Taylor war wie vom Erdboden verschwunden, und doch las man monatlich oder wöchentlich seine Erlasse an die Gläubigen, oder

es wurden im Apostelcolleg seine schriftlichen Botschaften und Befehle verkündet und vollzogen. Zuerst glaubte man, er sei nach Mexiko geflüchtet, doch bald wurde man gewiß, daß er das Weichbild der Stadt nicht verlassen habe, obwohl ihn kein Ungläubiger je zu Gesichte bekam und keine Spur von ihm zu entdecken war. Muthmaßlich hielt er sich zumeist in unterirdischen Gemächern des mormonischen Vaticans, des „Löwenhauses" auf, welche Brigham Young seiner Zeit dort angelegt haben soll. Taylor ward ein Opfer seiner freiwilligen Gefangenschaft. Bisher trotz seines hohen Alters noch rüstig und gesund gewesen, begannen, weil es ihm an Bewegung fehlte, seine Glieder zu schwellen und er that seinen letzten Athemzug in derselben Verborgenheit, von wo aus er das Steuer der Mormonenkirche lenkte. Taylor's Tod wurde noch Stunden lang geheim gehalten, erst in den Morgenstunden des 29. Juli 1887 wurde seine Leiche im Tabernakel, dem Petersdom der Salzseestadt, aufgebahrt, damit alle von Nah und Fern herbeiströmenden Glaubensgenossen den sterblichen Überresten den Tribut der Verehrung darbieten könnten.

So hat sich in dem trotz seiner verhältnißmäßigen Kleinheit doch mit den größten Weltstädten um die Wette genannten Stadtwesen am Großen Salzsee in den letzten dreißig Jahren ein so eigenthümliches Stück Kulturgeschichte abgespielt, daß man wohl sagen kann, dasselbe stehe in seiner Art ohne Gleichen da. Ist die ganze Religion der Mormonen eine von abgefeimten, habsüchtigen Yankees erdachte Satire alles dessen, was je für Glauben gegolten hat, so fällt dagegen die äußere Prosperität, zu welcher die Schöpfer und Leiter der Mormonensecte die Angehörigen derselben zu führen verstanden, bedeutend in's Gewicht und in ihr ist der große versöhnende Zug, das dauernde Verdienst des Mormonenthums zu erblicken. „Diese Prosperität zeigt," wie ein anderer Schilderer der Salzseestadt treffend bemerkt, „keine Spuren des Verfalls, wie sie auch von keinem Wechsel, der von außen her kommen mag, bedroht ist. Und wie sie die eigentlichste Schöpfung Brigham Young's ist, so sichert sie in ihrer Dauer auch ihrem Schöpfer weit über den hierarchischen Humbug und den polygamischen Unfug hinaus, die vor der Hand noch das Bild dieser machtvollen Persönlichkeit entstellen, einen dauernden Platz in der Geschichte."



In der Weltstadt am Goldenen Thore.



Goldwäscher in Californien.

Unmittelbar an das Deseret der Mormonen stößt ein Gebiet, welches auf den Karten als „the Great American Desert" verzeichnet steht. Hierunter werden jene schauerlichen Alkali- und Sagebuschwüsten verstanden, welche, nur wenige Oasen umschließend, vom Westufer des Großen Salzsees sich über fast ganz Nevada verbreiten, gegen die Sierra Nevada hin in mächtigen Lavafeldern, gegen den Coloradostrom aber in ein Labyrinth von wundersam geformten Klippen und unergründlich tiefen Cañons endigen. In dieser Kette zusammenhängender Wüsten ist vor allem jene Alkali-Ebene berüchtigt, deren Nordrand von der berühmten Central-Pacificbahn durchschnitten wird und wo unter der ausschließlichen Herrschaft alkalischer Salze auch nicht die geringste Spur eines Pflanzenlebens sichtbar ist. Geologische For-

schungen haben ergeben, daß hier vor undenklichen Zeiten ein ungeheuerer See sich ausbreitete, der von den Wahsatch Gebirgen bis zum Fuße der Sierra Nevada reichte und, allmählich austrocknend, den Großen Salzsee, den Utah- und Sevier-Lake, sowie einige andere kleinere Wasserbecken als Reste seines ehemaligen Bestandes zurückließ.

Die ödesten Strecken der Sahara können kein traurigeres Bild darbieten, als diese Wüsteneien, in denen der leiseste Wind ganze Wolken feinen, salzigen Staubes emporwirbelt. Nur der Maler mag sich an den coloristischen Reizen dieser von einzelnen Höhen durchzogenen Landschaft erfreuen, wenn die fernen, seltsam zerhackten Berge im Lichte der sinkenden Sonne roth und purpurn erglänzen. Durch diese Wüsten pilgerten einst die Emigrantenzüge, die nach dem Lande der Verheißung, nach Californien wollten. Nur Derjenige, welcher diese vollständige Öde, diesen vollkommenen Tod durch eigenen Augenschein kennen lernte, vermag den Jubel zu verstehen, mit welchem die Überlandpilger das Thal des Humboldt-flusses begrüßten. Tagelang währte ja die Reise durch dies grausige Gebiet, wo jeder Fußtritt Wolken feinen Staubes erzeugte, der sich wie ein dicker Überzug über Wagen, Thiere und Menschen legte. Dazu brannte die Sonne mit tödtlicher Gluth hernieder und all diese Gluth wurde von dem blendenden, mit Salzkrystallen bedeckten Boden in verdoppelter Stärke zurückgeworfen. Und kein erfrischendes Lüftchen kühlte die heißen Stirnen, kein Wölkchen zog schattenspendend an dem bleiernen Firmamente vorüber, kein Vogelgezwitscher durchbrach das schauerliche Schweigen, nur das angstvolle Stöhnen, Schnauben und Lechzen der eigenen, dem Verschmachten nahen Thiere.

Eine Station der diese Wüste durchschneidenden Central-Pacificbahn heißt Promontory, und hier vollzog sich vor nunmehr 20 Jahren eine Ceremonie, die für Amerika von der größten Bedeutung war: die Vollendung des großen eisernen Heerweges, der New York mit San Francisco verbindet. Am 10. Mai 1869, dem Tage, wo mit Eintreibung des weltberühmten goldenen Nagels das gewaltige Riesenwerk seinen Abschluß fand, der Atlantische mit dem Großen Ocean durch eiserne Bande aneinander gekettet ward, war der ganze amerikanische Continent in fieberhafter Erregung. Alle Städte der Union nahmen indirect an der Feier theil, Jedermann fühlte die weltgeschichtliche Bedeutung des Augenblickes, als um 2 Uhr Nachmittags aus der Wüste am fernen Salzsee der electrische Draht die Aufforderung herüberblitzte: „Hüte ab zum Gebet.“

Und bald darauf flog ein zweites Telegramm nach den Weltstädten des Ostens. Es bestand nur aus drei Punkten, welche die drei Hammerschläge auf den goldenen Nagel repräsentirten. Weit aus holte der mit dem electrischen Drahte verbundene Klöppel der Glocke des Capitols zu Washington, und drei weithin

hallende Töne verkündeten aller Welt, daß die erste Pacific-Eisenbahn soeben vollendet wurde, amerikanischer Unternehmungsgeist seinen größten Triumph gefeiert habe.

Seit jenem denkwürdigen Nachmittage sind 20 Jahre verflossen, aber diese Jahre waren Jahre eisernen Fleißes, rastlosen Ringens und Strebens. Während die Völker der alten Welt sich in blutigen Kriegen befehden und unter der Last der immer schwerer und unerträglicher werdenden Rüstungen seufzen, fahren die Völker der neuen Welt fort in den Werken des Friedens. Die großen, weißen Flecke auf den Landkarten verschwinden, die Wüsten werden zu segenbringenden, Korn und Weizen tragenden Gefilden, es sind bereits fünf weitere, von Ocean zu Ocean führende Pacific-Eisenbahnen über den nordamerikanischen Continent geschlagen worden.

Von diesen Hauptlinien, den Heerstraßen des Weltverkehres aus, werden von Jahr zu Jahr neue Seitenwege abgezweigt, enger und enger werden die Maschen der Eisenbahnnetze, rastlos und unermüdlich sind allerorten, in menschenleeren Einöden und in bisher unbetretenen Urwäldern Hunderte und Tausende von Eisenbahnarbeitern am Werk, um der auf den Flügeln des Dampfes siegreich dahineilenden Civilisation neue Wege zu bahnen.

Bei der Station Humboldt Wells erreicht die Bahn den Humboldt-Fluß, den größten jener wenigen armseligen Wasserläufe, die ohne sichtbare Ursache den silbergrauen Sagebusch-Ebenen Nevadas entspringen und nach mehr oder minder kurz bemessenem Dasein ebenfalls ohne jede Ursache in einem Mittelding von Sumpf und See verschwinden, für welche die Überlandpilger die treffende Bezeichnung „Sink“ erfunden haben. Kaum von der Breite eines ausgewachsenen Baches, durch sein Naß gelegentlich dürftigem Weiden- und Rosengestrüpp zum Leben verhelfend, windet sich der Fluß fünfhundert Meilen durch die öde Gegend, an wenig zahlreichen und nicht besonders lebhaften Ortschaften vorüber, in denen allenthalben kleinere Horden zerlumpter, nur mit den Schattenseiten der Civilisation in Berührung gekommener Indianer umherlungern.

Die bedeutendste, 4236 Fuß über dem Meeresspiegel gelegene Oase, die dem Flusse ihr Leben zu verdanken hat, ist die Station Humboldt und der Durchreisende erinnert sich gerne daran, daß er hier wirklich einige grüne Bäume, einige Flecken grünen Rasens, ein kleines Gärtchen mit Rosen und duftenden Blumen, einen plätschernden Springbrunnen mit schimmernden Goldfischen gesehen habe. Durch einen Plankenzaun wird diese Oase von der Nevadawüste scharf geschieden, in deren dürrem Gebiete nach einer Weile sich auch der Humboldtfluß in einer „Sink“ verliert. Kurz zuvor bildet er noch den stattlichen Humboldtsee, dessen von

braunrothen Gebirgen umgebene Ufer im Wiederscheine der sinkenden Sonne ein coloristisch bezaubernd schönes Bild gewährten. Über die Höhenzüge legte sich ein wunderbarer röthlicher Hauch, der sich in den grün und silbern schimmernden Wassern wiederspiegelte. Im Vorgrunde wogten goldgelbe Binsen, aus denen Schwärme weißleuchtenden Wassergevögels aufstiegen. Sonderbarer Weise hat die Direktion der Centralpacificbahn die weise Einrichtung getroffen, daß die Überlandreisenden die traurigsten Strecken der Bahn bei Tage durchreisen, wohingegen die wirklich schönen Theile derselben während der Nacht passirt werden. So sah ich nur wenig von den schönen Nadelwäldern der 7000 Fuß hohen Sierra Nevada und ihren vielgerühmten Felsabstürzen und den Einblicken in tiefe Thalgründe. Vielfach wurde noch der Ausblick versperrt durch die endlosen Schneedächer, die von der Bahngesellschaft mit enormen Kosten aufgeführt wurden, um die Bahn gegen Verschneiung und gegen die Lawinen zu schützen, welche mit Einbruch des Frühjahrs hier die steilen Gebirge hinabdonnern. Diese Schneedächer sind derart gebaut, daß die Lawinen über sie hinweggleiten und auf der anderen Seite in den Abgrund hinuntersinken, während der Zug unbelästigt darunter weitereilt.

Höher und immer höher steigt die Bahn, fliegt durch lange Tunnels und über tosende Flüsse, über thurmhohe, aus mannsdicken Balken zusammengefügte Gerüste und Viadukte. Theodor Kirchhoff schildert diese Fahrt in einem größeren Gedicht, dem ich folgende Strophen entnehme:

„Wir kreisen hinan, wie der Adler fliegt,
An schwindelnden Bergeshängen;
Unser Pfad über Brücken, thurmhoch, liegt
Durch endlose Felsenengen.
Wir spotten der mächt'gen Lawinen Gekrach, —
Unter'm festen Vierzigmeilen-Dach
Kann kein Schnee die Straße beengen.

Wir tafeln im fliegenden Speisepalast,
Wie kein König jemals geträumet.
Es eilen die Meilen; die Gläser gefaßt
Und den seltenen Wunsch nicht versäumet:
Aus goldenem Füllhorn schöpfte uns dies
Das californische Paradies, —
„Ihm ein Hoch, da der Becher schäumet!“

In kreisende Weite schweift der Blick
Beim Festmahl auf Dampfesflügeln.
Die Wälder, die Gipfel bleiben zurück
Und werden zu Büschen und Hügeln.
Dort unten der Faden silberhell,
Es ist ein Strom mit breiter Well',
Drin riesige Wälder sich spiegeln.

Und kommt die Nacht, so kehren wir ein
In kosige Schlafgemächer.
Was kümmert der Sturm uns, er brause darein
Und hagle an Scheiben und Dächer!
Wir hören auf donnernder Fahrt ihn kaum,
Auf der Windsbraut Flügeln; beim süßen Traum
Verhallt er schwächer und schwächer. . . . .

So fliegt der Reisende heute über den Kamm der Sierra Nevada. — Drunten liegt der Donnersee, ein liebliches Gewässer, die „Perle der Sierra". An seinen fichtenbekränzten Ufern spielte sich in jenen Tagen, wo noch keine Eisenbahn diese Höhen überspannte, ein trauriger Vorgang ab. Zweiundachtzig Auswanderer, die im Winter von 1846 auf 47 nach dem Lande der Verheißung, nach Californien wollten, wurden hier durch ungeheuere Schneemassen aufgehalten. Die Vorräthe gingen aus, und 36 der Gesellschaft starben, bevor Hülfe kam. Unter den Überlebenden befand sich eine Mrs. Donner, deren Gatte durch Frost und Hunger so geschwächt war, daß es nicht möglich war, ihn zu transportiren. Während die Anderen nun gen San Francisco zogen, entschloß sich die Frau, an dem Sterbelager ihres Mannes zu verbleiben, mit ihr ein Mann, Namens Keysburg. Als im Frühjahr wiederum Menschen nahten, um Rettung zu bringen, waren inzwischen Mr. und Mrs. Donner gestorben und die letzte überlebende Person saß, in Folge der schrecklichen Leiden wahnsinnig geworden, auf einem Baumstamme und nagte gierig an einem Menschenarme herum!

Zwischen Dutchflat und Goldrun ist der Boden von Gräben und Rinnsalen durchfurcht. Hier haben Goldwäscher ihre Hütten aufgeschlagen und sind beschäftigt, in den sogenannten „Wiegen" den Mammon auszuwaschen oder vermittelst hydraulischer Preßströme die Bergwände zu zertrümmern.

Wie ist hier das Land zerstört. Schutt und Steinhaufen liegen haushoch umher, von rauschenden Wassern überströmt. Von den Reservoirs auf der Höhe droben führt ein hundert Fuß langer, mannsdicker Schlauch hernieder, eine riesige Anaconda, die in allen Ringeln zuckt wie ein lebendiges Ungeheuer. Dieser Schlauch endigt in ein metallenes Rohr und daraus schießt ein armdicker Wasserstrahl mit solcher Macht hervor, als werde er von einer mächtigen Dampfmaschine hervorgetrieben.

Dieser Strahl wühlt tiefe Löcher in die goldhaltigen Felswände, zermalmt das Gestein, löst Lehm und Sand auf und treibt sie in schmutziger Fluth in die engen Goldwaschrinnen, in denen das schwerere Gold niedersinkt, und durch besondere Vorrichtungen aufgefangen wird.

Vorüber eilte der Zug, hinab in die weiten Grasebenen des Sacramento, deren üppiges und saftiges Grün überall von blitzenden Wasserflächen durchbrochen

und von blendend weißen Sumpfvögeln belebt wurde. Häufiger wurden auch die Ortschaften, überall herrschte ersichtlicher Wohlstand, überall Regsamkeit und geschäftiges Leben.

Und nun fuhren wir, per Dampfer die Bai von San Francisco kreuzend, in die berühmte Stadt am Goldenen Thore ein, in die Hauptstadt des pacifischen Hesperiens.

Was ist aus dem ehemaligen Yerba Buena, diesem elenden Walfischfängerdorfe an der San Francisco-Bai geworden! Eine Weltstadt, deren Häuser und Paläste sich über sieben Hügel verbreiten, die über 300,000 Bewohner zählt und ein volles Anrecht darauf hat, sich stolz die „Queen City of the Pacific Ocean" zu nennen.

Und dieser gewaltige Wechsel hat sich innerhalb eines Zeitraumes von nur vierzig Jahren vollzogen, trotzdem die junge Stadt in ihrem Aufschwunge mehrere Male durch gewaltige Feuersbrünste (am 24. December 1849, 4. Mai, 14. Juni und 17. September 1850, 4. Mai und 22. Juni 1851) und sonstige innere Unruhen zurückgeworfen wurde. Es mußte fürwahr ein gewaltiger Faktor sein, der trotz solcher Katastrophen der jungen Commune zu einem derartig rapiden Aufschwung verhelfen konnte, und in der That, San Francisco wäre wohl heute noch das elende Fischerdorf der vierziger Jahre, der ferne Westen wäre wohl heute noch zum größten Theile eine Terra incognita. wäre nicht am 19. Januar des Jahres 1848 in Californien das gleißende Metall entdeckt worden, nach dessen Besitze sich Alles drängt.

An genanntem Tage fand James Marshall unweit der Stelle, wo sich das heutige Coloma befindet, bei dem Bau einer Sägemühle mitten im Schlamme eine Anzahl gelber glänzender Körnchen. Er wusch dieselben, so gut es gehen wollte, in einem Teller aus und gar bald ließ eine angestellte Untersuchung keinen Zweifel darüber, daß man reines Gold vor sich habe. Und als die Kunde hiervon bald alle Welt durchflog, da änderten sich, wie mit einem Zauberschlage, alle bisherigen Verhältnisse Californiens. Ganze Ströme von Einwanderern kamen von Osten her durch die unermeßlichen Prairien gezogen, so brachen zum Beispiel im Mai des Jahres 1849 an 20,000 junge, unternehmende Männer, die Blüthe des amerikanischen Westens, vom mittleren Missouri auf, um nach den californischen Goldfeldern zu ziehen. Und bald auch kamen zu Schiffe von den atlantischen Küsten her, ja aus den Ländern Europas und Asiens Tausende und aber Tausende, die weite monatelange Fahrt um Südamerika und das sturmumwehte Cap Horn nicht scheuend und nur von dem Wunsche getrieben, in dem vielgepriesenen, von einer Wunderglorie umleuchteten Californien reich zu werden.

Mochte das Leben in San Francisco in dem ersten Jahrzehnt seines Bestehens auch einem wüst zusammenschlagenden Meeresstrudel gleichen, in welchem

Tausende versanken, so vergrößerte und verschönerte sich die Stadt doch von Jahr zu Jahr, der Hafen, groß genug, um alle Flotten der Welt beherbergen zu können, wurde der wichtigste der amerikanischen Westküste, und zahlreiche Prachtbauten aller Art schmücken die herrlich gelegene Stadt San Francisco.

Allerdings erheischte es der kolossalsten Anstrengungen, um der immer mächtiger aufblühenden Stadt ein geeignetes Terrain für die Weiterentwickelung zu schaffen, war doch dieses Terrain ursprünglich ein Gewirr von steilen Hügeln, engen Thälern und hohen Sanddünen. Zerklüftete vulcanische Gesteinsmassen traten allenthalben zu Tage und so war die Baustelle im Grunde genommen eine so ungünstige wie nur möglich, vornehmlich zur Anlage einer Stadt, die nach amerikanischer Weise schachbrettartig „ausgelegt“ werden sollte. Amerikanischer Unternehmungsgeist, der keine Bedenken und keine Hindernisse kennt, sobald der praktische Werth im Hintergrunde sichtbar ist, wußte aber auch hier zu siegen, so daß heute jeder Klardenkende zugeben muß, daß die gemachten gewaltigen Anstrengungen trotz ihrer Kostspieligkeit das einzig Richtige waren, um das gesteckte Ziel zu erreichen.

Welchen Umfang die Arbeiten hatten, um den Plan der Stadt durchzuführen, vermag heute der Reisende freilich kaum noch zu gewahren. Ganze Berge Sandes mußten abgetragen werden, um mit dem gewonnenen Erdreiche die Thäler auszufüllen. Zugleich wurden die dem Hafen zunächst liegenden Dünen dazu verwendet, einen Theil der flachen Küste der Bai zuzuschütten, so daß auf dem gewonnenen Boden neue Straßen angelegt und gegen die Bai hin mächtige Werfte gebaut werden konnten, wodurch heute selbst den tiefstgehenden Seeschiffen das Anlegen an den Werften möglich ist. Die bereits vorhandenen älteren Straßen wurden erweitert und verschönert, überall schossen prächtige Neubauten empor, so daß sich heute die westliche Metropole vollständig ebenbürtig an die Seite ihrer älteren Schwestern im Osten stellen kann.

Die meisten dieser modernen Prachtbauten in San Francisco sind freilich nur Holzpaläste, darum aber nicht minder kostbar, bisweilen sogar von einer überladenen, theatralisch wirkenden Pracht. Es wäre unrichtig, anzunehmen, daß bei der Wahl des Baumaterials etwa Billigkeitsrücksichten maßgebend gewesen wären, sind doch manche dieser Holzbauten mit einem Kostenaufwande von Millionen von Dollars aufgeführt worden. Man zieht die Holzbauten als Wohnhäuser den Steinpalästen vor, weil das ziemlich feuchte Seeklima auf letztere sich unangenehm äußert und dann auch, weil San Francisco mitunter von Erdbeben heimgesucht wird.

Der grandioseste, wenn auch nicht schönste Bau von San Francisco ist das berühmte „Palace Hotel“, in welchem ich Quartier nahm. Thurmhoch ragt dieser Colossalbau in die Luft, einen Flächenraum von 96,250 Fuß bedeckend. Das

Hôtel ist im Stande, mit einem Male 1200 Gäste zu beherbergen. An Zimmern hat das Palace-Hôtel 35 mehr, als das Grand-Hôtel in Paris, welches bis jetzt als die colossalste Karawanserie auf dem Erdenrund gehalten wurde. Das Gebäude hat acht Stockwerke, von denen das untere 25, und die übrigen 14 bis 16 Fuß hoch sind. Das Innere hat drei Lichthöfe, von denen der mittlere mit einem 18 Fuß breiten kreisförmigen Fahrwege, einem mit Marmorgetäfel ausgelegten Trottoir und einem mit Statuen, Springbrunnen und exotischen Gewächsen decorirten Garten versehen ist. Bieten die äußeren Façaden dieses Colossalbaues künstlerisch nicht viel Anziehendes, so ist auch die Gliederung des Lichthofes leider ein völlig mißrathener Versuch, monumentale Wirkung zu erzielen. Breite Gallerien umschließen nämlich den weiten Hof und thürmen sich mit ihren weißen Säulen etagenweise so wenig künstlerisch über einander empor, daß der Gesammteindruck ein überaus nüchterner ist. Zur Unterdrückung von Feuersgefahr sind wohl umfassende Vorkehrungen getroffen worden, sollte aber einmal in diesem Bauwerke ein größerer Brand um sich greifen, so wären die in den oberen, labyrinthartig ineinanderlaufenden Stockwerken wohnenden Personen unrettbar verloren.

Wohl keine Stadt des amerikanischen Continentes hat eigenthümlichere Bevölkerungsverhältnisse aufzuweisen, als die Stadt am Goldenen Thore. Tritt der Fremdling vom Großen Ocean in die Bai des heiligen Franciscus ein, so überraschen ihn die lateinischen Segel italienischer und maltesischer Fischerboote. Sardinische und sicilianische Fischer sind sehr zahlreich vertreten, desgleichen Südfranzosen und Spanier, die sich theils dem Handel, theils dem Öl- und Weingeschäfte, theils dem Gemüsebau hingeben. Daß an den gleichfalls romanischen Mexikanern kein Mangel ist, setzt schon die Nähe der Republik voraus. Ziemlich stark sind auch die deutschen, skandinavischen und slavischen Colonien, und verliert man sich in das Stadtviertel, welches zwischen der Sacramento-, der Commercial-, Dupont-, Pacific- und Jackson-Straße gelegen ist, so glaubt man sich gar im himmlischen Reiche, in China, zu befinden.

Die mit Sturmeseile über die ganze civilisirte Welt verbreitete Kunde von der Entdeckung der californischen Goldminen war auch über den Großen Ocean, nach China gedrungen und hatte die Einwanderung jener Söhne des himmlischen Reiches zur Folge, die für die erste Zeit recht willkommen waren, heute aber den bestgehaßtesten Theil der Bevölkerung Californiens ausmachen.

Die Abneigung der Amerikaner gegen die chinesische Einwanderung ist eine wohlbegründete, denn während der europäische Einwanderer sehr bald amerikanische Gebräuche und Anschauungen annimmt, mit den Eingeborenen vollkommen verschmilzt und mit ihnen jenen harmonischen Körper verwandter Elemente bildet,

welcher in Bälde eine der fortgeschrittensten und mächtigsten Nationen der Erde zu werden verspricht, trägt hingegen der Chinese keineswegs das Verlangen, sich hier ein Heim zu errichten und eine Familie zu gründen. Die neue Welt ist ihm lediglich ein Gebiet der Ausbeutung, und sobald er sich genügende Mittel erworben hat, um in seinem eigenen Vaterlande leben zu können, kehrt er Amerika den Rücken; ja, im Falle seines Todes gehen sogar seine Gebeine wieder in das Land seiner Geburt zurück.

Die Einfuhr der Chinesen nach Californien ist keine Einwanderung. Die Zöpfeträger werden fast durchweg kontraktmäßig geliefert und stehen in Diensten von großen chinesischen Compagnien, welche ihnen Reisemittel und sonstige Unterstützungen vorschießen. Sie kommen als Miethlinge, nur zu dem Zwecke, die weißen Arbeiter zu unterbieten und thun dies in einer für sie selbst vortheilhaftesten Weise, da sie nicht allein das Problem gelöst haben, mit einem Minimum von Luft und Raum zu existiren, sondern auch, den Körper auf das Billigste, für 10—15 Cents täglich, zu erhalten.

In welchem Gegensatze der chinesische Arbeiter als Consument zu dem weißen Arbeiter steht, ergiebt sich wohl am besten aus den Beobachtungen, die ein im Dienste des arbeitsstatistischen Bureaus in Washington stehender Agent veröffentlichte, dessen Aufgabe es war, von Haus zu Haus zu gehen, um zu sehen, wie die Arbeiterfamilien leben. Wir entnehmen seinen Beobachtungen einige für eine ganze Gattung von Arbeiterfamilien charakteristische Fälle:

Zuerst kommt eine aus sieben Personen weiblichen Geschlechts bestehende Familie in Brooklyn, welche ihren Lebensunterhalt durch Nähen von Männerkleidern verdient. Zwei der Töchter arbeiten außerhalb und zwei andere besuchen die Schule. Die Mutter verrichtet die Hausarbeit, besorgt das Kochen und hilft beim Nähen. Die zwei ältesten, erwachsenen Töchter nähen von Morgens 6 Uhr bis Abends $^1/_2$7 Uhr und das Einkommen der ganzen Familie beträgt im Durchschnitt 16 Dollars die Woche.

Das Frühstück besteht aus Thee und Brot, das Mittagessen aus Fleisch, Kartoffeln und „Pie“. Abends giebt es wieder Thee und Brot. Diese Ernährung kostet 12 Cents pro Tag für jedes Mitglied der Familie oder 6 Dollars pro Woche. Für Miethe werden 2 Dollars 56 Cents, für Kleidung 2 Dollars 30 Cents, für Heizung und Licht 1 Dollar und für andere Bedürfnisse 4 Dollars wöchentlich ausgegeben, so daß 14 Cents für Nothfälle übrig bleiben. Die jährliche Ersparniß beträgt 5 Dollars. Eine aus sechs Köpfen bestehende Familie in Brooklyn hat ein Einkommen von 11$^1/_2$ Dollars wöchentlich, das der Vater durch Spitzenklöppeln verdient. Für Nahrung werden 7 Dollars und für Miethe

2 Dollars verausgabt, und der Rest geht für Kleidung und andere Bedürfnisse gänzlich drauf.

Eine andere, im Osten wohnende, neun Mitglieder zählende Familie verdient 19¼ Dollars wöchentlich, wovon am Ende des Jahres 3 Dollars gespart sind. Die wöchentlichen Ausgaben bestehen in 15⅓ Dollars für Nahrung, 1½ Dollars für Miethe und der Rest wird für Kleidung, Heizung u. s. w. gebraucht. Nun folgt eine in einem südlichen Staate lebende Familie von sechs Köpfen. Der Vater verdient als Cigarrenmacher von 6 bis 9 Dollars wöchentlich, ist aber oft beschäftigungslos. Die Mutter verdient 3 Dollars mit der Nähmaschine. Für Nahrung werden 2⅘ Dollars und für Miethe 1 Dollar verausgabt und die Ersparniß eines Jahres beträgt 4 Dollars. In keinem dieser typischen Fälle reicht das Einkommen weiter, als bis nothdürftig von der Hand in den Mund zu leben.

Diesem gegenübergestellt ist das Beispiel eines Durchschnitts-Chinesen in San Francisco. Derselbe ist ein Besenmacher und verdient 90 Cents den Tag. Er haust mit sieben anderen Mongolen in einem Keller, was ihm einen halben Cent per Tag kostet. Er nimmt jeden Tag zwei starke Mahlzeiten, bestehend aus Reis und Schweinefleisch, zu sich, wofür er 31½ Cents bezahlt. Für Kleidung giebt er das ganze Jahr hindurch nicht mehr als 5 Dollars aus und dieselbe Summe kostet ihn, was sein einziger Luxus zu sein scheint, das Rasiren des Schädels und die Pflege des Zopfes. Seine Jahres-Einnahme beträgt 231 Dollars, wovon er nur 84 Dollars 92 Cents braucht. Er erübrigt durch seine viehische Existenz 146 Dollars im Jahre und davon bleibt kein Cent im Lande.

Weitaus billiger lebend wie der Weiße, kann der Chinese demnach auch weitaus billiger arbeiten und verkaufen, und so ist in zahlreichen Beschäftigungen die Concurrenz der weißen Arbeiter vollständig aus dem Felde geschlagen worden. Fast gänzlich in die Hände der chinesischen Bevölkerung sind die Gewerbe der Kleider- und Schuhmacher übergegangen, desgleichen finden wir die Söhne des himmlischen Reiches als Wäscher, Cigarrenarbeiter, Hemdenmacher, Gerber und Dienstboten thätig und vornehmlich auch beim Berg-, Eisenbahn-, Acker- und Weinbau beschäftigt. In Folge ihrer fabelhaften Geschicklichkeit, ein Handwerk praktisch zu erlernen, werden sie später die erfolgreichsten Concurrenten der aus Billigkeitsgründen sie anstellenden Amerikaner, und so werden die Vortheile, welche chinesische Gesellen bieten — Fleiß und spottgeringer Lohn — gar oft zu Danaergeschenken.

San Francisco zählt gegenwärtig an 30—35,000 Chinesen, welche, einen Staat im Staate bildend, ihre eigenen Streitigkeiten vor eigenen Gerichten ausmachend und sich gegenseitig auf alle mögliche Weise schützend und unterstützend, einige der belebtesten Geschäftsstraßen an sich gerissen haben und hier, wie in der

weiteren Umgebung möglichst dicht und zusammengedrängt wohnen und bald in größeren Räumen, bald in dumpfen, moderigen Kellern oder Löchern oder auf offener Straße ihr Handwerk betreiben.

Dieser chinesische Ghetto ist der wunde Fleck von San Francisco, ein solches Labyrinth von Übervölkerung, Schmutz und Laster, daß es nur einer einzigen eingehenderen Besichtigung desselben bedarf, um die Erbitterung verstehen zu lernen, mit welcher die gesammte pacifische Bevölkerung gegen die fernere Chineseneinfuhr kämpfte, bis dem Congresse der Vereinigten Staaten endlich das gesetzliche Verbot derselben auf zehn Jahre abgerungen war. Beschränkt man sich nur auf einen Besuch der Hauptstraßen des Chinesenviertels, seiner Tempel, Theehäuser und Curiositätenläden, so würde man nur die interessante, malerische Seite des Chinesenquartiers kennen lernen, denn hier giebt es größere, sauber aussehende Kaufläden, deren Inhaber mit Thee, kostbaren Broncen, Seidenstoffen, Porzellan, Lackwaaren und dergleichen handeln, ferner Restaurants und Theestuben, die sich durch große Eleganz und Sauberkeit auszeichnen. Wände und Decken sind mit reichgeschnitztem Holzwerk getäfelt und mit vergoldetem Ornamentwerk überladen. Bunte Papierlaternen verstreuen ihr gedämpftes Licht über die aus hartem Teakholze gefertigten und polirten Möbel, sowie über die behaglich ihre Pfeife schmauchenden Gäste, denen weißgekleidete Aufwärter in zierlichen Tassen den Thee, Chinas Nationalgetränk, credenzen. In diesen Hauptstraßen herrscht überall das bunteste Leben und Treiben, und Schritt für Schritt sind allerlei Genrebilder zu entdecken, welche durch das eigenartige Kostüm der Personen, die rothen, blauen und schwarzen Firmen- und Reklametafeln mit der funkelnden Goldschrift noch den Reiz des Fremdartigen, Besonderen haben.

Nachdem ich tagelang diese besseren Straßen gemustert hatte, wollte ich auch die Kehrseite der Medaille kennen lernen und vertraute mich der Führung eines mit allen Mysterien des chinesischen Ghettos vertrauten Detectivs an, um denselben auf einer nächtlichen Wanderung zu begleiten.

Aus der belebten Pacificstraße bogen wir zunächst in ein enges, übelduftendes Seitengäßchen, die berüchtigte Sullivan Alley, welche von den Chinesen selbst „die Straße der Aussätzigen" genannt wird, denn hier befindet sich inmitten elender Bretterbuden das „Pesthaus", eine Stätte des Elendes und Jammers, wo hinter nothdürftig mit Papier verklebten Fenstern aussatzbehaftete Kranke ein grauenhaftes Dasein fristen.

In dieser Gasse, einem Unterschlupf für allerhand zerlumptes Gesindel, befanden sich außer dem Pesthause auch zwei chinesische Leihhäuser, woselbst die versetzten Pfandstücke in hohen Bretterverschlägen untergebracht sind. Sehr



Im Chinesenviertel von San Francisco.

zahlreich waren sonderbar gestaltete Waffen vorhanden, zweischneidige Messer und Dolche, Todtschläger, Pistolen u. s. w., die zu der Ausrüstung der „High-binders“ gehören, jener Sorte von chinesischen Banditen, welche für ein paar Dollars zur Ausführung eines Mordes zu dingen sind. Fast jeder Chinese trägt insgeheim irgend eine Waffe, sei es auch nur ein langes Messer, in den Falten oder Ärmeln seines weiten Gewandes verborgen; beliebt sind auch jene Dolche, die in ihrer äußeren Ausstattung von einem zugeklappten Theaterfächer sich nicht unterscheiden und demnach in der unauffälligsten Weise tragen lassen.

Unweit der Sullivan Alley befindet sich ein sogenanntes „Josshouse“, ein chinesischer Tempel, in welchen wir gleichfalls eintraten.

Nahe der Thüre war irgend ein Gott geringeren Grades aufgestellt, welcher gewissermaßen Portierdienste verrichtet. Seines Amtes ist es nämlich, darüber zu wachen, daß dem Hause und denen, welche in dasselbe eintreten, kein Unfall geschehe. Dicht daneben war ein aus Ziegeln errichteter Kamin, und ein mit uns kommender Chinese warf einige auf rothes und blaues Papier gedruckte Gebete in diesen Ofen, damit dieselben mit dem wirbelnden Rauche zu den Göttern emporsteigen möchten. Im Hintergrunde des Raumes waren die in Elfenbein und Bronce ausgeführten Bilder dieser kreuzbeinig sitzenden Götter selbst aufgestellt: links der „Gott der Medizin“, der in der Hand eine Pille hielt und neugierig mit seinem bronceuen Gesichte in drei vor ihm stehende Likörgläser lugte. Der mittlere Schrein enthielt drei andere Gottheiten, im Centrum saß, eine schreckliche Grimasse schneidend, der schwerttragende „Gott des Krieges“, ihm zur Seite der „Gott der Gebirge“ und der „Gott der Thäler“. Ferner umschloß der Tempel noch eine „Göttin der Tugend“, nebst großem Gefolge, sowie den originellen „Gott der Thiere“, von welch' letzterem behauptet wird, daß er dieselbe Macht über alle thierischen Wesen habe, wie sie voreinst St. Patrik über die Schlangen Irlands besaß. Seine Heiligkeit war in Gestalt einer Katze dargestellt, mit weitgeöffnetem Maule, glühenden Augen und ausgerecktem Schwanze. Nase und Schwanz waren stark beschädigt, wofür etliche Ratten verantwortlich zu machen sind, welche in der Stille der Nacht stets den über die Nase des Gottes gelegten Streifen Speck wegstehlen, womit die chinesischen Priester den Hunger dieses fürchterlichen Gottes zu stillen suchen. In der abendlichen Beleuchtung machte der mit allerlei Broncen, Porzellanvasen, funkelndem Schmuckwerk und bunten Fähnchen ausgestattete Raum, in welchem überall kleine Flämmchen glühten, einen eigenen magischen Eindruck.

Wie überall, wo eine Kirche steht, der Weg nicht weit zu einer Schenke ist, so hatte der chinesische Beelzebub auch hier neben die Kirche eine Kneipe und ein Spielhaus angeklebt.

Da mein Führer hier augenscheinlich wohlbekannt war, und man mir sofort den Fremdling ansah, so machten uns die um den Ladentisch sich drängenden Mongolen sofort Platz, auch erhielten wir Zutritt zu dem 6 bis 12 Fuß langen Raume, der als Spielzimmer diente. Der Raum war zum Erdrücken voll, und Alles drängte sich um den Spieltisch, auf welchem Dominosteine und die mit viereckigen Löchern versehenen chinesischen Kupfermünzen klapperten. Da Hazardspiele in Amerika verboten sind, so hat ein Spielzimmer in der Regel ebenso viele Thüren zum Entweichen aufzuweisen, als ein Fuchsbau Löcher hat, und diese Thüren sind meist gegen jeden unberufenen Besuch fest verschlossen.

Der Vorderraum der Kneipe war zugleich eine Boutique, in welcher Eßwaaren aller Art zu haben waren; aber das, was hierselbst zur Schau gestellt war, erregte in uns keineswegs das Verlangen nach seinem Besitz. Da waren getrocknete Fische und jene aus China importirten Eier, die man dadurch frisch zu erhalten sucht, daß man sie vor ihrer Versendung mit einer harzigen Kruste überzieht. Daneben lagen mit braunem Firniß bestrichene Spanferkel, und Haufen von schmierig aussehenden Kuchen und regenwurmähnlichen Würsten. An Holzstäbchen gereiht, hingen getrocknete Entenleiber und Kaninchen, im Hintergrunde waren zwei im tiefsten Negligé befindliche Köche damit beschäftigt, für die werthen Gäste ein „Ragoût fin à la Melikan Man“ zu bereiten, ein aus gehackten Schweinsfüßen und Hasenohren bestehendes Compositum, welches mit Arrakſauce übergossen wird.

Der äußerst widerwärtige Geruch, welcher die Boutique durchwogte, trieb uns hinaus, und nachdem wir eine Weile an der frischen Luft Athem geschöpft hatten, besuchten wir eins jener zahlreichen Häuser, welche bis in die kleinsten Winkel überfüllt sind. Welch ein Schmutz herrschte in diesen Räumen! Überall waren die Wände mit einer dicken Rinde Unrath überzogen, feuchtklebrige Massen machten den Fuß auf Schritt und Tritt ausgleiten, und überall herrschte eine Pestluft, die förmlich Übelkeit erregend wirkte.

Und ringsum an den Wänden dieser scheußlichen Gelasse erhoben sich hölzerne Verschläge, die wie Schiffskojen aussahen, fünf- und sechsfach über einander, und in diese Verschläge hatten sich allenthalben menschliche, mit Lumpen bedeckte Wesen verkrochen, um hier die Nacht zu verbringen.

Derartige Schlafkojen fanden sich in jedem Raume, mitunter nur einen engen Gang lassend, damit sich ein Mensch durchwinden könne. Von dem Dachstuhl stiegen wir in das Erdgeschoß hinab, von diesem hinab in den Keller und überall fanden wir diese Verschläge, in denen, Leichnamen gleich, menschliche Wesen lang ausgestreckt lagen.



Chinesische Schlafkojen in San Francisco.

Mehrere andere Häuser, welche wir besuchten, waren in gleicher Weise übervölkert; manchmal sogar ging es mehrere Stockwerke tief hinab in die Erde, denn die schlitzäugigen Mongolen haben hier in echter Maulwurfsarbeit, um kostenlos Raum zu gewinnen, die Keller und Straßen unterminirt und all' diese unterirdischen Gelasse, die durch Thüren und schmale Gänge mit einander verbunden sind, mit ihren allgegenwärtigen, von Schmutz überschleimten Schlafverschlägen, in die sie gleich Kellerwürmern hineinkriechen, ausmöblirt. In einem dieser unterirdischen Erdlöcher, die nach europäischen Begriffen aller Lebensluft entbehren, wohnten drei Chinesen mit einem uralten, unbeschreiblich häßlichen Weibe zusammen, welches gerade dabei war, das Nachtmahl zu kochen. In einem großen Kessel brodelte ein Ragout von undefinirbaren Ingredienzen und erfüllte den Raum mit einem unaussprechlich widerlichen Knoblauchgeruch. Ein elendes Öllämpchen verbreitete ein trübes Licht in dem qualmerfüllten Gemach, das in seiner Ausstattung einen geradezu abstoßenden Eindruck machte. Die zerlumpte, in dem Kessel rührende Alte war die leibhaftige Hexe von Endor, und die pergamentenen Mongolengesichter der gleich Bestien in ihren Verschlägen kauernden Chinesen musterten uns mit so offenbar feindseligen Blicken, daß ich froh war, als wir unbehelligt diese Mörderhöhle hinter uns hatten. Aus einem Loche nebenan drang der widerlich süßliche Geruch des Opiums. An den Wänden dieser elenden Höhle, die so niedrig war, daß ich mich bücken mußte, um hineinzukommen, lagen etwa sechs Menschen in den verschiedensten Stadien des Opiumrausches, stumpfsinnig vor sich hinglotzend und die fremden Besucher kaum beachtend. Auf der Seite lag einer der Mongolen mit halbgeschlossenen Augen, aber noch fähig, mit einer langen Nadel einem kleinen Töpfchen ein wenig der zähen, schwarzbraunen, lakritzenartigen Opiummasse zu entnehmen, dieselbe an dem ihm zur Seite stehenden Lämpchen zu härten und mit den Fingern zu jener Pille zusammenzudrehen, die gerade das kleine Loch der stabförmigen Pfeife auszufüllen vermag. Nachdem so die Pfeife zum Gebrauche fertig war, wurde dieselbe wieder dem Flämmchen genähert, bis das Opium zu brennen begann.*) So that

*) Eine Pfeife zum Rauchen fertig zu machen, erfordert mancherlei Kunstgriffe und kann von Uneingeweihten erst durch längere Übung erlernt werden. Man nimmt zunächst mit der Spitze einer langen Nadel (Yen hock) ein glasperlengroßes Theilchen Opium und hält dasselbe über die Flamme einer kleinen Lampe. Das Stückchen Opium schwillt schnell bis zur Größe einer kleinen Kastanie, platzt dann, wobei etwas Dampf entweicht und schrumpft nun wieder zusammen. Dies Verfahren wird so lange wiederholt, bis das Opium nicht mehr aufschwillt; der Zweck ist, alle Feuchtigkeit zu verdampfen, bis die Masse hart und trocken wird wie ein Stück Siegellack. Nun wird der Pfeifenkopf angewärmt und das Opium in geschmolzenem Zustande mit Hülfe der Spitze des „Yen hock" über der Kopföffnung kegelförmig aufgehäuft. Sodann wird das Opium erhitzt, bis es sehr weich wird und mit dem „Yen hock" ein Kanal bis zur Pfeifenöffnung durchgestoßen. Mit dem flachen Theil der Nadel wird die Spitze des

der Raucher fünf, sechs Züge, verschluckte den Rauch, und versank nun vollends in jene Lethargie, während welcher die Seele in allen Wonnen himmlischer und irdischer Glückseligkeit schwelgt, während der Leib in seiner Unbeweglichkeit ein Bild völligster Verthierung darbietet.

Schaudernd verließ ich diese unerträglich heiße, mit Gestank erfüllte Höhle, vergeblich mich bemühend, den eigenthümlichen, widrigen Opiumgeruch los zu werden, der noch für Tage in meiner Nase haftete.

Wir traten wieder hinaus in's Freie, unter den sternbesäten Himmel, der mit seinem dunklen Mantel die scheußlichsten Bilder dieses Sumpfes menschlicher Verkommenheit verhüllte. Aus den Häusermassen, deren Silhouetten unheimlich finster sich gegen den Nachthimmel abhoben, strahlte kein freundliches Licht, nur manchmal flackerten da und dort, Irrwischen gleich, kleine Flämmchen auf, um nach wenigen Augenblicken in einem Unterschlupf oder einem Gange plötzlich zu verschwinden. Auch tönten wohl gedämpfte Stimmen an unser Ohr, ohne daß wir die auf dicken, den Fußtritt unhörbar machenden Filzsohlen dahinschleichenden Personen in der Finsterniß zu erkennen vermocht hätten.

Endlich kamen wir wieder auf eine beleuchtete Gasse, wo in den Rahmen kleiner Fensterchen kunstvoll frisirte, mit blitzenden Nadeln und Schildpattkämmen besteckte Mädchenköpfe sichtbar wurden. Die weibliche Bevölkerung des Chinesenviertels ist nicht sehr zahlreich, besteht aber, nur wenige Frauen reicherer Kaufleute abgerechnet, fast durchweg aus Prostituirten. Dieselben werden auch lediglich zu Zwecken der Prostitution in China angekauft und nach der pacifischen Küste exportirt. Über den Thüren der kleinen, vogelbauerähnlichen Gehäuse, in welchen diese mandeläugigen Priesterinnen der Venus untergebracht sind, befindet sich auf einem Streifen rothen Papieres in chinesischen, mitunter auch englischen Lettern der Spruch: „May those who enter and depart see happiness."

Ohne eine solche Glückseligkeit genossen zu haben, verließen wir den chinesischen Ghetto, welcher, einem riesigen, von Madengewimmel belebten Käse vergleichbar, die Pestbeule von San Francisco ist und einem fressenden Geschwüre ähnlich, immer neue Häuser, immer neue Straßen in den Bereich seiner Ausdehnung zieht. Denn wo die Chinesen an den Grenzen dieses Ghettos ein Haus

Kegels abgestumpft, bis die Opiummasse eine cylindrische Form annimmt; dies nennt man dann „Pille". Jetzt wird der Kopf nochmals gründlich erhitzt, mit dem „Yen hock" im Kanal der Pille. Nun schmilzt das Opium und klebt auf dem Kopfe fest. Endlich wird die Nadel wieder herausgedreht und das Rauchen kann beginnen. Hierbei wird die Pfeife direkt über die Lampe gehalten, das Opium schmilzt abermals und die ausströmenden Dämpfe werden durch das Pfeifenrohr eingesogen, wobei zugleich das schmelzende Opium in den Kopf der Pfeife gesaugt wird. Nach wenigen Zügen ist die Pfeife leer, und der ganze Vorgang hat auf's Neue zu beginnen.

erobern und sich in demselben festsetzen, da räumen die weißen Nachbarn in aller Kürze das Feld, denn es ist einem Menschen kaukasischer Abstammung nicht möglich, sich an die Nachbarschaft solcher von Schmutz und Unrath starrenden, von Ungeziefer wimmelnden und eine wahre Pestluft aushauchenden Schlafkasernen zu gewöhnen. Der Promptheit dieses Rückzuges der Weißen entspricht die Promptheit des Vorrückens der Chinesen, die über kurz oder lang die leerstehenden Häuser, für welche sich absolut keine weißen Miether finden, an sich bringen, und so vollzieht sich hier die Verdrängung der Weißen in der geräuschlosesten und friedlichsten Weise der Welt. —

Da bereits der Morgen graute, so fuhr ich, um die häßlichen Eindrücke der durchlebten Nacht los zu werden und frische Luft zu athmen, zu dem einige Meilen von der Stadt entfernten Cliff Hause hinaus, einem villenartigen Bau, von dem aus man einen herrlichen Blick über den Großen Ocean genießt. Unweit von den nach der Seeseite hin das Haus umgebenden Veranden ragen drei mächtige graue Klippen aus dem Meer und hier tummelt sich ein Thiergewimmel, so absonderlich, daß wir uns plötzlich nach den Gestaden des unwirthlichen Polarmeeres versetzt wähnen. Leib an Leib gedrängt, lagern hier, von Wasservögeln umschwärmt, Hunderte von Seelöwen auf den Klippen, die Luft mit ihrem heiseren Gebell und krächzenden Geblöke erfüllend. Da schleppen sie sich mühsam auf ihren auswärts stehenden Vorderflossen das steile Geklipp hinan, um sich von dem Gipfel desselben wieder hinab in die schäumende Tiefe zu stürzen. Einige schlafen, andere fechten blutige Kämpfe aus. Hier und da spielen die Alten mit den Jungen oder sind mit dem Säugen derselben beschäftigt. Eines der größten dieser fettleibigen, bis 2000 Pfund schweren Thiere, der gewaltigste Schreier unter allen, ist mit dem Namen eines bekannten, viel redenden Congreßmitgliedes getauft worden.

Fürwahr, ein sonderbares Bild, in seiner Art wohl ohne Seitenstück in der Welt. Und darüber hinaus dehnt sich der unermeßliche Ocean. Am Horizonte leuchten einige Segel. Wohin mögen sie ziehen? Nach den Besitzungen des britischen Reiches oder nach Südamerika, nach Indien oder Australien? Wer will es sagen, steht doch den das Goldene Thor verlassenden Schiffen die ganze Welt offen von Pol zu Pol, vom Occident bis zum Orient.





Das Goldene Thor bei San Francisco.

Durch Oregon und Washington.

Ich hatte auf dem nach Oregon bestimmten Küstendampfer „the Queen of the Pacific“ Passage genommen, um auch den äußersten Nordwesten der Union kennen zu lernen.

Ruhig, fast feierlich durchschnitt der seinen stolzen Namen vollauf verdienende Prachtdampfer der „Oregon Railway and Navigation Company“, welcher seine erste Fahrt unternahm, die schäumenden Wogen, nicht als habe er eine fast überreiche Ladung genommen, sondern als trage er eine Feder. Die Ausstattung des Schiffes war in der That eine glänzende, die Wandungen des Salons waren mit Schnitzereien in Eichen- und Lorbeerholz bedeckt, namentlich der obere Salon, in welchem sich tagsüber die Passagiere aufzuhalten pflegten, bildete mit seinen reichen Schnitzereien, den mit bunten Glasmalereien versehenen Schiebefenstern ein überaus reizendes Schaustück moderner Ausstattungskunst, welches aber noch durch die bekanntlich keinem amerikanischen Dampfer fehlenden „Bridal-rooms“ übertroffen wurde. Carminrothe Sammtvorhänge verbargen die schwellenden Lager, gepreßte Goldtapeten gleißten im Widerschein der ein rosiges Licht verbreitenden Ampeln, und farbenprächtige orientalische Teppiche machten jeden Fußtritt verklingen.

Kann es wundern, daß diese zur Wirklichkeit gewordenen Künstlerphantasien schon lange vor der Abfahrt des Dampfers durch junge Ehepärchen mit Beschlag belegt worden waren, um in diesen Räumen jene mitunter an Abenteuern und Gefährnissen reiche gemeinsame Fahrt anzutreten, die man die Ehe nennt?

Und nun glitt der Dampfer durch das Goldene Thor hinein in den Großen Ocean. Hinter uns breitete sich die mächtige Stadt mit ihren reichen Prachtgebäuden

über den gelbfarbigen, auf- und abschwingenden Hügeln, die mit ihren weit vorgelagerten Sanddünen, mit den stellenweise hervortretenden braunen Basaltabstürzen stets wechselnde Scenerien boten. Zur Rechten endigte das Festland in wildzerklüftete, senkrecht abfallende, mehrere hundert Fuß hohe Klippen, von deren Plateau ein Leuchtthurm herübergrüßte. Zur Linken dräuten die Feuerschlünde des Fort Point; inmitten der weltberühmten Straße aber erhob sich die mit Festungswerken versehene Felseninsel Alcatraz aus den schimmernden Fluthen. Fern im Hintergrunde der weiten San Francisco Bai aber schoben sich die Höhenzüge der Contra Costa empor, überragt von der 28 Meilen entfernten blauen Doppelkuppe des an 4000 Fuß hohen Monte Diablo.

Daß das Goldene Thor darum so genannt worden wäre, weil es den Thorweg zu dem an unermeßlichen Schätzen reichen Eldorado bildete, dürfte wahrscheinlich erscheinen. Die Bezeichnung ist aber weit älteren Ursprunges, denn lange Jahre bevor das gleißende Metall in Californien entdeckt wurde, hatten die Spanier der schönen Meeresstraße diesen Namen verliehen, weil der Goldglanz der sinkenden Sonne allabendlich die Meeresstraße in der That als eine goldene, zum Ocean führende Pforte erscheinen ließ.

Den ersten Tag der Reise behielten wir die Küste Californiens, einen festgeschlossenen, von Gebirgen überragten Klippenwall ohne irgend eine Einbuchtung, in Sicht, erst am folgenden Morgen fanden wir uns auf dem grenzenlosen, unermeßlichen Rücken des Stillen Oceans. Während der größte Theil der Reisegesellschaft, darunter vor allem die neugebackenen Ehemänner, in ihren Kabinen ächzten und stöhnten und dem grausamen Neptun Opfer brachten, lehnte ich behaglich an der Bugbrüstung des Schiffes und sah den Zügen von Enten und Tauchern zu, welche beständig vor dem nahenden Fahrzeug aufstrichen, um sich außerhalb seines Bereiches wieder niederzulassen. Auch einige Walfische rauschten in regelmäßigen Pausen empor, um Luft zu schöpfen und springbrunnenartige Wasserstrahlen aus den Nasenlöchern zu blasen. Am dritten Tage unserer Meerfahrt tauchte die Küste von Oregon empor. Dunkle, mit Nadelholz bedeckte Höhen fielen steil gegen die bleifarbene Fluth ab, über sie hinweg glitt der Blick bis zu den fernen Kuppen der Inlandgebirge.

Und nun öffnete sich da, wo die 5000 Fuß hohen, in ihrer Form an einen mexikanischen Sattel erinnernden und darum auch so genannten Saddle Mountains sich erheben, ein zwölf Meilen weites Thor, die Mündung des Columbia, der hier mit seinem Eintritte in's Meer eine sehr gefürchtete, äußerst schwierig zu passirende Barre bildet, auf welcher schon manches Schiff elend zu Grunde gegangen ist. Meilenweit vermochten wir die schäumenden Wogenberge zu verfolgen, welche durch

den Zusammenstoß des gewaltigen Columbia mit den Wellen des Oceans hervorgerufen werden und donnernd übereinanderstürzen. Nach harter mehrstündiger Arbeit gelangte die „Queen of the Pacific" endlich in die kaum eine Schiffslänge breite Fahrstraße und erreichte nun bald Astoria, einen Ort, der seine Gründung bis in das erste Decennium unseres Jahrhunderts zurückdatirt. Astoria kann sich sonach eines längeren Bestehens rühmen, als San Francisco und die meisten anderen größeren Städte westlich vom Mississippi. Und in der That ist die Geschichte Astorias und Oregons mit so vielen goldenen Fäden der Romantik durchwoben, daß es sich verlohnen dürfte, in Kürze einen Blick auf dieselbe zu werfen. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts, im Jahre 1547 drang eine spanische, von Cortez ausgerüstete Expedition bis zum 43. Breitengrade, also über die Südgrenze des heutigen Oregon hinaus, vor; 1579 segelte der berühmte Freibeuter Drake noch drei Grad nördlicher, ihm folgte 200 Jahre später der große Weltumsegler Cook, der im Jahre 1778 der ganzen Küste von Oregon und Washington entlang segelte; 1792 folgte Vancouver; im selben Jahre entdeckte der Amerikaner Robert Gray die Mündung eines mächtigen Stromes, den er nach dem Namen seines Fahrzeuges Columbia taufte. Nun wurde das einsame Land im fernen Nordwesten der klassische Boden für Abenteurer, es wurde zum Zankapfel dreier Reiche, für Spanien, England und die nordamerikanische Union, die sich alle auf das Eigenthumsrecht stützten, das dem Entdecker gebührt. Aus diesem Kampfe ging die letztere Macht als Siegerin hervor, Spanien entsagte im Jahre 1819, England jedoch erst im Jahre 1846 seinen Ansprüchen auf Oregon und damit endete der lange Streit um seinen Besitz. Die letzten, zwischen den Vereinigten Staaten und England bestehenden Grenzstreitigkeiten, die sich hauptsächlich um das Gebiet der den Eingang zum Puget Sunde bildenden Straße San Juan de Fuca drehten, wurden erst im Jahre 1872, und zwar durch den Ausspruch des zum Schiedsrichter erwählten deutschen Kaisers Wilhelm I. zum Austrag gebracht.

Von hohem Interesse in dieser Geschichte der Wirren ist die im Jahre 1810 erfolgte Gründung von Astoria, welche das Werk des in New York ansässigen deutschen Großkaufherrn Astor's war. Leider ging das kühn angelegte Unternehmen aber infolge der Ränke der mächtigen Hudsonbai-Compagnie zu Grunde, ewig unvergessen wird aber die romantische Geschichte dieser Gründung sein, welche kein Geringerer als Washington Irving in seinem klassisch schönen Werke „Astoria" geschildert hat. Heute ist das theilweise auf Pfählen dem Wasser entlang gebaute Astoria ein Städtchen von etwa 2500 Einwohnern und bietet außer seinen Lachspräservefabriken, die ihm neben der Zollabfertigungsstelle allein einige Wichtigkeit geben, nichts Bemerkenswerthes.

Gleich oberhalb des Ortes erweitert sich der Columbia, so daß er fast das Ansehen eines Landsees hat. Prächtige Wälder, zumeist von der herrlichen Douglastanne gebildet, reichen von den Höhen hernieder bis hart an den grünen Strom, welcher selbst für größere Seeschiffe 100 Meilen weit hinauf schiffbar ist. Und diese Schiffbarkeit erstreckt sich auch auf die unteren 10 Meilen eines Nebenflusses des Columbia, des Willamette Rivers, an dessen Ufer, eine gewiß seltsame Erscheinung, sich nun der bedeutendste — Seehafen von Oregon, die Stadt Portland, befindet. In dieser, damals 20,000 Einwohner zählenden Handelsmetropole des fernen Nordwestens langten wir um Mitternacht an, zu spät, um noch das Schiff verlassen zu können. In dieser Nacht ereignete sich an Bord, und zwar in der zweitnächst von der meinigen gelegenen Kabine, ein Mord, welcher aber erst einige Tage später entdeckt wurde, als die „Queen of the Pacific“ sich vom Werfte losmachte, um die Rückreise nach Californien anzutreten. Ein starker Fall in's Wasser erregte die Aufmerksamkeit der Mannschaft, und fand sich bei näherem Zusehen, daß der Leichnam eines Mannes mit durchschnittenem Halse in den Fluthen schwamm, welcher als Passagier die Fahrt von San Francisco mitgemacht hatte. Die Nachforschungen ergaben, daß der Todte zweifelsohne in seiner Kabine ermordet und sein Leichnam durch das enge Kabinenfenster gezwängt worden war, wo er aber zwischen Werft und Schiff bis zum Abgange des letzteren eingeklemmt blieb. Der Mörder wurde leider nicht entdeckt, ebenso blieben die Ursachen zu der That unentschleiert.

Meine Empfehlungen führten mich zunächst zu dem General-Landagenten der Nordpacificbahn, in dessen Gesellschaft ich eine Rundfahrt über die stattlichen, waldumkränzten Höhen vollführte, welche die Stadt im Halbkreise umschließen. Entzückend war der Blick von dem Balcon einer auf einem bewaldeten Plateau gelegenen Villa auf die betriebsame Stadt, die sich so luxuriös ausdehnte, als zähle sie eine mindestens dreimal größere Zahl von Bewohnern. Wo eben den Städten Amerikas genügender Raum zur Verfügung steht, da wird bei der Anlage der Straßen und freien Plätze mit demselben nicht gespart, Alles wird vielmehr gleich auf das Maß der zukünftigen Großstadt zugeschnitten und so stößt man nirgends auf jene bedrückende Enge, welche vielen Großstädten der alten Welt zu eigen ist. Freilich sind auch die Bedingungen ganz andere, unter welchen die Städtegründungen der beiden Welten vor sich gingen. Als in Europa die Menschen begannen, feste Plätze zu errichten, da galt es, sich eng an einander zu schließen, um die streitbaren Kräfte nicht über weithin sich erstreckende Wälle und Mauern zu zersplittern. Diesen eng zusammengezogenen Umwallungen hatten sich die Häuserreihen, die Straßenbreiten anzupassen, die sich nun, aus dem Mittelalter überkommend, nicht ohne enormen Aufwand an Kosten und Mühen verrücken lassen. Kranken zahlreiche

Städte der alten Welt an den Übelständen der ursprünglichen Stadtanlagen noch heute, so waren die verhältnißmäßig jungen Städte Amerikas von vornherein in der überaus glücklichen Lage, sich frei und ungehindert entfalten zu können.

So breit und behäbig dehnte sich auch Portland vor meinen Blicken aus, eine wahre Musterstadt, inmitten von mit Früchten beladenen Obstbäumen ruhend. Im Mittelgrunde des Panoramas wand sich der mit Werften und Waarenhäusern umgürtete Willamette River, dessen überaus fruchtbares Thal mit rapider Schnelligkeit der völligen Besiedelung entgegengeht. Das Thal erstreckt sich über hundert und fünfzig Meilen aufwärts bis zu den Calapooya Bergen, welche es von dem nicht minder schönen Umpquathale scheiden.

Fern im Osten aber ragte der schneebedeckte 11,225 Fuß hohe Gipfel des Mount Hood empor, weiter zur Linken die starren Züge der Cascaden Gebirge mit ihren stolzen Erhebungen, den Mounts St. Helens, Adams und Rainier, welche sämmtlich zwischen der Höhe des St. Gotthardt und Mont Blanc wechseln.

Die Mehrzahl dieser Berggiganten, die nicht mit Unrecht die leuchtenden Juwelen der Cascadenkette genannt werden, vermochte ich am nächsten Tage aus größerer Nähe zu beobachten, wo ich mich aufmachte, quer durch den nordwestlichsten Gebietstheil der Union, durch das Territorium Washington zu reisen und den schönen Pugetsund zu besuchen.

Auf dem Dampfer „Mountain Queen“ fuhr ich zunächst den Willamettestrom hinab bis nach Kalama, bestieg daselbst die nordwärts führende Zweigbahn der Nordpacificbahn und gelangte nachmittags nach Tacoma. Die ganze Fahrt führte zumeist durch Urwälder, die vielfach nur von wenigen Jägern und Fallenstellern betreten sind. Hier war wirkliches Waldheiligthum, so hoch, so hehr erschienen die herrlichen Bäume, unter denen die stattliche Douglastanne die Königin ist. Da waren ferner Balsam- und Zitterpappeln, Erlen, sowie die verschiedensten Eichen. Durch ihr herbstlich angehauchtes, broncegoldiges Laub drängten sich scharlachfarbene Sumachsträucher und die blutigrothen Blätter des wilden Weines, die ersten Boten des nahenden Indianersommers.

Leben und Tod ist in diesen erhabenen Wäldern seltsam gemischt. Die gewaltigste Vegetation erwächst mitten aus dem Grauen der Verwüstung. Bald muß der Jäger über einen umgestürzten Baumstamm klettern, der den Weg versperrt, bald unter einem anderen hinwegkriechen, den ein Baumstumpf oder ein Felsblock nicht hat bis auf die Erde fallen lassen; weiter findet man ungeheuere Mengen morscher Baumriesen, die vor Zeiten durch einen Sturm oder durch die Last des Schnees gebrochen, jetzt mit Moos bedeckt, verfaulen. Oft sinken wir in einen Stamm, auf welchen wir den Fuß setzen wollen, tief ein; das Moos,

welches ihn umkleidet, hat kein Holz mehr unter sich. Und mitten aus dieser Verwüstung ragen, bald frisch und kräftig, bald mit erstorbenen Gipfeln, aber noch grünenden Ästen, die riesigen Tannen und Cedern zum Himmel empor, während Farrenkräuter, Blattpflanzen und Moose den Boden überwuchern.

Wo durch einen Windbruch eine Lichtung entstanden ist, wo ein tosender Strom das Dickicht durchbricht, da eröffnet sich mitunter ein Fernblick über endlose, unermeßliche Urwaldfülle, welche Berg und Thal, Ebene und Seeufer bekleidet und den Fuß jener scharfzackigen, schneebedeckten Gebirgsketten umhüllt, welche stolz und majestätisch den schweigenden Wald überragen. Da zieht entlang der Küste des Großen Oceans die schöne Olympic Range, weiter landeinwärts blinken die herrlichen Cascadengebirge, eine Fortsetzung der californischen Sierra Nevada. Und auf dem Kamme dieser Alpenkette stehen, als einzelne herrliche Marksteine, die domartigen Kuppen der Mounts Shasta, Hood, St. Helens, Adams, Jefferson, Rainier und Baker, sämmtlich erloschene Vulcane, deren gewaltige, sich gleichmäßig verjüngenden Seiten mit starrem Eise bepanzert sind.

Zu Füßen des 12,360 Fuß hohen Mount Rainier ist die Reservation der Puyallup Indianer gelegen, über welch' letztere ich von einigen seit Ende der vierziger Jahre hier ansässigen Bewohner Tacomas nur Lobenswerthes erfuhr. Die Männer bewähren sich als Ackerbauer, Holzfäller, Fischer und Tagelöhner und sind im Ganzen weitaus beliebter, als die unvermeidlichen Angehörigen des himmlischen Reiches, denen wir, wie überall entlang der pacifischen Küste, so auch hier begegnen.

Die Puyallup Indianer waren dereinst, wie die gleichfalls am Puget Sunde hausenden Makah-, Quillehute-, Nisqually-, Lummi-, Swinomish-, Squaxin-, Skokomish-, Etakmur- und Quinault-Indianer echte Seefahrer, die sich mit ihren Fahrzeugen kühn auf das Meer hinauswagten. In ihren gut gebauten Booten, welche oft fünfzig und mehr Krieger zu fassen vermochten, legten sie weite Reisen zurück, um Tauschhandel mit entfernteren Stämmen zu treiben. Ihr Muschelgeld bildete früher auf einem ausgedehnten Gebiete die allgemein anerkannte Währung, und ihnen verdankt auch der berühmte Handelsjargon, das „Chinook“, seine Entstehung, an dessen Ausbildung später auch Europäer Theil nahmen.

Das Muschelgeld dieser Indianer bestand in kleinen, einen bis anderthalb Zoll langen, röhrenförmigen Muscheln, die leicht gebogen und innen hohl waren, spitz zuliefen und eine weiße Färbung hatten. Dieselben steckten mit dem dünneren Ende im Meeresboden und sie wurden mittelst einer langen Stange hervorgeholt, an deren Ende sich ein viereckiges Brett befand. Aus diesem Brette ragten viele knöcherne Stifte hervor, welche, wenn das Brett niedergedrückt wurde, in die

Öffnungen der aufrecht stehenden Muscheln eindrangen, so daß die Muscheln an die Oberfläche gezogen werden konnten. Der Werth der einzelnen Muscheln richtete sich nach ihrer Länge und nahm in einem bestimmten Verhältniß zu, so daß, wenn vierzig aneinander gereihte Muscheln ein Längenmaaß von einem Klafter erreichten, deren Werth dem eines Biberfelles gleich kam. Wurde dieses Längenmaaß aber schon durch neununddreißig Muscheln erreicht, so steigerte sich der Werth auf zwei Biberfelle; bei achtunddreißig Muscheln auf drei Felle und so fort, so daß immer jede Muschel, die weniger war, als die festgesetzte Maaßbestimmung, wieder ein Biberfell mehr bedingte. Dieses Muschelgeld war bei fast allen Indianerstämmen bis zum Mississippi im Umlauf, und noch heutzutage fertigen die Indianerinnen sich aus demselben Halsbänder und Ohrgehänge.

Im Verkehre mit Weißen gebrauchen noch heute die Indianer jenen bereits erwähnten aus verdorbenem Englisch, Französisch und indianischen Wörtern zusammengebrauten Jargon, der ziemlich leicht zu erlernen ist und sich zu einer wirklichen Handelssprache in Oregon, Washington und den Küstengebieten von Britisch-Columbia aufgeschwungen hat. Lehr- und Wörterbücher dieser seltsamen Sprache sind überall im Nordwesten zu haben.

Eine Gruppe der südwestlich von Tacoma wohnenden Nisqually Indianer lagerte am Ufer des Sundes, zu Füßen eines mächtigen Sandsteinabhanges. Zum Theil kauerten die rothen Gestalten um ein mit Treibholz und Schiffstrümmern genährtes Feuer, Andere schaukelten in den äußerst zierlichen schlanken Booten und so bot sich hier ein interessantes Genrebild, welches an Reiz der Beleuchtung gewann, als die Sonne langsam herniedersank und die ganze Landschaft mit ihren weichen Lichtfluthen übergoß. Später hüllten sich die Niederungen in leichte blaue Nebel und wurden in der Dämmerung immer verschwommener, nur noch der schneeige Gipfel des von den Indianern „Tacoma" genannten Mount Rainier glühte in rosigem Lichte, welches immer mehr verblaßte und sich in ein kaltes, grünliches Weiß verwandelte, welches dem ganzen Gebirge etwas ungemein Geisterhaftes verlieh.

Unter den Nisquallys, die um das flackernde Lagerfeuer saßen und ihre Netze flickten, befand sich auch ein alter Märchenerzähler, der mit wohlklingender Stimme, seine Worte durch ausdrucksvolle Geberden begleitend, allerhand Sagen erzählte, darunter vielleicht auch jene von der schönen Ballar, welche unter diesem Volke bewahrt wird. Eine rothhäutige Schönheit hat sie einst einem Bleichgesichte erzählt.

„Vor vielen, vielen Jahren, in jener glücklichen Zeit, wo unsere Vorfahren die stolzen Gebieter dieser Küste und dieses Meeres waren, lebte drüben auf dem

Festlande ein reicher und mächtiger Häuptling des Nisqually Stammes, der eine Tochter, Ballar, besaß.

Viele junge Krieger warben um die Liebe dieser schönsten aller Indianerinnen. Sie kamen und erzählten ihr, daß sie stark wie der graue Bär und furchtlos wie der Adler wären; sie legten ihr Kleider aus den zartesten Biberfellen zu Füßen, geschmückt mit farbigen Quarzsteinen, sowie Armbänder aus seltenen Muscheln, Thiergestalten aus Holz geschnitzt, und manche Trophäe, die sie auf der Jagd und der Fischerei erbeutet hatten. Gegen alle ihre Bewerber war Ballar freundlich und gütig, — mehr nicht. So war sie aber auch gegen Jedermann.

Ohne zu wissen, wie schön, lieblich und begehrenswerth sie war, lebte Ballar ihre Tage in dem Wigwam ihres Vaters froh und sorglos dahin. Manchmal bat ihr Vater: »Wähle doch endlich!« — denn es war ihm darum zu thun, einen der tapfersten der jungen Krieger des Stammes in seine Familie aufzunehmen, um dadurch seine Macht zu stärken. Sie aber wehrte diese Bitte stets ab, weil es so schön sei, die Jugend zu genießen. Die alten Frauen des Stammes begannen schließlich die Köpfe zu schütteln und meinten, ihr Herz sei keiner Liebe fähig. Der Medizinmann aber, der tiefer in die Herzen der Menschen blicken konnte, beschwichtigte mit den Worten: »Der Tag wird heraufleuchten, wo auch ihr Herz entflammen wird, — Einer wird endlich kommen, der sie als Weib in seinen Wigwam führt!«

Und dieser Eine kam auch endlich, wie es der Medizinmann geweissagt, — aber er gehörte nicht zu den Nisquallys, auch entstammte er nicht aus einem befreundeten Volke der Nachbarschaft. Ein Fremder war es, den ein Schiff aus einem fernen Lande hierher getragen hatte. Ein freundlicher Willkomm ward ihm zu Theil, man führte ihn zu dem Häuptling, der ihn überrascht anblickte, gleich dem ganzen Stamme. Denn das war ein Mann, wie er noch nie an dieser Küste gesehen worden war, — so ganz anders war er wie die Krieger dieses Landes. Schlank und hoch wie eine Tanne war er gewachsen, blau wie das Meer im Sonnenlichte strahlten seine Augen, volltönend war seine Stimme und stolz wie der Häuptling eines mächtigen Volkes war seine Haltung. Mit wallenden Federn war sein Haupt geschmückt, und so glänzend war seine Rüstung, daß sie schier die Augen blendete. Stand er abends vor dem Lagerfeuer und erzählte den Kriegern, die sich im Kreise gelagert, von seltsamen Abenteuern in dem fernen Lande, aus dem er gekommen, dann entwickelte er eine so feurige Rednergabe, die er durch ausdrucksvolle Geberden unterstützte, daß er seine ernsten Zuhörer zu lauten Beifallsbezeugungen hinriß. Aber nicht allein die Krieger entzückte er durch seine Erscheinung, sondern auch des Häuptlings Tochter. In ihrem Herzen regte sich ein Gefühl, das sie bis

dahin nicht gekannt hatte, — nur in seiner Gegenwart fühlte sie sich glücklich. Konnte sie ihn nicht schauen, nicht seinen Worten lauschen, dann wurde sie von innerer Unruhe gepeinigt. Einen Zauber übte er auf sie aus, dem sie sich willenlos gefangen gab. Bald wich sie ihm nicht mehr von der Seite: ging er in den Wald, um zu jagen, dann folgte sie ihm; setzte er sich an den Strand, um dem Spiele der Wellen zuzuschauen, dann ließ sie sich bei ihm nieder und bat ihn, immer und immer wieder von dem fernen Lande zu erzählen, wo Alles, Alles so ganz anders war wie an dieser Küste. Sonniger, schöner, heiterer war es dort, und die Menschen lebten von mehr Pracht und Herrlichkeit umgeben. Sie fühlte es täglich klarer, daß sie sterben würde, wenn sie sich von ihm trennen müßte. Und als er eines Tages Ballar, wie er schon oft gethan, mit einem Boote nach einer Insel fuhr, und sie auf jenem grünen Plane Blumen zu einem Kranze suchten, mußte sie ihm gestehen, daß er die Sonne ihres Lebens sei. Er hatte geworben wie ein Mann, — sie hatte sich ihm hingegeben wie ein liebendes Mädchen. Von nun an gehörten sie zusammen, — für immer und ewig, wie sie sich schwuren.

Eines Morgens saß Ballar am Strande, während ihr Geliebter in der Nähe ruhelos auf- und abging. Plötzlich vermißte ihr scharfes Ohr seine Tritte, und als sie sich nach ihm umsah, wurde sie von unsagbarem Schrecken erfaßt. Denn dort ging er — auf den Wellen! Er blickte nicht zurück, er zögerte nicht, als ob er unentschlossen sei, wohin er sich wenden solle. Sicheren Schrittes nahm er die Richtung nach der Insel, und die Wellen trugen ihn, gehorsam seinem Winke. Ein Nebel kam ihm von der Insel entgegengezogen und umschleierte ihn dichter und dichter, bis er ihren Blicken vollständig entschwand. Als sich ihr starrer Schrecken gelöst, rief sie laut seinen Namen, indem sie händeringend am Strande auf- und ablief und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Doch es kam keine Antwort und kein Zeichen von ihm. Sein Geheimniß kannte nur das Meer, das schweigsame Meer. Bis in die finstere Nacht hinein blieb Ballar jammernd am Strande und wartete vergeblich auf seine Wiederkehr. Von nun an setzte sie sich jeden Morgen an dieselbe Stelle am Strande und schaute starr und unverwandt nach der Richtung, in der er verschwunden war. Und wenn die Sonne in dem Weltmeer untertauchte, und ihre Sklavinnen zum Aufbruch drängten, dann erhob sie sich seufzend mit den Worten: »Vielleicht kommt er morgen!« So hoffte und harrte sie, obgleich ihr Vater mahnte, sie solle vergessen, was unwiederbringlich verloren sei, und ihre Freundinnen durch Erinnerungen an die glückliche Jugendzeit ihren Geist zu erheitern suchten.

Als der nächste Frühling in's Land kam, fühlte sie sich durch einen mächtigen Zauber nach der Insel hingezogen. Dort war sie weniger einsam, denn ihr ent-

schwundener Geliebter schien ihr näher. Seine Stimme klang ihr in das Ohr und die glücklichen Stunden, die sie mit ihm verlebt, zogen noch einmal an ihrem Auge vorüber. Während sie, im Banne dieser Einbildungen, an der Bucht saß, griff sie mit der Hand tief in den Sand und ließ ihn langsam durch ihre braunen Finger sickern. Während er fiel, formte er sich in kleine zierliche Füße, Arme, Fische, Hasen, Vögel, bis schließlich der ganze Strand dicht bestreut war mit diesen Figuren, die nach und nach zu den schönen Kieselsteinen verhärteten, welche wir nun suchen, um sie als Schmuck und Zierath zu verwenden.

Als Ballar eines Tages wieder mit ihrem Boot nach der Insel schiffen wollte, wurde mitten im Kanal die Reise in geheimnißvoller Weise zum Stillstand gebracht. Vergeblich bemühten sich die Sklavinnen vom Fleck zu kommen, mit dem Aufgebot aller Kräfte zogen sie an den Rudern, aber nicht um eines Fingers Breite brachten sie das Boot vorwärts: so bewegungslos lag es auf dem Wasser, wie eine gestrandete Muschel auf dem Sande der Bucht. Als Ballar aber in die Wellen blickte, um das Hinderniß zu erforschen, da — leuchtete ihr das lächelnde Gesicht ihres Geliebten entgegen. So nah war es an der Oberfläche des Wassers, daß sie glaubte, es ergreifen zu können. In wilder Freude breitete Ballar ihre Arme aus und rief: »Komm herauf zu mir, komm, daß ich Dich umarmen kann.« Doch diesen Wunsch konnte er nicht erfüllen. Er dürfe nicht mehr zur Erde zurückkehren, drunten im Wasser sei seine Wohnung für immerdar. Schmeichelnd wiederholte sie drei oder vier Mal ihre Bitte. Doch er blieb standhaft, wie er sagte, weil er standhaft bleiben müsse, trotz seiner heißen Liebe zu ihr. Dann schilderte er ihr das wundervolle Krystallhaus, das er in der Tiefe bewohne, wie es da so traulich sei, und kein böser Mensch seinen Frieden störe. Das Meer sänge ihm einen ewigen Sang und lege ihm wundervolle Schätze zu Füßen. Zu seinem vollen Glücke fehle nur sie, — komm herab, mein holdes Bräutchen!

Wie er so mit seiner volltönenden Stimme von den Wundern in der Tiefe erzählte, wurde ihr Herz von Wonne erfüllt. Doch als er sie bat, mit ihm hinabzusteigen in das geheimnißvolle Meer, schauderte sie zurück. Als er aber immer inniger bat, da erwies sich die Liebe doch mächtiger als die Furcht. Sie gedachte der vielen bitteren Stunden der Trennung, und wie sie sich bewußt geworden sei, daß es ohne ihn keinen Sonnenstrahl des Glücks für sie gebe. Noch einen Augenblick schwankte sie. Dann wandte sie sich zu ihren Sklavinnen, und befahl ihnen, zurückzurudern und ihrem Vater zu sagen, in fünf Tagen kehre sie zu ihm zurück. »In fünf Tagen, hört Ihr's?« Und das Wasser schloß sich schmeichelnd über dem Liebespaar. Wohl beugten sich die Sklavinnen über das Boot und suchten mit ihren Blicken das Meer bis auf den Grund zu durchdringen, aber keine Spur

entdeckten sie von den Entschwundenen. Laut jammernd ruderten sie nach dem Lande zurück, und sagten dem Häuptling, wie ihnen befohlen worden war. Niemals wurde ein solches Wehklagen gehört, denn an eine Wiederkehr glaubte Niemand. Der Stamm veranstaltete eine Todtenfeier mit all den wilden Ceremonien, die dort noch bis vor einem halben Menschenalter üblich waren. Tagelang sollte die Feier dauern, alle Krieger wurden aufgeboten, um den Trauergesang anzustimmen, und die Frauen mußten sich um das Wigwam des Häuptlings setzen, die Hände ringen, das Haar zerraufen und gellende Klagerufe ausstoßen. Am fünften Tage aber wurde die wilde Klage in wilde Freude verkehrt, denn — die Todtgeglaubte kehrte zurück, wie sie versprochen hatte; das Meer gab sie frei, aber nur bedingungsweise. Ballar mußte fortan ihr Leben in ein oberirdisches und unterseeisches theilen. Fünf Tage durfte sie in dem Wigwam ihres Vaters wohnen, dann mußte sie wieder hinuntertauchen in die geheimnißvolle Wohnung ihres Geliebten, um dort ebenfalls fünf Tage zu verweilen. In diesem regelmäßigen Wechsel schwanden die Jahre dahin, ohne daß sie alterte, geistig oder körperlich. Ein Zauber bewahrte ihre jugendliche Frische, an ihr nur prallte die Macht des Alters und des Todes ab, während ihre einstigen Gespielinnen verwelkten und in das Grab sanken, wie die Grashalme im Spätherbst. Als das letzte Glied des Stammes, das zu gleicher Zeit mit ihr Kind gewesen war, aus den Reihen der Lebenden gerissen wurde, fand sie keine Freude mehr daran, auf der Erde zu weilen, und zog sich daher vollständig in ihr unterseeisches Krystallhaus zurück. Doch vergaß Ballar nicht den Stamm, dem sie entsprossen war. Ihre Treue und Anhänglichkeit bekundete sie dadurch, daß sie vor jedem Sturme aus dem Wasser auftauchte in einer Gestalt, die nur halb menschlich war, und die seefahrenden Nisquallys warnte. Nicht immer sah man sie von grauem Nebel umschleiert — das war ihr Sturmsignal —, sondern auch an ruhigen, sonnigen Tagen stieg sie manchmal aus der schimmernden Fluth, für einen Augenblick nur, dann verschwand sie unter dem kräuselnden Wasser. Das galt als die traurige Prophezeihung, daß einer aus ihrem Stamm den Tod durch Ertrinken finden würde.

Ballar ist nun seit vielen Jahren nicht mehr gesehen worden, eigentlich nicht mehr, seitdem die Bleichgesichter an dieser Küste erschienen sind."

Erinnert diese Sage nicht an Proserpina und ihr getheiltes Leben: die eine Hälfte des Jahres bei der Mutter auf der Erde, die andere Hälfte in dem Schattenreiche des Königs der Unterwelt? Proserpina und Ballar, sind sich diese Sagen nicht ähnlich wie Schwestern, trotzdem die Eine unter dem lachenden Himmel Siciliens, die Andere in den dunklen Fichtenwäldern am fernen Pugetsunde geboren wurde? —

Während ich noch in Betrachtung der bunten, aufmerksam lauschenden Gruppe versunken stand, und den Indianerkindern zuschaute, die an dem sandigen Strande prächtige braune, grüne, rothe und gelbe Kieselsteine suchten, kam von fernher ein kleiner Dampfer über den Sund, die glitzernden Wellen desselben schnell zertheilend. Es war der Dampfer Geo. Starr, an dessen Bord ich mich nun begab, um eine Fahrt über den Sund zu unternehmen und nach Victoria, der Hauptstadt der Vancouver Insel, zu kommen.

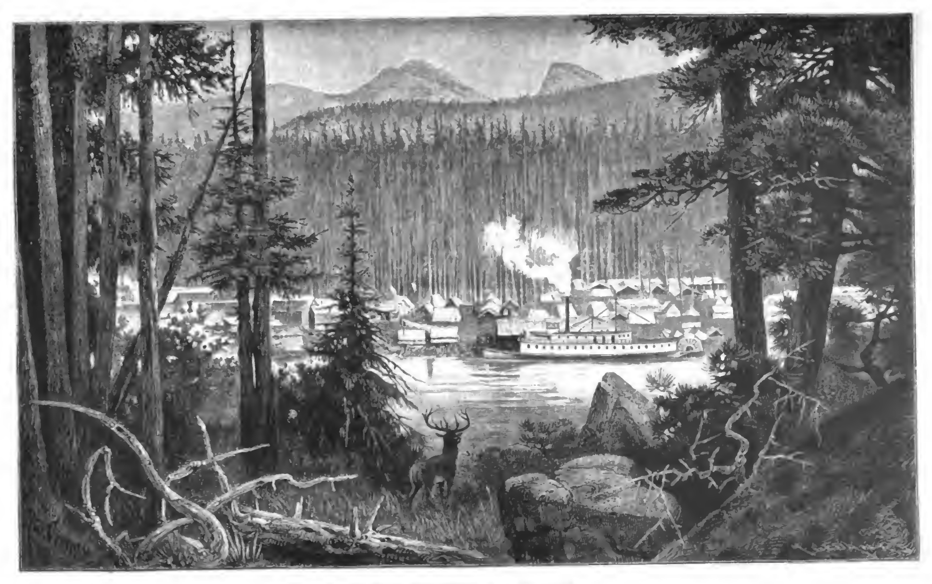
Als ich in der Frühe des folgenden Morgens auf Deck trat, fand ich mich von einer völlig fremden Landschaft umgeben, da der Dampfer die mond
erhellte Nacht benutzt hatte, um noch eine Strecke seiner Rundfahrt zurückzulegen. Soeben bogen wir in eine schöne Bucht, an welcher die kleine, ringsum von Dampfsägemühlen umgebene Ansiedlung Port Ludlow gelegen war. Ringsum breitete sich der blitzende Wasserspiegel, still wie ein Bergsee und die unabsehbaren Tannen- und Fichtenwälder wiederspiegelnd, mit welchen die Ufer umgürtet waren. Die dominirenden Punkte der im Westen emporragenden nackten Olympic Mountains nannten sich der Constance Pic und der 8100 Fuß hohe Olympus, während im Osten der bereits innerhalb der britischen Besitzungen gelegene Mount Baker wie ein gewaltiger Monarch die niedere Bergwelt der Cascade Range beherrschte.

Dutzendweise liegen an den Scheeren des Puget Sundes, an den zahlreichen Flüssen des Binnenlandes derartige Waldstädte in allen Stadien der Entwickelung, von der eben erst entstehenden Ansiedlung an bis zu der ausgewachsenen Stadt. Und eine jede derselben wiegt sich in den seligsten Zukunfsträumen, eine jede glaubt dazu berufen zu sein, ein zweites San Francisco, eine Weltstadt zu werden.

Diese Windelkapitalen des Nordwestens basiren ihre Hoffnungen auf den schier überwältigenden Holzreichthum der Wälder, die sich, einem unendlichen Waldparadies vergleichbar, meilenweit in's Binnenland erstrecken, Thäler und Höhen bekleiden und namentlich entlang der Flußläufe in einer Massenhaftigkeit auftreten, daß die Ansiedler erst einen harten Kampf zu fechten haben, um für ihre Blockhäuser und Bretterhütten Raum zu gewinnen. Diese Wälder liefern für die zahlreichen Sägemühlen unermeßliche Quantitäten von Bauholz, und die schlanken Schiffsmasten tragen den Ruf der Washingtoner Tannen bis in die fernsten Weltgegenden.

Auch im Übrigen hat die Natur das ferne Washington mit so reichen Schätzen bedacht, daß man dem jungen, im Jahre 1889 zum Staate erhobenen Lande eine glänzende Zukunft voraussagen darf.

Stellenweise sind unermeßliche Kohlenfelder entdeckt worden, mit deren Ausbeutung man eben erst begonnen hat; einen ganz bedeutenden Umfang nimmt auch die Hopfenkultur an, welche besonders im Puyallup Thale mit größtem Erfolge betrieben



Eine im Urwalde entstehende Stadt.

wird. Der Puget Sund wimmelt von Fischen aller Art, und die Fischindustrie, besonders die Lachsfängerei und Verpackerei, giebt Tausenden von Menschen einen lohnenden Verdienst. Der Ackerbau ist vorläufig noch unbedeutend, da jedes Stück kultivirbaren Landes erst dem Walde abgerungen werden muß. Doch wird sich dies mit der Zeit sicherlich ändern, da zugleich das Klima, ein mildes Seeklima, die Kultur aller Arten von Getreide und Früchten, welche in der gemäßigten Zone gedeihen, sehr begünstigt. Schon jetzt findet man hier die prachtvollsten Beeren aller Art, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren u. s. w., ferner die wohlschmeckendsten Äpfel und Birnen; die Pflaumen, welche man sonst fast nirgends in Amerika findet, erlangen hier eine Größe und einen Wohlgeschmack, wie ich sie nirgendwo bei diesem Steinobste gefunden. Für den Jäger und Angler ist das Land einstweilen noch ein wahres Paradies, denn Wild und Fische aller Art giebt es in Hülle und Fülle. Der Sund und die zahlreichen Buchten desselben bilden die herrlichsten und sichersten Häfen der Welt und bieten mit ihren vielen Schiffen schon jetzt ein Schauspiel, welches nicht verfehlen kann, anregend und ermuthigend zu wirken. Zieht man alle diese Umstände und Verhältnisse in Betracht, so kann man nicht daran zweifeln, daß diesem Theile der Vereinigten Staaten eine große und gesegnete Zukunft bevorsteht.

In den nächsten Stunden unserer Fahrt legten wir noch an den gleichfalls bedeutende Sägemühlen beschäftigenden Orten Port Gamble und Townsend an und bogen bald darauf in die breite Straße San Juan de Fuca ein. Mächtiger kamen uns hier die Meereswellen entgegen, welche sich durch diese Straße weit hinein in's Festland drängen und den herrlichen, mit seinen Buchten und Scheeren an norwegische Landschaften erinnernden Sund geschaffen haben. Und nun zeigten sich, von Nadelwäldern umgeben, die blanken Häuser der freundlichen Stadt Victoria, die zu Ehren des gerade anwesenden derzeitigen Vicеherrschers der britischen Besitzungen Nordamerikas, des Marquis von Lorne, im schönsten Festschmucke prangte. Von allen hier ankernden Schiffen, von allen Gebäuden wehten die rothen Banner des stolzen Albion, selbst die hier ansässigen Chinesen hatten das Möglichste aufgeboten, um ihr Quartier zu schmücken und darzuthun, daß auch sie gute Unterthanen der Königin Victoria seien.

„Der Orient grüßt den Occident!" so lautete die Inschrift einer hohen, eine ganze Straßenkreuzung überdeckenden Pagode, welche über und über mit kostbaren chinesischen Broncen, Papier- und Glaslaternen, illuminirten Schiffen, bildlichen Darstellungen und beschriebenen Papierstreifen decorirt war und namentlich zur Abendzeit, als alle Laternen ihr farbiges Licht verbreiteten, einen ebenso phantastischen als malerischen Anblick gewährte. Und überall flatterten die dreieckigen

Wimpel, die das Wappenthier des himmlischen Reiches, den Drachen, in reichster Goldstickerei auf gelbem oder grünem Grunde zeigten.

Ganz in der Nähe dieser Pagode war ein chinesisches Theater gelegen, und verlockt durch die seltsamen quiekenden und kreischenden Töne, welche aus demselben hervordrangen, erlegte ich das Eintrittsgeld.

Zu Ende des durch Gasflammen erleuchteten Zuschauerraumes befand sich eine erhöhte Bühne, auf welcher allezeit außer den darstellenden „Künstlern" auch nicht zu dem Bühnenpersonal gehörige Personen zwanglos verkehrten. In der Mitte dieser Bühne waren ein rothbehangener Tisch sowie einige Stühle aufgestellt. Hinter diesem, chinesischen Anforderungen nach, vollständigen Bühnenapparate befand sich ein Ausschnitt in der Wand, durch welchen man Einblick in einen hinter der Bühne befindlichen Raum hatte, woselbst das Orchester Platz genommen hatte. Einer der Musikanten bearbeitete eine kleine Geige, den Metallsaiten derselben so durchdringende quietschende Töne entlockend, daß die schneidenden Klänge alle anderen Instrumente übertönten. Ein Zweiter schlug mit langen Stäbchen auf verschiedenartig dicke, harte Holzplättchen, dadurch einen kaum minder vernehmbaren Lärm erzeugend. Erwähne ich noch eine Art schriller Rohrflöten, sowie der sehr häufig und mit Energie gebrauchten Pottdeckeln, so wäre der Schilderung dieses Orchesters Genüge geschehen. Der wüste Spektakel desselben steigerte sich bis zum Äußersten, sobald irgend eine neue wichtige Person die weltbedeutenden Bretter betrat, oder sobald der Beginn eines Dialoges oder irgend ein großer Affekt eines Schauspielers angedeutet werden sollten.

Von der Handlung des Stückes vermochte ich so gut wie nichts zu verstehen, auch konnte ich von dem Vorhandensein einer solchen trotz einstündigen Verweilens nichts entdecken. Das ganze Stück schien mehr aus Deklamationen zu bestehen, die Hauptrolle lag zweifelsohne in Händen eines alten weißbärtigen Priesters, dessen seidenes, reich mit Goldstickereien versehenes Costüm einen prächtigen Anblick darbot. Außerdem traten ein junger Nobelmann, zwei Frauen sowie ein Matrose auf. Die die Frauenrollen darstellenden Schauspieler — es treten auf den chinesischen Bühnen nur Männer auf — waren außerordentlich gut geschminkt, trugen prächtige Haarfrisuren mit Schildpatt- und Elfenbeinschmuck und sahen in ihren reichen Gewändern ganz mädchenhaft aus. Vornehmlich verstanden sie es, sich in gezierten Windungen zu wiegen und zu schmiegen, zu schwenzeln und scherwenzeln, und sprachen dazu in einem äußerst herzerweichenden Falsett.

Ich hatte bereits eine volle Stunde dem unerträglichen Gefiedel und Gequieke geduldig zugehört, als der Theaterbesitzer erschien und mich in gebrochenem Englisch höflich fragte, ob ich nicht auch den Raum „hinter den Coulissen" in Augenschein nehmen wolle. Ich begab mich daher aus dem Zuschauerraum in die Garderobe,

woselbst das noch nicht zur Mitwirkung gekommene Theaterpersonal versammelt war und in seiner bizarren Maskirung einen höchst malerischen Anblick darbot. Da waren Krieger, die durch allerhand Mittel sich ein furchtbares Ansehen verliehen hatten; bejahrte Mandarinen mit wehenden Bärten; einige jener Possenreißer, die zu den beliebtesten Figuren des chinesischen Theaters gehören, und andere in kostbare Gewänder und Rüstungen gekleidete Persönlichkeiten mehr.

Ich nahm die Gelegenheit wahr, um den Besitzer des Theaters zu befragen, welche Handlung das Stück zum Gegenstande habe, und wie lange noch das Spiel dauern werde. Ich erfuhr darauf, daß es eins jener hundert Dramen der Yuen Chin ye Chong, der Mongolendynastie (1260—1341) sei, in welchen die Geschichte der Kriege der Tartaren mit den Anhängern der Mingdynastie weitläufig behandelt wird. Diese Dramen sind in Serien getheilt, deren jede einen Zeitraum von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren umfaßt, und deren Aufführung oft ganze Monate in Anspruch nimmt. So lange konnte ich nun auf den Ausgang des Stückes nicht warten, und ich trat, da ich ohnedies des Spektakels genug hatte, schleunigst den Rückweg an, um mich in einem chinesischen Restaurant an Thee und süßem Kuchen einigermaßen zu erquicken. Unter den zahlreichen bezopften Gästen gingen kleine Bogen von Hand zu Hand, chinesische Lotterielisten, auf denen die Nummern der Gewinne durch rothe, aber nicht deckende Klexe markirt waren. Diese Listen fand ich auch allerwärts an die halbblinden oder mit Papier überklebten Scheiben der Häuser des Chinesenquartiers angeklebt, woraus ich schließe, daß die Söhne des himmlischen Reiches leidenschaftliche Spieler sein müssen.

Der Abendspaziergang durch dies Quartier war nicht ohne Interesse, da zumeist ein Einblick in das verschiedenartige häusliche Thun und Treiben der Mongolen möglich war. Hier war ein äußerst würdig dreinschauender Doktor, der eine gewaltige Hornbrille mit runden Gläsern auf der Nase trug, dabei, für einen seiner Patienten Pillen zu drehen, dort war ein Kaufherr beschäftigt, mit Hülfe des Zählbrettes, Tuschpinsel und Papier die Ergebnisse des Tages zu berechnen, wiederum kam ich an einer Barbierstube vorüber, wo einige Angehörige des Reiches der Mitte sich gegenseitig die Köpfe rasirten, oder mit unglaublichem Zeitaufwande und noch unglaublicherer Geduld die Ohren reinigen, die Finger und Zehen recken ließen. Aus einem anderen der kleinen Häuschen tönte das Pochen und Hämmern eines Goldschmiedes, der noch zu später Nachtstunde sich bemühte, bei unsicherem Öllicht das Bildniß des Drachen auf der Oberfläche eines Ringes hervorzubringen. In den großen Läden einiger Kaufherren nebenan war man damit beschäftigt, große Massen von Opium mittelst eiserner Stäbchen und Spachtel in kleine Büchschen zu füllen und so kaufgerecht zu machen.

In den Straßen von Victoria giebt es aber noch mehr des Interessanten zu sehen, denn Victoria ist der größte Sammelpunkt und Handelsplatz der Westküste für die Rothhäute, denn hier hat nicht nur die berühmte Hudson Bay Compagnie ihre westlichste Hauptniederlassung, sondern hier rüstet sie auch ihre Händler aus, welche, mit Tauschwaaren versehen, die ganze Westküste entlang bis nach Alaska, und die Ströme hinauf bis tief in's Innere vordringen, um ihre Waaren gegen die Felle der von den Indianern erlegten Land- und Seethiere einzutauschen. Vielfach kommen die Indianer auch direkt auf ihren Booten nach Victoria, um die Ergebnisse der Jagd in Tabak, Pulver und Blei, Wolldecken und allerhand Tand umzusetzen, oder sich als Fischer bei den großen Fischconserven-Fabriken, oder als Matrosen auf einem Walfischfänger zu verdingen.

Allezeit begegnet man darum in den Straßen von Victoria kleineren oder größeren Indianertruppen, die theils aus dem Binnenlande der Insel selbst kommen, theils aber auch in ihren Booten von den übrigen Inseln des Königin Charlotten-Archipels oder dem Festlande herüberrudern. Mitunter sieht man hierselbst auch noch Angehörige jener Stämme, unter denen die Verunstaltung der Schädel früher allgemein üblich gewesen, so sah ich eine ältere Indianerin, deren Kopf kegelförmig in die Höhe getrieben war. Diese Verunstaltungen pflegte man an den Kindern bald nach der Geburt vorzubereiten, entweder in der Weise, daß man das Kind in einen Trog legte, an welchem durch Stricke ein Stück Baumrinde mit einem Polster befestigt war, das quer über die Stirne hinweg festgeschnürt wurde, oder auf die Art, daß man das Kind auf einem Brette befestigte, an welchem ein anderes schräg stehendes so angebracht war, daß es die Stirne niederdrückte. Auf diese Weise wurden sowohl Kegel- oder Zuckerhut- und auch Plattköpfe erzielt. Die erstere Art wurde namentlich bei den Mädchen der Nordwestindianer viel geübt, von der letzteren hat ein zwischen dem Fraser River und dem oberen Columbia lebender Stamm die Bezeichnung „Flat-heads“, „Flachköpfe“ erhalten.

Den an der Küste und auf den Inseln ansässigen Indianern, die nicht in Zelten, sondern in festen Holzhäusern wohnen, ist ferner eine Vorliebe für allerhand phantastische Malereien und Sculpturen eigen, mit denen sie die Außenseiten der Wohnstätten, der Boote, der Begräbnißstellen und der Hausgeräthe zu schmücken suchen. Eine geradezu wuchernde Ornamentik umschlingt Alles, was aus den Händen dieser Leute hervorgeht: Hüte, Decken, Kleidungsstücke, Schalen, Matten und dergl. mehr sind mit barocken, halb menschlichen, halb thierischen Figuren ausgestattet, insbesondere sind die sogenannten „Hauswappenpfähle“ mitunter großartige Leistungen primitiver symbolisirender Kunst. Diese, aus einem einzigen Baumstamme geschnitzten Pfähle sind mitunter bis 90 Fuß hoch, reich geschnitzt und bunt bemalt, und bringen

die Eigenthümlichkeiten der Sculptur des Nordwestens wohl am glänzendsten zur Geltung.

Hatte bei diesen Indianern jemand den Entschluß gefaßt, einen derartigen Hauswappenpfahl zu errichten, so betheiligte sich nach Jacobsen an der Ausführung desselben fast die ganze Dorfgenossenschaft. Der Geschickteste erhielt die Oberaufsicht über die ganze Arbeit, welche mitunter einen Zeitraum von einem Jahre in Anspruch nahm.

Dieser Meister wählte zunächst unter den Riesen des Waldes denjenigen Baum aus, der ihm für den gedachten Zweck geeignet erschien. Man benutzte aber nicht eine ganze Ceder, sondern nur das Stammende bis zur Höhe von 90 oder 100 Fuß, wovon das untere Ende von etwa 10 Fuß unbearbeitet blieb, da es in die Erde zu stehen kam. Hierauf wurde die Außenfläche des Baumes durch Querstriche in einzelne Abtheilungen getheilt und der „Oberkünstler" vertheilte die Ornamentirung dieser Abschnitte an diejenigen Künstler im Dorfe, welche vom Erbauer des Pfahles eingeladen waren, sich an der Arbeit zu betheiligen. Nach dem Plane des Meisters wurde Jedem angegeben, welche Figur er herzustellen habe, und nun entstanden jene bizarren Compositionen von übereinander kauernden, halb menschlichen, halb thierischen Figuren, welche die Clanzeichen der Familien, also die Wappen derselben, darstellen sollten. War der Pfahl endlich fertig und aufgerichtet, so wurden alle Stammesgenossen zu einem großen Feste geladen und alle Diejenigen, welche sich um das Zustandekommen des Kunstwerkes verdient gemacht hatten, wurden mit wollenen Decken belohnt, so daß auf diese Weise die Herstellung und Errichtung eines Pfahles dem Eigenthümer meist zwischen 600—1000 Wolldecken, d. h. die Ersparnisse vieler Jahre kosteten.

Außerdem verfertigten diese Indianer kunstvoll geschnitzte Masken aus Holz, die während der kriegerischen und mythologischen Tänze getragen wurden und die verschiedensten Thierköpfe imitiren oder außerordentlich groteske Masken darstellen. Derartige Tanzmasken werden noch vielfach im Besitze der Indianer vorgefunden und von den Weißen als Curiositäten gerne gekauft.

Auf einer kleinen Insel in der Nähe der Stadt ist ein alter Begräbnißplatz dieser Indianer gelegen, den ich besuchte. Die daselbst untergebrachten Leichen waren in Decken gehüllt und dann in buntbemalte Kisten verpackt, über denen sich wiederum noch ein auf Pfählen ruhendes hölzernes Haus mit spitzem Dache schützend erhob. Die Leichen selbst waren zumeist schon verwest, von irgend welchen Beigaben fand ich keine Spur, doch mögen etwa vorhanden gewesene auch wohl von anderen neugierigen Bleichgesichtern entführt worden sein.

Der Tag war während dieses Streifzuges dahingegangen, und da ich genug gesehen, begab ich mich wieder an Bord des Dampfers, der mich hierher gebracht,

schlief daselbst prächtig und wurde erst wach, als das Schiff an dem Werfte von Port Townsend anlegte. Die schöne Aussicht aber war verschwunden; durch mächtige Waldbrände, die wir in der Ferne wüthen sahen, war die ganze Atmosphäre so mit Rauch geschwängert, daß alle Hügel wie mit einem gelbbraunen Nebel verschleiert lagen. Erst als wir nachmittags aus dieser Region heraustraten, vermochten wir wieder die Kämme der ferneren Gebirge zu unterscheiden, und noch einmal so grün erschienen uns die endlosen bis hart an den Uferrand tretenden Fichtenwälder, noch einmal so schön der blitzende Spiegel des Sundes. Schneeweiße Möven schossen eilfertig dahin; Delphine tummelten sich in ausgelassener Lust vor dem Bug unseres Schiffes, und riesige, wie wunderbare Glasgebilde aussehende, tellerförmige Quallen mit langen Ruderfüßen tauchten bis zur Oberfläche des Wassers empor, als wollten auch sie die erquickende Wärme des Tagesgestirnes genießen. Und gegen Abend kam auch Mount Rainier wieder in Sicht, wunderbar erglühend im Scheine der sinkenden Sonne, im Verein mit den schimmernden Wassern, den dunklen, schweigenden Wäldern ein Bild von so eigenartiger, übernatürlicher Schönheit bietend, daß ich mir gestehen mußte, wohl kaum jemals dergleichen gesehen zu haben. Einige Boote zogen vorüber, mit buntgekleideten Indianern gefüllt, die ihre Ruder fast unhörbar vor sich in's Wasser tauchten. Sie kamen vom Fischfange zurück und lenkten den Kiel ihrer leichten Fahrzeuge nun der Heimath zu, welche zu Füßen des gleich einem glühenden Krystalle am Himmel stehenden Tacoma lag.

So seltsam, so eigen erschien mir Alles, und unwiderstehlich überkam mich die Empfindung, daß ich in der Fremde, fern, fern der Heimath war. — —

Von meinem Ausfluge nach dem Pugetsund kehrte ich zunächst nach Portland zurück und nahm Quartier im Clarendon-Hotel daselbst. Aus meiner nächtlichen Ruhe erweckte mich gegen 3 Uhr ein starker rother Schein, der von außen durch die Fenster drang. Als ich aufsprang, sah ich die Hinterwand eines gegenüberliegenden Holzgebäudes in vollen Flammen stehen, die mit rapider Schnelligkeit um sich griffen. Schleunigst packte ich meine Sachen zusammen, denn die Hitze in meinem Zimmer wurde bald eine intensive und die Scheiben der Fenster begannen zu springen. Auf der Straße fanden sich die Bewohner des Hotels, alle mit Bündeln und Gepäckstücken versehen, beisammen und beobachteten den Fortschritt der Flammen. Dieselben verbreiteten sich bald über den ganzen Block, so daß die ziemlich spät heranrasselnde Feuerwehr sich darauf beschränken mußte, die feurige Lohe von den Nachbargebäuden abzuhalten. Eins nach dem anderen der ausgetrockneten Holzhäuser sank zusammen, ohne daß die Insassen derselben mehr als das nackte Leben zu retten vermocht hätten. In einer Stunde war Alles vorbei und das ganze Häuserquadrat nur noch ein einziger rauchender Trümmerhaufen.

Da unser Hotel außer einigen zersprungenen Scheiben keinen Schaden gelitten hatte, so kehrten wir in unsere Zimmer zurück, um weiter zu schlafen.

Nachdem ich noch einige Stunden geruht, fuhr ich gegen 9 Uhr auf einem Flußdampfer den Willamette hinab, um auch den oberen Columbia zu besuchen. Um uns lag lachender Sonnenschein, der gar bald die leichten Morgennebel zertheilte und die weißen Kuppen der Cascadengebirge leuchtend hervortreten ließ. Nahe der Mündung des Willamette überflog der Blick die ganze Reihe der schneeigen Gipfel; weit im Nordosten ragte, einem aufsteigenden Gewitterwölkchen vergleichbar, Mount Rainier empor, im Mittelpunkte des Bildes erglänzte der Mount St. Helens, und den herrlichen Schlußstein des Gemäldes bildete der wolkenumzogene Mount Hood, der mit unserem Näherkommen immer gigantischere, immer königlichere Formen annahm.

Und nun schwammen wir auf dem gewaltigen Columbia dahin, der hier, ebenso breit wie der obere Mississippi, ringsum von prächtigen hochragenden Nadelholzwäldern umgeben war. Zur Hochwasserzeit soll der herrliche Strom um 20 bis 30 Fuß anschwellen und dann den Anblick einer ungemein großartigen, ausgedehnten Wasserfläche darbieten. Das Idyllische weicht hier bescheiden zurück, und nur die titanenhaften Formen treten mit imponirender Gewalt in den Vordergrund. Es ist echt amerikanisch, das Land der Riesenbäume, der Riesenschluchten, der Riesenwasserfälle und der Riesenströme.

Gegen Mittag erreichten wir die schon ziemlich alte Militärstation Fort Vancouver, eine Stunde später kamen wir an eine Stelle, wo die Ufer enger zusammentraten und sich beiderseits in steilen Klippen emporschoben. Dunkle Basaltfelsen ragten drohend aus dem silbernen Wasserspiegel, zur Linken erhob sich jetzt eine furchtbare, 200 Fuß hohe Felsmauer, die das nagende Wasser der Brandung zu schlanken Pfeilern und Säulen gedrechselt hat. Wie eine Nadel ragt am äußersten Ende dieser Wand Cap Horn empor, das Wahrzeichen des mittleren Columbiastromes. Kleine Bächlein rauschen durch grüne Farrenkräuter herunter, um in plätschernden Cascaden im Columbia zu versinken. Nicht minder malerisch sind die dem Staate Oregon angehörigen Ufer. Bizarr gestaltete und vielfach zerklüftete Basaltwände fallen steil gegen den Fluß ab, von ihren tannenbekränzten Höhen stürzen leuchtende Wasserfälle, darunter der Multnomah Fall, der von einer 800 Fuß hohen Felskante herniederwallt, um als feiner Sprühregen über dem Nadelwalde zu zergehen.

Je weiter wir in dem Stromthale aufwärts drangen, um so romantischer wurde die Scenerie, um so zerrissener und gigantischer die Uferberge. Vor allem ist da der Castle Rock zu erwähnen, ein 800 Fuß hoher Kegel mit regelmäßig

geordneten, aufsteigenden Basaltsäulen, die dem völlig isolirt dastehenden Felsklotze das Aussehen eines finsteren Bollwerkes verleihen. Wenig oberhalb dieses auf seinem Scheitel mit herrlichen Douglastannen bewachsenen Kegels liegen mächtige Felsblöcke inmitten des Stromes, über sie hin rauschen die Wasser in schäumendem Gischte. Nach indianischer Sage befand sich vor undenklichen Zeiten hier an Stelle dieser „Kascaden" eine natürliche Brücke, welche den ganzen Strom überspannte. Dieselbe diente dem mächtigen Berggeiste des Mount Hood als Steg, wenn er seine Gefährtin, die rosige Göttin des Mount St. Helens, besuchen wollte. Da traten einst Zerwürfnisse unter den Beiden ein; sie erhitzten sich, spieen Rauch, Flammen und Asche gegen einander; gewaltige Steine wurden hinüber und herüber geschleudert, so daß der Boden bebte, die Brücke unter fürchterlichem Donnergetöse einstürzte und das Bett des Stromes mit ihren Trümmern füllte. Gott und Göttin haben sich seit jener Zeit nie wieder vertragen und stehen noch jetzt stumm grollend einander gegenüber.

Entkleidet man diese Sage ihres mythologischen Gewandes, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß derselben naturhistorische Thatsachen zu Grunde liegen, will man doch gesehen haben, daß von den Gipfeln beider Vulkane leichte Rauchsäulen aufgestiegen seien.

Wir verließen unterhalb der unpassirbaren Kascaden den Dampfer, um nun die am linken Stromufer weiterführende Eisenbahn zu benutzen.

Enger und enger wurde das Stromthal, und die trotzigen Basaltwände fielen, bastionenartige Vorsprünge bildend, in senkrechter Steilheit in das grünblaue Wasser ab, mitunter ganz wunderbar ausgewaschene Formationen darbietend. An einigen Stellen hatten sich ganze Reihen von hart nebeneinander liegenden Nischen gebildet, welche manchmal so enge waren, daß kaum ein indianisches Kanoe in denselben hätte Platz finden können. Wunderbar malerische Bilder glitten vor meinen Augen vorüber, als die sinkende Sonne die Berge mit rosigen Tinten übergoß und der Columbia all diese Pracht wiederspiegelte.

Allmählich verblaßten die Farben; das Feuer der Abendsonne wich einem kalten Licht, unter dessen Schein die weiten Sandflächen, welche wir ab und zu durchschnitten, wie Schneegefilde aussahen. Das Licht des Vollmondes beleuchtete die ganze Landschaft und verlieh derselben einen eigenthümlich gespenstigen Anblick. Von fernher scholl das Rauschen des Flusses, einmal auch drangen die melancholischen Weisen eines Indianerliedes herüber. Nur selten werden die Zelthütten dieser Naturkinder am Ufer des Stromes gesehen; die anstürmende Civilisation hat sie hinweggefegt, in Gegenden verschlagen, die einstweilen noch zu entlegen sind, um der berechnenden Gier der Bleichgesichter als wünschenswerth zu erscheinen. —

Gegen 8 Uhr lief der Zug in der Ortschaft Dalles ein. Wie überall auf den Bahnhöfen der westlichen Städtchen und Ansiedelungen, so drängten sich auch hier Massen dunkler Gestalten, mitunter zweifelhaften Charakters; weiße Lungerer, Neger, Chinesen und Halbindianer, welche, die Hände in den Taschen, tabakkauend und fleißig spuckend, dem Treiben der Ankömmlinge zuschauten. An fünf, sechs Stellen tönten, von kräftigen Händen gerührt und geschwungen, Tamtam und Glocken, als Signal für die Hungernden, daß ebensoviele Wirthe bereit seien, gegen Erlegung von 4 bits (1 Dollar) ein mehr oder weniger preiswürdiges Mahl zu verabreichen.

Nachdem ich im „Cosmopolitan House“ den Anforderungen meines Magens Genüge geleistet, kehrte ich in mein Coupee zurück und passirte im Laufe der Nacht die zwischen Dalles und der Mündung des Snake Rivers gelegene Wüstenei. Im Morgengrauen, während dessen ich einen hellleuchtenden Kometen mit mächtigem Schweife am Himmel entdeckte, erreichte ich Ainsworth, woselbst der ganze Zug auf einer Fähre über den Fluß gesetzt wurde. Ainsworth, eine ehemalige Railroad-town, hat sein Dasein nur dem Durchzug der Fremden, Goldgräber, Cow-boys und dergl. zu verdanken und wimmelt von zweifelhaften Charakteren und Frauenzimmern.

Hier beginnt nun die Bahn jene Hochebene quer zu durchschneiden, welche auf den Karten als das „große Plateau des Columbia“ oder auch als das des Spokane verzeichnet steht und welches sich bis an die Grenze von Idaho erstreckt. Für manche Meile folgt die Bahn alten Strombetten, die vor undenklichen Zeiten den Columbia oder andere große Ströme in sich gefaßt haben mögen, jetzt aber, völlig wasserlos, nur den Anblick düsterer Basaltmauern bieten. Zu Füßen dieser dunklen Gesteinsmassen standen verdorrte, gelbe Büffelgräser und unansehnliche Salbeibüsche, welche in keiner Weise dazu beitrugen, das Aussehen der öden Landschaft einladender zu machen.

Erst in der Gegend von Sprague scheint der Boden ein besserer zu werden, und waren die Erzeugnisse desselben in dem Bahnhofsgebäude zur Schau gestellt. Nachdem ich diese „Sehenswürdigkeiten“ genügend gewürdigt hatte, flanirte ich eine Weile in der Nähe des Zuges auf und ab, als ein Reiter gemächlich dahergetrabt kam, welcher sofort mein ganzes Interesse in Anspruch nahm.

Der Kleidung nach, welche aus einem schwarzen Anzuge, Schaftstiefeln und Filzhut bestand, hätte ich versucht sein mögen, den Reiter für einen biederen Landprediger zu halten, zumal das breite, bartlose Gesicht etwas ungemein Würdiges hatte und einem Portrait des berühmten, unlängst verstorbenen New Yorker Predigers Henry Ward Beecher treffend ähnlich sah.

Wie ich aber bald erfuhr, war dieser vermeintliche Landpastor Niemand anders als der seiner kriegerischen Thaten wegen einst sehr gefürchtete Indianerhäuptling Moses, von dem man erzählte, daß er höchst eigenhändig zum Mindesten einem halben Hundert roth- und weißhäutiger Menschenkinder zur Reise in's Jenseits verholfen habe. Jetzt ist „Chief Moses" einer der reichsten Leute der Gegend und soll Werthe im Betrage von 100,000 Dollars zu eigen haben. Er war von zwei gleichfalls berittenen Adjutanten begleitet, welche der Winke ihres Herrn stets gewärtig schienen.

Fünfundzwanzig Meilen von Sprague entfernt liegt Cheney, woselbst in dem Eisenbahndepot wiederum eine Sammlung von außergewöhnlichen Feldfrüchten, Knollengewächsen und dergl. zur Schau gestellt war. Ob eine Anzahl gleichfalls besonders stattlicher, armdicken Klapperschlangen, die in Spiritus aufbewahrt wurden, ebenfalls als Ermunterung zur Einwanderung dienen sollten, vermochte ich nicht zu erfahren.

Sechs Meilen westlich des 1000 Bewohner zählenden Städtchens liegt der Clear Lake, von wo die Cheneyiten auf billigste Weise ihre aus wilden Gänsen und Enten bestehenden Sonntagsbraten beziehen. Mr. Clarke, der launige Redacteur des „West Shore", erzählte mir, wie er einst diesen See einem alten Jagdliebhaber empfohlen habe als einen Platz, von dessen Ergiebigkeit er gewiß befriedigt sein werde. Wenige Tage darauf sei er mit diesem alten Knaben auf's Neue zusammengetroffen und habe derselbe, obwohl der Clear Lake nur kleine Fische in sich birgt, steif und fest behauptet, vier Pfund schwere Karpfen aus dem See geholt zu haben. „Um dem Manne gerecht zu werden," erzählte Mr. Clarke, „stellten wir ihm einen Mann vor, welcher eine Forelle im Gewichte von sogar 14 Pfund im See gefangen habe, er aber übertrumpfte uns mit der Bemerkung, daß er einen Fisch im Gewichte von 14 Pfund und 18 Unzen gefangen, welches Prachtexemplar er einem Freunde verehrt habe. „We don't believe, that man has a friend in the world," sprudelte Mr. Clarke hervor, noch jetzt über den unverbesserlichen Lügenbruder in höchste moralische Entrüstung gerathend.

In der Nähe von Cheney liegt aber noch ein zweiter Wundersee, der „Medical Lake", welcher die herrlichen Eigenschaften besitzen soll, alle Krankheiten der Welt zu heilen, Armuth und Dummheit ausgenommen. Die Entdeckung dieser Heilquelle wird einem Schafhirten zugeschrieben, welcher so von Rheumatismus befallen war, daß er nahezu so „crooked" wurde, wie ein Bankcassirer aus New Jersey. Eines Tages kam es ihm an, in dem Wasser des Sees zu baden, und seine getreue, von Krätze und Läusen sehr geplagte Heerde folgte ihm. Der Schäfer verlor infolge dieses Bades seinen Rheumatismus und die Schafe wurden gleich-

falls ihre häßlichen Plagegeister los. Nun munkelte man davon, daß sich demnächst eine Actiengesellschaft zur Ausbeutung dieser großartigen Wunderquelle bilden werde.

Auf einer reelleren Basis dürften Gründungen stehen, die sich damit befassen möchten, die Kräfte der bei Spokane gelegenen Fälle des Spokaneflusses zu industriellen Zwecken dienstbar zu machen. Dieser Nebenfluß des Columbia bildet hier vier Arme und sechs Inseln, zwischen denen die Stromschnellen mit einem Gesammtgefälle von 156 Fuß hinbrausen. Man hält die hier vorhandene Wasserkraft aus drei Gründen als die für Mühlenanlagen geeignetste des ganzen Continentes, einmal, weil die Wassermassen jahraus, jahrein gleichmäßige sind, dann, weil sie niemals zufrieren und ferner, weil die aus Basalt bestehenden Ufer niemals unterwaschen werden können.

Hierauf basirt sich zweifelsohne eine glänzende Zukunft für das auf einer Kiesebene gelegene Städtchen, welches sich nach dem Illam-spokani „Sohn der Sonne" sich nennenden Häuptling der Spokane Indianer nennt. Schon jetzt hatte sich eine betriebsame Sägemühle auf den Klippen des Stromes angenistet, und ist noch Raum für mindestens fünfundzwanzig andere Mühlen vorhanden.*) Vom malerischen Standpunkte aus bieten die Stromschnellen kein Gesammtbild, und erst nach der Vereinigung der verschiedenen Arme bildet sich ein 63 Fuß hoher Fall, der wild und tosend über die zerklüfteten Basaltmauern herabgebraust kommt.

Auf dem rechten Ufer des Flusses, wo ein Arm desselben ein mächtiges, kesselförmiges Becken in die Felswand gewaschen hat, waren einige Indianer beschäftigt, ihre Pferde zu schwemmen.

Während ich zeichnete, nahten sich von der mit Basaltmauern durchzogenen Prairie drei Rothhäute, welche gegen vierzig bis fünfzig Pferde vor sich her trieben. Vorauf ritt auf einem Schimmel ein Häuptling, eine prächtige, zur Beleibtheit neigende Gestalt mit einem wunderbar energisch geschnittenen Gesichte. Kühn war die Nase gebogen, der Mund wohl geformt, unter der mächtigen Stirn glühten ein Paar funkelnde Augen. Um das glattgekäumte Haar war das Fell einer Fischotter turbanartig geschlungen, und in diesem Kopfputz waren einige Adlerfedern befestigt worden. Ein buntes Hemde, rothe Beinkleider, bestickte Mocassins,

*) Daß die Zeit nach meinem Besuche für Spokane eine Zeit glänzender Entwickelung gewesen ist, entnehme ich den Berichten über eine schreckliche Feuersbrunst, durch welche die aufblühende Stadt in der Nacht vom 4. auf den 5. August 1889 heimgesucht wurde. Vierzig Häuserviertel des Geschäftstheiles fielen den Flammen zum Opfer, desgleichen der Bahnhof der Nord-Pacificbahn und alle öffentlichen Gebäude. Die ersten Anschläge gaben den Schaden auf über 15 Millionen Dollars an.

sowie eine weiß, grün, gelb und roth gestreifte Wolldecke vervollständigten das Kostüm des Indianers, dessen Bewaffnung außer Bogen, Pfeilen und Scalpirmesser aus einem vortrefflichen Karabiner bestand.

Die beiden anderen Ankömmlinge waren ein jüngerer Indianer mit einer noch bunteren Wolldecke, sowie eine junge Frau mit selten wohlgeschnittenem Gesicht, die ein rothes Tuch gleichfalls turbanartig um den Kopf geschlungen hatte. Ganz in meiner Nähe machte die kleine Truppe Halt. Die Frau begann, zwischen einigen zusammengestellten Steinblöcken ein Feuer zu bilden, der Jüngling trieb die Thiere zur Tränke, während der Häuptling sich mit seiner Toilette beschäftigte. Nachdem er sorgfältigst Gesicht und Oberkörper gewaschen, dann vermittelst einer Pincette unter Zuhülfenahme eines Handspiegels die Keime der Bart- und Augenbrauenhaare entfernt hatte, bemalte er das Gesicht mit rothbrauner Farbe.

Derweil ich zusah, und die kunstreichen Ornamente der Satteldecken, der Gurte und Köcherhalter bewunderte, kamen aus der Ferne vier andere zu der Truppe gehörige Indianer angesprengt, zuerst stark dem oberen Stromarm zuhaltend. Erst als die Indianerin eine Decke ergriff und dieselbe über ihrem Kopfe hin und her schwenkte, änderten die Rothhäute ihre Richtung und kamen in vollem Galopp auf das Lager zu, einen nichts weniger als friedlichen und Vertrauen erweckenden Anblick gewährend. Der vordere der wilden Gesellen, durchweg Halbindianer, hatte als Kopfschmuck ein mit den langen Mähnenhaaren eines Büffels besetztes Band so um die Stirne gelegt, daß die einzelnen vom Winde gehobenen Haare wie Flammen nach allen Seiten emporflogen und dem ohnehin häßlichen Gesichte ein wahrhaft teuflisches Aussehen verliehen. Der Aufputz dieser gleichfalls mit Karabinern und Patronengürteln versehenen Indianer war nicht minder farbig als der ihrer Genossen.

Mit dem Häuptlinge hatte ich bereits die üblichen Grüße gewechselt und that dies nun auch mit den übrigen Mitgliedern der Bande, welche unter einem breitästigen Fichtenbaume ihr Lager herrichteten. Wie ich von einem der ein gebrochenes Englisch radebrechenden Halbindianer erfuhr, gehörte die Truppe dem mächtigen Stamme der Schwarzfüße an und kam aus der Quellgegend des Missoulaflusses. Einer der Halbindianer zog aus den Falten seiner Wolldecke, welche er wie einen Weiberrock um die Hüften geschlungen hatte, eine mit Branntwein gefüllte Flasche, die er von einem Soldaten erhandelt haben wollte und nun mir zum Trinken anbot.

Da ich wußte, welch ein gefährlicher, unzurechnungsfähiger Geselle ein betrunkener Indianer ist, so brach ich bald auf, um nach dem auf dem jenseitigen Ufer gelegenen Städtchen zurückzukehren. Als ich am nächsten Morgen mich auf's

Neue auf das andere Stromufer begab, um namentlich den ein unverfälschtes Bild aus den besseren indianischen Tagen darstellenden Häuptling zu zeichnen, fand ich auf der Lagerstätte nur noch einige glimmende Überreste des Lagerfeuers, die Truppe selbst war wieder davongezogen, wer weiß wohin. Da in der Nähe einige, freilich recht zerlumpte Wigwams einer kleinen Bande von Spokane-Indianern lagen, so begann ich eines derselben zu zeichnen, und hatte großes Vergnügen, als die in dem Zelte hausenden Rothhäute, welche mich nicht weiter beobachtet hatten, das getreue Ebenbild ihres Wigwams in meiner Zeichnenmappe erblickten. Die Wilden standen für einen Moment starr vor Verwunderung, Augen und Mund weit geöffnet. Keinen Blick von dem Bilde wegwendend, riefen sie ihre Kameraden herbei, damit dieselben ebenfalls das vermeintliche Wunder schauen möchten. Das Staunen war unterhaltend. Einige sprachen von Hexerei und examinirten auf's Sorgfältigste die Rückseite des Papiers, noch mehr darüber erstaunend, als sie erkannten, daß die plastisch wirkende Zeichnung thatsächlich nicht plastisch, sondern auf einem ganz dünnen Blatte Papier enthalten war. Kurz, die Sache war ein Räthsel, dessen Mysterien ich nun zu entschleiern begann, indem ich die Umrisse eines zweiten Zeltes auf's Papier warf, worauf sich endlich die Rothhäute, nachdem sie den Fortgang und die Beendigung der Zeichnung mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt hatten, befriedigt und augenscheinlich höchlich amüsirt wieder in ihre Zelte zurückzogen, um dort über den sonderbaren „Zauberer" weiter zu plaudern.

Nachdem ich tagsüber einen größeren Ausflug den Fluß entlang unternommen hatte, der früher ein Lieblingsaufenthalt der hier dem Fischfange obliegenden Urbewohner war, kehrte ich in den Abendstunden in das Städtchen zurück, gerade als die Geschäftsleute begannen, ihre Kramläden zu schließen. Hie und da kam noch eine Indianerin auf flinkem Pony angetrabt, um vor Thorschluß noch einen Sack Mehl oder ein Stück Kattun einzuhandeln. Dort eilte ein bezopfter Sohn des Reiches der Mitte dahin, ein mächtiges Bündel auf dem Rücken, um irgend einen auf Freiersfüßen gehenden Junggesellen mit frischer Wäsche zu versorgen. Auf den Side-walks, den auf jeder Seite der Straße den Häusern entlang laufenden hölzernen Fußsteigen, lungerte das unnütze Volk des Örtchens, die sogenannten Loafers, während vor den Hotels die Fremdlinge in Erwartung des Supper's mit einander um die Wette gähnten.

Mein Schlafgemach, eins der besten Zimmer des Hotels, für welches ich einen Dollar pro Nacht bezahlte, war ein Bretterverschlag, der mit drei Nägeln, einem Talglicht und einer sehr wackeligen Bettstelle möblirt war. Die noch ganz frischen Tannenbretter dieses Verschlages waren zusammengetrocknet, so daß von

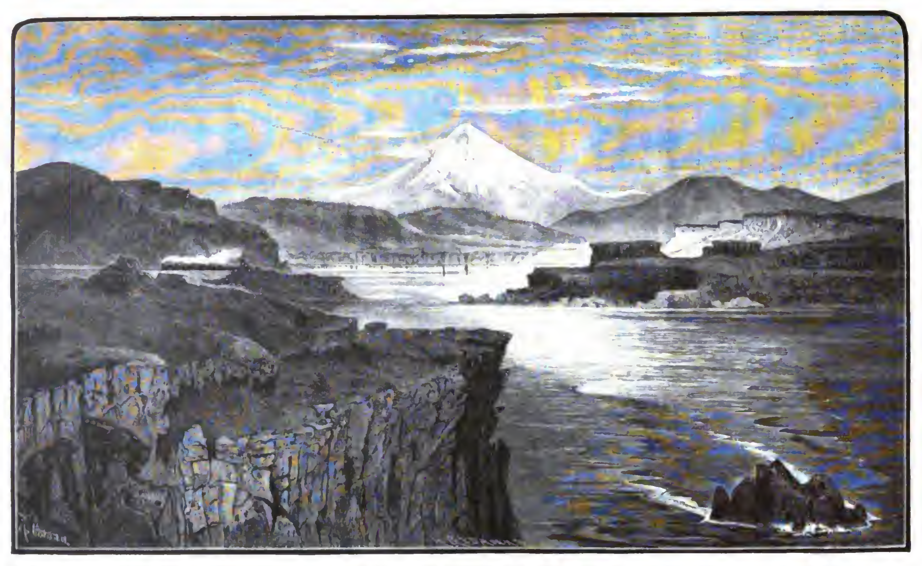
oben durch die horizontalen Fugen der Sternenhimmel hereinlugte, während durch die verticalen Fugen der Wände der Nachtwind ungestört seinen Eintritt nahm. Gleich, als wolle die Natur selbst ihr Mitleid über die traurige Verfassung eines derartigen Bauwerkes äußern, waren den Brettern allerorten dicke, harzige Thränen entquollen, die in schmalen Bächlein sich bis auf den Boden dieses primitiven Vogelbauers ergossen.

Auf den dringenden Wunsch des Hotelbesitzers fertigte ich demselben vor meiner Abreise noch eine Zeichnung seines Wunderbaues, da es in seinem Sinne lag, denselben als effectvolles Kopfstück auf die Rechnungsformulare und Reklamekarten des Hotels drucken zu lassen. Da ein Photograph in dem Örtchen fehlte, auch noch keine lithographische Anstalt eröffnet worden war, so gedachte der spekulative Yankee meine Zeichnung nach San Francisco zu senden, damit sie dort in würdiger Weise reproduzirt werde.

Nachdem die Zeichnung zur höchsten Zufriedenheit des Wirthes ausgefallen und auch thatsächlich glänzend honorirt worden war, kamen auf die Kunde davon auch die vier anderen Hotelbesitzer des Örtchens herbei, um mich gleichfalls zu bewegen, ihre Karawansereien abzubilden. Doch ich verzichtete auf diese Ehre, eilte zur Eisenbahn und reagirte auch nicht auf die dringenden Bitten eines mitfahrenden Hotelbesitzers aus Sprague, der mich 25 Meilen weit zurückschleppen wollte, nur damit ich sein Hotel zeichnen möge. Zweifelsohne würde ein eine derartige Beschäftigung liebender Künstler in diesen Gegenden die glänzendsten Geschäfte machen.

Von Spokane kehrte ich nach den Dalles zurück, um daselbst einige Studien zu machen. Um 5 Uhr in der Morgenfrühe langte ich daselbst an und wanderte nun eine Stunde weit stromauf, bis ich einen Punkt erreicht hatte, von wo ich ein charakteristisches Bild der wüsten Landschaft gewinnen konnte. Ringsum ein Gewirr von finsteren Basalt- und Lavamauern, die Risse und Ebenen ausgefüllt mit weißgelbem Dünensand, den der Wind in parallel laufenden Wellenlinien aufgeschichtet hatte. Es fehlte völlig der grüne Pflanzenwuchs, dagegen waren die fernen, von Meisterhand gezeichneten Berglehnen in die wunderbarsten Nüancen der Luftperspektive getaucht, die im Gegensatze zu den trotzigen, dunkelfarbigen Klippenmassen des Vordergrundes von um so höherem Reize waren.

Fahlgelbes, moosiges Grün bekleidete die Plateaus dieser Berglehnen, hie und da ragten zu meinen Füßen einige silberweiße, hochgelbe oder schwarze Büschel empor, vergeblich gegen die immer näher rückende, sandige Umarmung kämpfend. Und durch diese großartige Wildniß, durch diese phantastischen Lavafelder, durch diese cyclopischen Basaltmauern wälzte der Columbiastrom seine grünen Fluthen, dem gewaltigen Schneehaupte des Mount Hood entgegen, der mit seinem leuchtenden



Mount Hood und die Dalles des Columbia.

Gipfel über die fernen Berge hinweg in dies Gebiet unheimlicher Großartigkeit und feierlicher Stille herniederschaute.

An einigen Stellen treten die den Strom umstarrenden Basaltmauern so enge zusammen, daß nur steinwurfbreite, dafür aber um so tiefer in die Erde hinunterklaffende Spalten verbleiben, durch welche die gewaltigen, davor aufgestauten Wassermassen sich hindurchzwängen müssen. Mit schrecklicher Heftigkeit brausen die eingeschlossenen Fluthen in diese Dalles, „Rinnsteine“ genannten Spalten hinab, furchtbare Strudel und Wirbel erzeugend, welche die größten Baumstämme hinunterschlingen, um sie nach einer Weile mit Gewalt wieder auszuspeien.

Als in diesen Gegenden noch keine Bahn existirte und man auf den Stromverkehr angewiesen war, befand sich hier eine sogenannte „Portage“, die Boote wurden ausgeladen und sammt der Ladung bis zu einem weniger gefährlichen Punkte geschleppt, von wo aus die unterbrochene Fahrt fortgesetzt wurde. Nur wenige kühne und erfahrene Schiffer versuchten es, die Dalles zu passiren und zwar in den Augenblicken, wo die schrecklichen Wirbel sich gefüllt hatten und auszuwerfen begannen. Dann wurden die Ruder ausgelegt und mit Blitzesschnelle die gefährliche Pforte passirt; trotz aller Geistesgegenwart der Führer wurden aber bei dem geringsten Versehen mitunter die Boote in den Wirbeln mit schrecklicher Geschwindigkeit im Kreise herumgedreht, so daß es unmöglich war, dieselben zu lenken, worauf dann der Abgrund das Boot mitsammt der unglücklichen Mannschaft verschlang.

Auf einem der weit in den Strom tretenden nachtschwarzen Vorgebirge ließ ich mich nieder und war bald in meine Arbeit vertieft, als mich plötzlich ein heftiges Schnauben in meiner Nähe emporschreckte. Mein erster Gedanke war, als ich auffuhr, einen Grizzly Bären vor mir zu sehen, doch war das mich umgebende Geklipp öde und leer; erst ein zweites, noch heftigeres Schnauben ließ mich den Urheber desselben entdecken, einen mächtigen Seelöwen, welcher, ganze Schaaren von Fischen vor sich hertreibend, dicht unter meinem Standpunkte bis hart an's Ufer geschwommen kam, dann köpflings untertauchte und auf und nieder schwamm. Eine ganze Weile folgte ich den schönen, geschmeidigen Bewegungen des prächtigen Thieres, welches endlich, bald da, bald dort in der schnellen Strömung auftauchend, meinen Blicken entschwand.

Da die Seelöwen echte Meeresbewohner sind, so erschien mir der Umstand, daß sich ein Exemplar dieser Thiere volle 200 englische Meilen stromauf in's Binnenland verirrte, doppelt bemerkenswerth.

Nachdem ich meine Skizze beendet hatte, wanderte ich weiter stromauf bis zu der Mündung des in den Columbia sich ergießenden Des Chutes River's, welcher

einen Engpaß in die Basaltmauern geschnitten hat, der in seinem oberen Verlaufe stellenweise tausend Fuß tief ist.

Nahe der Mündung dieses Flusses entdeckte ich an einer mächtigen Sanddüne einen Punkt, wo vor Zeiten augenscheinlich ein rother Urbewohner des Landes seine Werkstätte aufgeschlagen hatte, um Pfeilspitzen aus dem massenhaft umherliegenden Feuerstein anzufertigen. Ich fand einige zweifelsohne während der Bearbeitung zersprungene Spitzen, desgleichen auch mehrere wohlerhaltene, ferner die Bruchstücke eines Gefäßes, sowie einen kleinen zum Mahlen des Getreides dienenden Stein.

Als die Sonne sich zum Sinken neigte, trat ich den Rückweg an, zahlreiche in dem feinen Triebsande deutlich markirte Spuren der in dieser Gegend äußerst häufigen Klapperschlangen kreuzend. Da eine dieser Spuren die Richtung meines Weges hatte, so folgte ich der Bahn der Schlange, die kaum fünfzig Schritte weiter sich langsam und träge über die Sandfläche schleppte. Der Gedanke, das scheußliche braungelbe Reptil zu tödten, kam sofort, und ich ergriff einige Steine, um ein Bombardement auf den armdicken Wurm zu eröffnen. Der erste Stein schlug dicht vor der Schlange nieder, die sich sofort zu einem Knäuel zusammenzog, mit der inmitten desselben emporragenden Klapper ihr rasselndes Warnsignal gab, und den häßlichen abgeplatteten Kopf emporhob, um zum Sprunge bereit zu sein. Ein zweiter, besser gezielter Wurf traf die Schlange in die Mitte des Körpers und vereitelte den beabsichtigten Angriff, worauf sie nun, heftig zischend und pfauchend, und dazwischen eifrig klappernd, nach den rechts und links um sie niederfallenden Steinen fuhr, bis endlich ein schwererer Block sie fest auf den Boden niederhielt. Nun konnte ich mich dem Reptil unbedenklich nähern und eingehender den widerlichen Kopf mit den bleiernen, eigenthümlich fascinirenden Augen und der unablässig hervorschießenden gespaltenen Zunge beobachten. Endlich hatte ich genug gesehen, zermalmte den Kopf der über drei Fuß messenden Schlange und schnitt die elf Ringe aufweisende Klapper ab, um dieselbe als Erinnerung an die Wüste des Columbia mit mir zu nehmen. —

Von Dalles City kehrte ich zunächst nach Portland zurück, um von dort aus die 26 Meilen entfernte Indianerschule zu Forest Grove zu besuchen. Unter der Leitung eines Capitän Wilkinson stehend, liefert dieselbe den unwiderstehlichsten Beweis, daß das rechtzeitig aus seiner wilden Umgebung entfernte Indianerkind zum Mindesten ebenso gesittungs- und bildungsfähig ist, wie Kinder irgend einer anderen Rasse. Höchlichst befriedigt von meinem Ausfluge, kehrte ich nach Portland zurück, um Abends 10 Uhr die inzwischen wieder eingetroffene „Queen of the Pacific“ zur Rückfahrt nach San Francisco zu besteigen.

Für die Gebiete des Nordwestens brach jetzt die herbstliche Regenzeit herein, eine Periode, wo tagaus, tagein fast ohne Unterbrechung kleine Wolkenbrüche herniederströmen, infolgedeß man den Bewohnern des Willamette- und unteren Columbiathales den Spottnamen „Webfeet" („Schwimmfüßler") gegeben hat. Weiße Nebel krochen durch die hochragenden Tannenwälder; Mount Hood, der amerikanische Fusi yama, hatte sich in Wolken gehüllt, und unablässig rieselte feiner, durchdringender Regen hernieder. Da der Dampfer im Willametteflusse auf eine Sandbank gerathen war und erst nach mehrstündiger Arbeit wieder frei wurde, kamen wir erst abends nach Astoria, lagen hier die Nacht über und gingen am folgenden Morgen in See, die Barre des Columbia ziemlich leicht passirend. Am zweiten Tage unserer in Folge heftiger Stürme ziemlich ungünstigen Meerfahrt trafen wir auf den Dampfer Empire, welcher sein Ruder gebrochen hatte und uns um Beistand ersuchte. Der Dampfer mußte in Schlepptau genommen werden, und verloren wir dadurch, zumal das Tau ein halbes Dutzend Mal riß, mehrere Tage, so daß wir erst eine volle Woche nach unserer Abfahrt von Portland in das Goldene Thor der San Francisco-Bai wieder einliefen.



Im Yosémite-Thal und unter den californischen Riesenbäumen.

Der Yosémite-Fall.

Und nun ging es zum sonnigen Süden, nach den an Wundern reichen Ländern von Südcalifornien und Arizona, nach dem Wunderthale Yosémite. Die Weltstadt am Goldenen Thore lag hinter mir und ich fuhr durch das breite, ungemein fruchtbare Thal des San Joaquin Flusses über Lathrop, Modesto und Merced nach dem 185 englische Meilen von San Francisco entfernten Madera, einer Station der Southern Pacificbahn, von wo der beste und bequemste Weg nach dem Yosémitethale führt. Madera ist ein kleines, kaum einige hundert Bewohner zählendes Örtchen, aber voll des tüchtigsten Unternehmungsgeistes, der sich wohl am glänzendsten in der Anlage der gewaltigen „Flume" dokumentirte, welche sofort das Interesse des Fremdlings in Anspruch nimmt. Diese „Flume" ist ein kleiner Gebirgsbach, der in einem aus Brettern zusammengesetzten und auf 25 Fuß hohen Holzblöcken schwebenden künstlichen Kanale 45 Meilen weit von den Vorbergen der

Sierra Nevada hierhergeleitet wurde und lediglich dazu dient, die in den Gebirgen gefällten Baumstämme auf eine möglichst billige Weise nach den in Madera befindlichen Sägemühlen zu flößen. Stamm auf Stamm gleitet, von den rauschenden Wassern getragen, durch die mit einem Kostenaufwande von 375,000 Dollars erbaute hölzerne Rinne, die Sägewerke täglich mit 100,000 Fuß Holz versehend.

In aller Frühe des folgenden Morgens rasselte die sechsspännige, omnibusartige Stage heran, welche die im Laufe des vergangenen Tages auf vierzehn Personen angewachsene Gesellschaft der Yosémitepilger befördern sollte.

Da nicht mehr als acht Personen im Innern des Wagens Platz hatten, zwei weitere noch neben dem Kutscher ein Unterkommen fanden, so waren vier der Mitreisenden dazu verurtheilt, auf dem Dache des Wagens zu sitzen und sich dort, so gut es gehen wollte, gegen das Hinabgeschleudertwerden zu behaupten. Mir fiel ein Sitz im Innern des Wagens zu, da hingegen einer der vier Deckpassagiere mit seinen langen Beinen meinen Kopf als Stützpunkt zur Sicherung der eigenen unbequemen Lage ausersehen hatte, so zog ich vor, mit diesem ewigen Störenfriede den Platz zu tauschen, zumal ich an das Behaupten eines derartigen luftigen Sitzes von meinen Stagefahrten durch Montana, den Yellowstone-Park und Idaho her bereits gewöhnt war.

In scharfem Trabe ging es nun, die Madera Flume fast beständig in Sicht behaltend, über weite Ebenen, bis wir gegen Mittag an die Schlucht des Coarse Gold Gulch gelangten, wo in früheren Tagen wacker nach Gold gegraben wurde. Im Laufe des Tages passirten wir noch mehrere derartige verlassene Minenplätze, auf denen es jetzt trostlos und öde aussah. Wo ehemals Straßen gewesen waren, da wucherte jetzt Gras und Gestrüpp; zwischen den verfallenen Häusermauern, innerhalb welcher oft Goldstaub im Werthe von Millionen von Dollars gelagert hatte, begannen Bäume zu wachsen, und von den Tausenden von rüstigen Männern, die hier dem flüchtigen Glücke nachjagten, war nicht einer mehr zu sehen. So rasch die Bewirthschaftung dieser Goldgegenden sich entwickelte, ebenso rasch ist sie auch wieder vollständig eingegangen, um die Schauplätze des einstigen betriebsamen Lebens als Stätten der Verheerung und Verwüstung zurückzulassen. In den ersten Nachmittagstunden langten wir bei den Vorbergen der Sierra Nevada an, und damit setzte auch jene wunderbar mannigfaltige Vegetation ein, welche den Ländern des sonnigen Südens eigen ist.

Lorbeer- und Feigenbäume bedeckten die Abhänge; Azaleen- und Madrono-Gestrüppe wechselten mit weiten Strecken, auf denen wohlduftende Yerba-Buena-Kräuter wucherten; stachelige Cacteen erhoben sich neben herrlichen, breitästigen Lebenseichen und neben den durch hellgrüne Belaubung und zimmetfarbene Stämme



Blick ins Yosémite Thal vom Inspiration Point aus.

(Nach der Natur aufgenommen von Rudolf Cronau.)

weithin kenntlichen Manzanitosträuchern. Dieser Vegetationsgürtel machte mit unserem Vor- und Aufwärtsdringen mehr und mehr den herrlichen Wäldern von Zuckerfichten Platz, welche die Kämme und Abhänge der Sierra Nevada wie mit einem prächtigen Mantel umhüllen und, frei von allen Schmarotzern, Schlingpflanzen und jeglichem Unterholz, Hallen von wahrhaft feierlicher Erhabenheit bilden.

Unter den Schatten dieser herrlichen Baummassen führte unsere Fahrstraße bis zum späten Abende dahin, kühne Kurven und Zickzacklinien beschreibend, an jählings sich aufthuenden Abgründen vorüber, bald in tiefe Thäler hinabsteigend, bald zu steilen Höhen emporführend.

Nachdem wir, durch die 68 Meilen lange Fahrt wie gerädert, die Nacht in der inmitten des Urwaldes gelegenen Clark's Ranch verbracht hatten, ging am nächsten Morgen die Fahrt in ihrer ganzen Tollkühnheit weiter durch die erhabenste Sierra-Wildniß, durch ein so großartiges Berg-, Wald- und Felsenchaos, daß nach dessen Anblick Jedermann sich unwillkürlich fragte, was denn nach diesen hochragenden Granitwänden, diesen schauerlichen Abgründen und dieser Urwaldspracht noch Größeres, Schauerlicheres und Erhabeneres kommen könne.

Aber da, als unsere Rosse das 6600 Fuß über dem Meere gelegene Plateau eines Granitkolosses erklommen hatten, leuchtete es plötzlich hell durch das dunkle Tannengrün, eine Biegung noch — und wie eine wunderbare Vision, so breitete sich zu unseren Füßen eine Welt der erhabensten Schönheit aus.

„Inspiration Point“, so haben die Entdecker des Thales die Stelle getauft, wo dem von fernher Kommenden die ganze Herrlichkeit des Yosémitethales unverhofft, mit einem Schlage sich erschließt. Da lag es zweitausend Fuß unter uns, von dem Feuerschein der sinkenden Sonne goldig übergossen und überspannt von einem zauberisch schönen californischen Abendhimmel. Nackte Granitkolosse von wahrhaft monumentaler Erhabenheit glänzten uns in mächtiger Doppelreihe entgegen; von ihren drei- bis viertausend Fuß hohen Firnen wehten silberweiße Wasserfälle in den tiefen Thalgrund hinab, um, zu einem rauschenden Flusse vereint, in weiten Schlangenwindungen durch das dunkle Grün der Pinien-, Cedern-, Eichen-, Lorbeer- und Manzanitohaine dahinzueilen.

Es war am 5. oder 6. Mai des Jahres 1851, als von hier aus eine bewaffnete Expedition von Weißen den ersten Einblick in dieses Wunderthal erhielt.

Diese Expedition war in Verfolgung von Indianern begriffen, mit denen die nach der Entdeckung des Goldes massenhaft einströmenden Goldgräber wiederholt in scharfe Conflicte gerathen waren. Übergriffe waren auf beiden Seiten erfolgt; hatten die Weißen die Indianer zu Frohndiensten gezwungen oder rücksichtslos niedergeschossen, so hatten sich die Rothhäute dadurch zu rächen gesucht, daß sie

zeitweise Angriffe auf die Ansiedler unternahmen und denselben ihr Vieh raubten, mit dem sie dann stets in unzugängliche Gegenden des Gebirges verschwanden, wohin man ihnen nicht folgen konnte. Diese Schlupfwinkel aufzuspüren, hatte sich die unter dem Major Savage stehende Expedition aufgemacht.

Theilnehmer an derselben war ein Dr. Bunnell, der den Eindruck, welchen dieses Thal auf ihn machte, folgendermaßen schildert:

„Man hat behauptet, daß es nicht leicht sei, in Worten den Eindruck wiederzugeben, welchen große Objecte auf uns machen. Ich kann nicht beschreiben, wie sehr ich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugt wurde. Niemand als solche, die gleichfalls dies Wunderthal besuchten, vermögen sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, die mich beim ersten Blick in das Thal überwältigten. Leichte Nebel dämpften die Formen der Gebirge, die höchsten Klippen verschwanden in niederhängenden Wolken, aber gerade dadurch wurde das Geheimnißvolle dieses Bildes verstärkt, und ich stand in sprachloses Staunen versunken und fühlte, wie sich meine Augen mit Thränen der Bewegung füllten."

Die Angehörigen des Stammes, welcher dies Wunderthal zu seinem Zufluchtsorte erkoren hatte, nannten sich die Ehwehnidies, „die Bewohner des Thales Ehweni" (englisch Ah — wah — nee). Sie wurden hingegen von den Weißen „Yo-Sémites", die „großen Grizzlybären" genannt, nach einer Legende, die unter dem Stamme verbreitet war, derzufolge ein junger, kühner Häuptling einst, nur mit einem Knüttel versehen, einen mächtigen Grizzlybären angegriffen und erschlagen habe. Nach dieser That erhielt der Häuptling den Namen „Yo-Sémite", „der große, graue Bär", der später auch auf seine Kinder und den ganzen Stamm überging. Der Name Yo-Sémite ist aber bereits eine Corruption des ursprünglichen Wortes, das auf Grund genauer Untersuchungen Yo — hem — i — te ausgesprochen wurde.

Diese erste gegen die Yo-Sémite Indianer unternommene Expedition war, wie auch die nachfolgenden, im großen Ganzen wenig erfolgreich, da sich die Rothhäute stets in den Seitencañons des Thales zu verbergen wußten oder über das Gebirge zu dem Stamme der Monos flüchteten, um nach Abzug der Weißen wieder in das Thal zurückzukehren. Dieser Zustand würde wohl zweifellos noch längere Zeit angedauert haben, wenn nicht im Sommer des Jahres 1853 plötzlich Streitigkeiten zwischen den beiden bisher befreundeten Stämmen ausgebrochen wären, die zur Folge hatten, daß die Yo-Sémites eines Tages von den Monos überfallen und fast gänzlich aufgerieben wurden.

Die gegen die Yo-Sémite Indianer ausgesandten Expeditionen hatten nur wenig von den Wundern des Thales gesehen, dieses Wenige aber reichte hin, um

im Jahre 1855 vier Weiße zu veranlassen, eine Entdeckungsreise dahin zu unternehmen. Einer der vier Männer war Thomas Ayres, ein Künstler; ein zweiter, Mr. Hutchings, war mit der Feder bewandert und veranlaßten, zurückgekehrt, durch farbensprühende Schilderungen weitere Partien zum Besuche des Wunderthales. Der Ruhm desselben verbreitete sich nun schnell über die ganze civilisirte Welt und heute hat die Reise nach dem Yosémitethale trotz ihrer Mühseligkeit bereits ungeahnte Dimensionen angenommen.

Das Yosémitethal ist ein tiefer Spalt inmitten der Sierra Nevada. Die Wände dieser Spaltes bestehen aus perlgrauem Granit und ragen zumeist fast senkrecht zwischen 3—6000 Fuß über die 4000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegene Thalsohle empor. Das Thal selbst ist sieben Meilen lang, hat dagegen nur eine Breite zwischen $^3/_4$ bis $1^1/_2$ englischen Meilen.

Über die Art und Weise, wie dieses merkwürdige, so einzig in seiner Art dastehende Thal entstanden sein möge, sind verschiedene Theorien aufgeworfen worden.

Die Erosion oder Auswaschung durch Wasserläufe, die in der Thalbildung zumeist den wichtigsten Faktor abgiebt, hat nach Ansicht einiger Geologen bei der Bildung des Yosémitethales keinen oder nur einen ganz geringen Antheil. Robert von Schlagintweit, welcher gleichfalls das Thal besuchte, versichert, daß er daselbst trotz emsigsten Suchens, vergebens nach einem jener vielen Zeichen (löffelförmige, gerundete Auswaschungen an den Thalwänden, ferner Geschiebe und zusammenhängende Linien von Sandconglomeraten und Süßwassermuscheln längs der steilen Thalwände) geforscht habe, welche die Thätigkeit des Wassers und der von ihm hervorgebrachten Erosion deutlich erkennen ließe. Desgleichen fehlten alle Anzeichen, die zu der Annahme berechtigten, daß etwa vor Urzeiten das Thal durch Riesengletscher ausgehöhlt worden sei.

Schlagintweit wie auch Professor Whitney kommen zu dem Schluß, daß zu der Zeit, als die Sierra Nevada sich emporhob, oder kurz nachher an der heute vom Thale eingenommenen Stelle etwa in Folge von vulcanischen Ereignissen eine Senkung der unter der oberen Granitschicht gelegenen Erdmassen längs mächtiger Spalten stattfand, die sich in verschiedenenen Richtungen, aber meistentheils rechtwinkelig kreuzten. In Folge dieser Senkungen wurde die obere Granitlage, die wie eine gewaltige Brücke über dem nunmehr hohlen Innenraume schwebte, ihres Ruhepunktes beraubt, brach zusammen und stürzte in den tiefen Abgrund hinunter, der sich durch die Senkung gebildet hatte.

„An seiner Oberfläche“ so meint Professor Schlagintweit, „war dieser Abgrund höchst wahrscheinlich mit Wasser bedeckt, das wohl einen der prachtvollsten

Alpenseen gebildet haben mag. Nachdem die Tiefe des Sees allmählich durch die an seinem Boden sich absetzenden Sedimente verringert, nachdem ferner der See durch die vielen Anschwemmungen, wie nicht minder durch nachstürzende Gesteine, die von den ihn umschließenden steilen Felsmassen in ihn hinabfielen, vollständig erfüllt war, wurde er, wie auch manche andere ungleich größere Seen, ebenfalls trocken gelegt; sein früheres Becken bildet nun die heutige Sohle des Thales. So wie



Der Sentinel Rock.

sie heute vorhanden ist, scheint sie nicht von sehr hohem Alter zu sein, da der sie durchziehende Merced Fluß kaum noch Zeit gefunden hat, sich in ihr ein richtiges Bett zu graben. Von Uferbänken, die er geschaffen hätte, ist nichts zu entdecken; im Gegentheile, er tritt in den Sommermonaten, wo das Schmelzen des Schnees in den höheren Theilen des Gebirges stattfindet, über seine flachen Ufer hinaus und richtet auf weite Strecken Überschwemmungen an, so daß man dann nur zu Pferde das Thal nach allen Richtungen durchziehen kann."

Andere Theorien meinen, das Thal sei ein Spalt; dessen Entstehung auf eine

gewaltsame Zusammenziehung der Granitmassen während der Eiszeit zurückzuführen sei, doch hat die erstere Annahme die größere Wahrscheinlichkeit für sich.

Steigen wir nun zum Thal hinab, so erhebt sich zur Linken gleich am Ein-



Der Süd- oder Halbdom.

gange der Schlucht als Wächter in scheitelrechter Steilheit, bar jeder Vegetation, die helle Granitwand des El Capitan, 3300 Fuß über die Thalsohle hinwegragend und einen Flächenraum von nahezu einer englischen Quadratmeile bedeckend. Tutockonula, „der große Häuptling", ist der indianische Name dieser gewaltigen Felsenbastion (vergl. die linke Hälfte unseres Lichtdruckbildes), die in so imponi-

render Massigkeit hervortritt, wie wohl kein zweites Vorgebirge auf diesem weiten Erdenrund.

Man stelle das höchste Bauwerk der Erde, den Eiffelthurm, dreimal übereinander, so wird er noch lange nicht den Gipfel der ungeheuren Felswand erreichen, deren schöngeschnittene Contouren sich wundervoll gegen den blauen Himmel abheben.

Gerade gegenüber ragen die originellen Felshörner der „Drei Brüder", empor, so genannt nach drei Brüdern, Söhnen des Häuptlings Tenaya, die im Jahre 1851 von den Weißen hier gefangen wurden. Die Indianer nannten diese Felsenmassen Pom-pom-pa-sa, „die drei Berge, welche wie springende Frösche aussehen". Wie charakteristisch diese Bezeichnung ist, lehrt ein Blick auf unser Bild, wo wir den „Drei Brüdern" gegenüber eine ähnliche, scheinbar mit dem El Capitan zusammenhängende Formation gewahren, welche „die drei Grazien" getauft worden ist.

Weiter im Mittelgrunde des Bildes erheben sich die beiden himmelanstrebenden Thürme des Cathedral Rock, während im Hintergrunde der einer riesigen Warte ähnliche Sentinel Rock und die kolossale Halbkuppe des Süddomes die hervorragendsten Punkte der scharf gezackten Felslinie bilden. (Vergl. Illustr. S. 264.)

Die Yo-Sémite Indianer, welche auf dem Gipfel dieses weithin sichtbaren Felsens beständig einen Beobachtungsposten hatten und bei annähernder Gefahr von hier aus Warnsignale gaben, nannten den Sentinel Rock Loya, den „Felsen der Wächter". Als die ersten Weißen das Thal betraten, in der Absicht, die Bewohner desselben zu vertreiben, stiegen von dem 3043 Fuß über der Thalsohle sich erhebenden Gipfel dieses Felsens in kurzen, regelmäßigen Zwischenräumen Rauchwolken empor, das unter allen nordamerikanischen Indianern übliche Signal „Feinde im Lande!" *)

Der Süddom sowie der schräg gegenüber sich erhebende Norddom bilden in ihrem Aufbau und in ihrer Form eine der größten Eigenthümlichkeiten des Yosémitethales. Aus reinem Granit bestehend, erhebt sich der erstere 4737 Fuß über das Thal, demselben eine für 1500 Fuß durchaus senkrecht abfallende Wand zukehrend, während die vollständig abgerundete und nur äußerst schwierig zu ersteigende Halbkuppel mit den Gebirgsriesen der Sierra Nevada in Verbindung steht.

An Massigkeit steht der Halbdom wohl hinter dem El Capitan zurück, nicht aber an Eigenartigkeit der Formen. Der ganze Eindruck dieses Kolosses ist der

*) Vergl. Cronau, „Fahrten im Lande der Sioux", Seite 29.

einer ursprünglich domartigen Erhebung, die etwa mit der Kuppel der St. Peterskirche in Rom eine Ähnlichkeit haben könnte. Aber die Kuppel dieses gewaltigen Naturdomes ist nur noch zur Hälfte vorhanden. Als sei sie durch einen gewaltigen Schwerthieb jählings auseinander gespaltet, und als sei die eine Hälfte in's Thal gesunken, so ragt die andere Hälfte hoch in die Lüfte, dem Thale eine absolut senkrechte Wand von 1500 Fuß Höhe darbietend, um dann in einen steilen Abhang auszulaufen, der sich bis zum Fuße des Cañons erstreckt. (Vergl. Illustr. S. 265.) Ähnlich gestaltet ist der gegenüber gelegene, 3725 Fuß hohe Norddom. Wie die Häute einer Zwiebel, so lagern hier die gewaltigen Schichten Granit über einander. Hier und da sind Bruchstücke dieser Massen herabgeglitten und eine Ersteigung wäre nur unter den größten Gefahren möglich.

Ganz am Ende des Thales erhebt sich die Kuppe Cloud's Rest, 6150 Fuß hoch über die Thalsohle, 10,000 Fuß aber über dem Spiegel des Meeres. So bilden die massiven Granitmauern eine Sackgasse von so ungeheuerlichen Dimensionen, wie sie kaum zum zweiten Male zu finden sein dürften.

Damit diesem majestätischen steinernen Bilde aber auch nicht das Leben fehle, wallen von den Kämmen dieser Klippenmassen allenthalben entzückende Wasserfälle hinab.

Neben dem El Capitan schäumt das 3300 Fuß lange Silberband des Lung-u-tu-kuyah, dem die rothen Urbewohner des Thales nicht mit Unrecht diesen Namen verliehen, welcher „der schöne, anmuthige Fall“ bedeutet. An den Wänden der gegenüber liegenden Klippen weht wie ein leichtes Spitzengewebe der 900 Fuß herabstürzende Pohono, „der Geist des bösen Windes“. Fast beständig umbrausen heftige Winde den sechzig Fuß breiten Fall und drängen die schäumenden Wasser aus ihrer Bahn, so daß aus einiger Entfernung die Ähnlichkeit mit einem hin und her wehenden Schleier eine so täuschende ist, daß die Weißen ihn den „Brautschleierfall“ nannten. Von dem 6450 Fuß hohen Cloud's Rest kommt der Illilouette; im Hintergrunde zweier Seitencañons des Thales donnern die Vernal- und die Nevada-Fälle. Weiter wären zu nennen der Tocoy-ô, der Loya und Andere.

Der Preis aber unter all diesen rauschenden Majestäten gebührt dem Yosémitefall (vergl. die Vignette Seite 259), mit dem sich, was Schönheit und Höhe betreffen wohl kaum ein zweiter Wasserfall des Erdballs vergleichen läßt. In drei Absätzen schießt er aus seiner schwindelnden Höhe zu Thal. Da wo sich die Wasser zum ersten, 1600 Fuß tiefen Salto mortale anschicken, ist der Fluß kaum einige dreißig Fuß breit, erweitert sich aber während seines Sturzes bis auf 300 Fuß. Gleich nach diesem Falle folgt der zweite von 600 Fuß, der eher einer rasenden Stromschnelle als einem Falle ähnlich ist. Zum dritten Male endlich machen die Wasser

einen Riesensprung von 450 Fuß in den Abgrund. Von einem Punkte des Thales aus gesehen, erscheint die ganze Wassermasse als ein Katarakt von nahezu 3000 Fuß Höhe.

Wie leuchtende, einander jagende Raketen, so sausen die Wasserbündel in die Tiefe hernieder, dem nimmer ermüdenden Auge stets Neues bietend. Besonders reizvoll gestaltet sich das Bild, wenn heftige Windstöße um die lothrechte Felswand schnauben, die fallenden Wassermassen weit zur Seite treiben und zu einer Wolke feinen Sprühregens zerstäuben. Dasselbe Phänomen, welches sich auch beim Brautschleierfall zeigt und welchem derselbe seinen treffenden Namen verdankt, wiederholt sich hier in noch überraschenderer Weise. Geisterhaft wehen die Wasser her und hin; bald sind sie weit zur Rechten, bald ebenso weit zur Linken getrieben, um beim Nachlassen des Windstoßes in den graziösesten Schwingungen in die natürliche senkrechte Falllinie zurückzukehren. Ebenso wechselt das Getöse des wundervollen Katarakts; bald ist es schwellend, bald sinkend, bald gleichmäßig forthallend, bald fast ersterbend, und dann wieder gewaltig brausend, als ob ein Sturmwind in den Urwaldbäumen heule.

An dem Punkte, wo der Norddom sich erhebt, die 1800 Fuß hohe Steinsäule der Washington Column in die Lüfte ragt, verzweigt sich das Yosémitethal in drei schmalere Schluchten oder Cañons, die wie riesige Stufen zum Hochgebirge hinaufführen, um sich daselbst zu verlieren. In einer dieser Schluchten, dem Tenaya Cañon, breitet sich das herabrinnende Schneewasser zu einem kleinen wundervollen See aus, dem berühmten Mirror Lake (Spiegelsee). Mehrere Acres groß, spiegelt seine nur selten von einem Lufthauch bewegte Fläche die ganze Umgebung in geradezu verblüffender Deutlichkeit und Klarheit wieder. Die kalten, ernst und schweigsam aufragenden Felswände reichen ebenso tief nach unten hinab, und zu unseren Füßen lockt ein Himmel ebenso blau und unermeßlich fern, wie er über uns sich spannt.

Die dem Tage unserer Ankunft folgende Nacht war vom Vollmonde erhellt und derselbe beleuchtete mit seinem geisterhaften Lichte die rings um uns ragenden Felsmassen, die sich kalt und bleich gegen das kleine sichtbare Stück des sternbesäten Nachthimmels abhoben. Vor uns ragte unermeßlich groß die senkrechte Wand, wo der Yosémitefall sich unaufhörlich und scheinbar ununterbrochen aus der ungeheuern Höhe in die dunkle Tiefe herniederwälzte. Wie eine Fluth geschmolzenen Silbers erschien die Wassermasse, deren Brausen in ewigem Wechsel die Stille der Nacht durchhallte.

Besonders in der Erinnerung steht mir auch das Bild, welches sich in den Abendstunden des letzten Tages unseres Aufenthaltes im Yosémitethale bot. Ein

Gewitter war im Anzuge. Mißfarbige Wolkengebilde wälzten sich vom Hochgebirge hernieder, hingen in die enge Thalschlucht herein, verfingen sich in den Felsnadeln und Klippen, flatterten von Wand zu Wand und überwölbten schließlich das ganze Cañon wie mit einem Sturmdache. Unheimlich dunkel wurde es in der Schlucht; phantastischer noch erschienen die abenteuerlichen Umrisse der Gesteinsmassen; rothe Blitze zerrissen das Wolkendach und heftige Regengüsse stürzten hernieder. Allenthalben rieselten und schäumten an den Felswänden Bäche und Katarakte; dort aber, wo die Wolken in schweren Massen um die Klippenmauern hingen und unheimlich kreisten und brauten, brach aus diesem grauschwarzen Schleier ein heller silberner Strahl, der Yosémitefall, einen Eindruck hervorrufend, als ob er thatsächlich wie ein Strahl der Erleuchtung vom Himmel herniederschwebe. —

Dem Wasser, diesem in der Sierra allerorten pulsirenden Lebenselemente, hat das Yosémitethal noch einen weiteren Schmuck zu verdanken, seinen, die ganze Thalsohle bedeckenden Naturpark, der gebildet wird aus den herrlichsten Bäumen. Riesenconiferen ragen neben gewaltigen Lebenseichen empor; dunkle Lorbeersträucher neigen sich über die krystallenen Fluthen des das Thal durcheilenden fischreichen Merced, überall bemerkt man das drängende, üppige Treiben und Sprießen des californischen Sierrenwaldes.

Um des letzteren Schönheit und überwältigende Majestät aber erst ganz verzu lernen, begaben wir uns nach mehrtägigem Aufenthalte im Yosémitethale nach jenen, mehrere Meilen von Clark's Ranch entfernten Waldesheiligthümern, wo aus dem Urwalddickicht jene zahlreichen Wunder der Pflanzenwelt aufragen, welche von den Männern der Wissenschaft mit dem Namen Sequoia gigantea bezeichnet wurden.

Die Entdeckung dieser Mammuthbäume wird dem Trapper Dowd zugeschrieben, der im Frühling des Jahres 1852 von der „Union Water Company“ im Calaveras County angestellt war, die Werkleute dieser Gesellschaft mit den Ergebnissen seiner Jagd zu versorgen. In der Verfolgung eines angeschossenen Grizzlybären begriffen, stieß er ganz plötzlich auf einen Baum, dessen gewaltige Maßverhältnisse ihn alle weiteren Jagdgedanken vergessen ließen. Als er, nach dem Lager zurückgekehrt, daselbst seine Entdeckung vorbrachte, wurde aber dieses offenbare Jägerlatein so verlacht, daß Niemand zu bewegen war, dem Trapper zu dem „großen Baume“ zu folgen, um nicht das Opfer eines Aprilscherzes zu werden.

Dowd ließ die Sache für einige Tage ruhen, an einem Sonntag Morgen aber kam er mit allen Zeichen der Erregung in das Lager gestürzt und ersuchte die Arbeiter, ihm beim Transporte eines mächtigen Bären behülflich zu sein, den er einige Meilen von dem Orte entfernt im tiefen Walde erlegt habe.

Auf Wegen, die bisher nur von ihm allein betreten worden waren, führte der Trapper nun die Arbeiter bis zum Fuße des Riesenbaumes und rief, als die Leute vor Verwunderung starr standen, triumphirend aus: „Hier ist der Bär, den ich Euch zeigen wollte. Glaubt Ihr noch, daß ich Euch ein »Garn« erzählt habe?"

Bald nacheinander wurden verschiedene Haine dieser „Big Trees" aufgefunden und nun verbreitete sich die Kunde von dem Vorhandensein der gewaltigen, alle bisher bekannten Bäume an Umfang wie Höhe weit übertreffenden „Big Trees" schnell und erregte in der ganzen Welt das ungeheuerste Aufsehen.

Bezüglich der wissenschaftlichen Benennung der Bäume erhob sich nun unter den Botanikern ein Conflikt, der lange nicht zum endgültigen Austrag kam. Als Professor Endlicher in Wien im Jahre 1846 seine „Synopsis der Coniferen" bearbeitete, und eine Anzahl neuer Gattungen für dieselben begründete, machte ihn der schweizerische Gesandte in Wien, Dr. J. von Tschudi, auf einen merkwürdigen Indianer vom Stamme der Cherokesen aufmerksam, mit der Bitte, dem Andenken dieses bedeutsamen Mannes ein Denkmal zu stiften. Dieser Indianer hatte Sequo-yah geheißen und hatte sich derselbe dadurch ausgezeichnet, daß er nicht nur seinen Stamm in der erfolgreichsten Weise auf die Bahnen der Civilisation lenkte, sondern auch eine eigene, 86 Zeichen umfassende Schrift erfand, die bei den Cherokesen im Gebrauche war, ehe noch die Blaßgesichter eine Kunde davon hatten. Diese Schrift wurde später von den Missionären angenommen und im Jahre 1828 wurde sogar eine Zeitung in den Zeichen derselben gedruckt.

Professor Endlicher entsprach dem ihm vorgelegten Wunsche und nannte die in Californien vorkommende gewöhnliche Rothholztanne dem indianischen Sprachgenie zu Ehren Sequoia. Zu jener Zeit waren die Mammuthbäume, die gleichfalls zu den Rothhölzern gehören, noch nicht entdeckt. Als nun im Jahre 1853 der englische Botaniker Lindlay Samenzapfen und Proben des Holzes erhielt, glaubte er es mit einer ganz neuen Baumart zu thun zu haben und nannte dieselbe zu Ehren seines berühmten Landsmannes Wellingtonia gigantea, während zur selben Zeit der Präsident der californischen Akademie der Naturwissenschaften, Dr. Randall, den Baum Washingtonia gigantea taufte. Es stellte sich jedoch bereits im Jahre 1854 durch die Nachforschungen des amerikanischen Botanikers Torrey und des Franzosen Decaisne die völlige Zugehörigkeit der Mammuthbäume zu den bereits bekannten Rothhölzern, den Sequoien, heraus, und so behauptete einmal die Rothhaut ihren Platz für immer gegen zwei der berühmtesten Bleichgesichter.

Man hat im Laufe der Jahre neun verschiedene Haine dieser Sequoien aufgefunden, die sämmtlich am Westabhange der californischen Sierra Nevada liegen und zusammen mehrere tausend Exemplare dieser Riesenbäume enthalten.

Die bekanntesten und besuchtesten Haine sind diejenigen von Calaveras und Mariposa, von denen der erstere etwa 100 Meilen nordwestlich, der zweite hingegen etwa 20 Meilen südlich vom Yosémitethale gelegen ist.

Wie leuchtende, zimmtfarbene Thürme, steigen hier die californischen Baumgiganten aus dem Waldesdunkel empor, an Umfang, Höhe, Massenhaftigkeit und Alter Alles hinter sich lassend, was die Erde bisher an Pflanzenwundern kennt. Neben die Pyramiden gestellt, würden manche der noch stehenden Baumriesen mit ihren Wipfeln die Spitzen dieser Bauwerke beschatten. Und doch lassen einzelne im Dickicht modernde Baumruinen darauf schließen, daß sie dereinst noch gewaltigere Maaßverhältnisse aufzuweisen hatten. In Calaveras Grove liegt, durch sein eigenes Gewicht halb in die Erde versunken, der „Vater des Waldes", an der Basis einen Umfang von 112 Fuß aufweisend. Zweihundert Fuß hat man an dem Stamme hinzuschreiten, bis man die Stelle erreicht, wo er seinen ersten Seitenast — einen Riesenbaum für sich — entsandte. Obschon der Baum seines Wipfels längst beraubt ist, lassen doch alle Maßverhältnisse erkennen, daß er zur Zeit seiner Glorie eine Höhe von gegen 450 Fuß gehabt haben muß.

Nahe diesem gefallenen Monarchen stand ein zweiter Riesenbaum, den zu Anfang der fünfziger Jahre ein speculativer Yankee zu Falle brachte. Da man den 24 Fuß im Durchmesser haltenden Baum nicht durch Sägen fällen konnte, so durchlöcherte man seinen Stamm mittelst großer Brunnenbohrer, und fünf Leute waren volle zweiundzwanzig Tage beschäftigt, um den Stamm vom Stumpfe zu trennen. Aber trotzdem stand jener noch immer fest in vollem Gleichgewichte, so daß die Arbeiter wieder drei volle Tage damit zubrachten, um auf der einen Seite Keile unter den Baum zu treiben; dann erst gelang es, den Baum umzustürzen. Das Fällen dieses einzigen Baumes verursachte einen Kostenaufwand von 650 Dollars.

Der Stumpf ward sauber geglättet und zu einem Tanzboden umgewandelt, auf welchem mehrmals 32 Personen bequem Cotillontouren abhielten, obgleich sich auch noch Musikanten und Zuschauer auf diesem sonderbaren Tanzboden befanden. Auch Theatervorstellungen fanden hier statt und eine Zeit lang befand sich hier eine Druckerei, aus welcher ein Wochenblatt, das „Big-tree-bulletin", hervorging.

Gleichfalls im Calaveras Haine erhebt sich ein anderer Mammuthbaum, grünend in voller Pracht, trotzdem ein Urwaldfeuer eine Höhlung in seinen Stamm hineingefressen hat, welche groß genug ist, um 16 Reitern auf einmal Obdach zu gewähren. Ein anderer niedergestürzter und durch Feuer ausgehöhlter Baum, die Arche Noah's, ist so groß, daß drei Reiter nebeneinander sechzig Fuß weit in den Innenraum hineinreiten können.

Da ein Abstecher nach diesem Calaveras-Haine vom Yosémitethale mit zu großen Schwierigkeiten verbunden war, so beschränkte ich mich auf den Besuch des ebenso großartigen Mariposa Haines, woselbst es vor Allem die kolossalen Maßverhältnisse des Grizzly Giant und des Ohio waren, welche uns in Erstaunen versetzten. Volle 93 Fuß hat der erstere der beiden wetterzerzausten Monarchen im Umfange, und erst in einer Höhe von zweihundert Fuß über dem Boden zweigt sich der erste wagerecht sich hinstreckende Ast ab, in seinem Umfange von vierzig Fuß immer noch ein „Big Tree“ für sich, und einen Holzreichthum abgebend, hinreichend genug, um eine ganze kleine Gemeinde einen Winter lang mit Brennmaterial zu versorgen.

Hier auch passirten wir jenen sicherlich einzig dastehenden Thorweg, durch welchen unser von sechs feurigen Rossen gezogenes Gefährt wie durch einen Triumphbogen hindurchsauste.

Dieser 10 Fuß hohe, unten 9½, oben 6½ Fuß weite Thorweg ist in den Stamm eines 27 Fuß im Durchmesser haltenden Baumes gehauen, welcher den Namen Wawona oder „Tunnelbaum“ erhalten hat. Ganz in der Nähe liegt der Rumpf eines anderen Baumes, in den früher zwei Reiter nebeneinander 80 Fuß weit hineinreiten konnten, doch ist diese Passage durch einen darüber hinweggestürzten anderen Baum theilweise zusammengebrochen und bis auf 30 Fuß verringert worden. Die Gesammtzahl der im Mariposa-Haine befindlichen Riesenbäume beträgt 427, darunter zahlreiche Exemplare, die einen Umfang bis zu 90 Fuß und eine Höhe bis zu 270 Fuß erreichen. Von der Riesengröße dieser Bäume mag man einen weiteren Begriff durch eine Berechnung des amerikanischen Professors Whitney erhalten, der zufolge ein einziger Baum 537,000 Fuß zolldicker Bretter liefern würde, die einem Werthe von 25,000 Dollars gleichkämen.

Gleich allen Bäumen aus der Gattung der Taxus-Nadelhölzer sind die Sequoien der Verwitterung nur wenig unterworfen und besitzen eine Lebensfähigkeit, die geradezu erstaunlich ist. Trotzdem verheerende Waldfeuer in die Stämme mancher Bäume gewaltige Löcher gefressen haben, grünen und gedeihen dieselben lustig fort, selbst der breite Thorweg, der in den Stamm des Wawona gehauen wurde, hat auf das fernere Wachsthum des Baumes keinen nachtheiligen Einfluß gehabt.

Gleichfalls im Mariposa Haine steht ein noch grünender Baum, der „Workshop“ genannt, in dessen Stamm ein 12 Fuß hoher, 16 Fuß tiefer Raum ausgehauen ist, in welchem der Reisende allerhand kleine, daselbst angefertigte Andenken an sein Verweilen unter den Riesenbäumen erstehen kann. Im Calaveras Haine wird ein Baum gezeigt, den im Jahre 1854 ein unternehmender Yankee, in der



Unter den Riesenbäumen Californiens.

Absicht, Geld zu verdienen, bis zu einer Höhe von 116 Fuß seiner Rinde berauben ließ, die gegen Eintrittsgeld in verschiedenen Städten Amerikas zur Schau ausgestellt und schließlich dem Crystal Palace zu Sydenham bei London verkauft wurde. Dort fand sie aber bei einer Feuersbrunst ihren Untergang. Der Baum selbst bewährte jedoch eine so große Lebenskraft, daß er ungeachtet der ihm beigebrachten, scheinbar tödtlichen Verwundung bis heute noch nicht abgestorben ist. Wohl das wunderbarste Exempel dieser außerordentlichen Lebenskraft giebt aber der „Telescope Baum" im Mariposa Haine ab, ein 120 Fuß hoher, aufrecht stehender Stamm, der durch Feuer so vollständig ausgehöhlt ist, daß man, in den ausgebrannten Innenraum hineintretend, wie durch ein Fernrohr zum Himmel empor blicken kann. Und trotz dieser fürchterlichen Verstümmelung trägt der Baum immerfort sein grünes Nadelkleid und erzeugt jahraus, jahrein unzählige Samenzapfen.

Dieser außerordentlichen Lebensfähigkeit steht das äußerst langsame Wachsthum der Sequoien gegenüber. Die Botaniker versichern uns, daß der Holzstamm eines solchen Riesenbaumes zwanzig Jahre brauche, um zwei und einen halben Centimenter im Durchmesser zuzunehmen, die Rinde sogar volle vierzig Jahre, um nur die Breite eines Messerrückens anzusetzen. Und doch bildet diese, aus einem bräunlichrothen, weichen Fasergewebe bestehende Rinde an einem ausgewachsenen Exemplare eine den ganzen Stamm überziehende, weit durch das Urwalddickicht leuchtende Filzmasse von ein bis anderthalb Fuß Dicke, zwischen deren Ausbuchtungen und Rinnen sich ein schlanker Mensch ebenso verbergen kann, wie ein Käfer in den Rissen der Rinde einer gewöhnlichen Tanne.

Durch die genaue Beobachtung des Wachsthums, durch die Zählung der Jahresringe des Holzes, sowie durch die Feststellung verschiedener anderer Merkmale, sind die Pflanzenkundigen dahin gekommen, das Alter der noch stehenden größeren Sequoien auf mindestens 3000 Jahre zu veranschlagen. Hutchings, der Einsiedler des Yosémitethales, der über diese Wunderwelt ein sehr zuverlässiges, zumeist auf eigenen Beobachtungen beruhendes Werk zusammengetragen hat, berechnet nach vielen angestellten Untersuchungen, daß durchschnittlich auf der Fläche eines dem Stamme einer Sequoie entnommenen Querschnittes in der Breite von einem Zoll 24 Jahresringe zu zählen seien. Hiernach würde das Alter solcher Bäume, die einen Durchmesser von 25 Fuß hätten (wovon die Hälfte vom Herz des Baumes bis zur Rinde also 12½ Fuß betrüge), mit 3600 Jahren, und solcher Bäume, deren Durchmesser 30 Fuß ausmache, mit 4320 Jahren anzusetzen sein.

Was sind im Vergleiche zu solchen Zeiträumen, neben welchen die Dauer eines Menschenlebens zu kaum momentaner Bedeutung herabsinkt, die Werke der

Menschenhand? Mit Recht konnte daher Friedrich Bodenstedt, als auch er zu den Riesenbäumen pilgerte, die Worte gebrauchen:

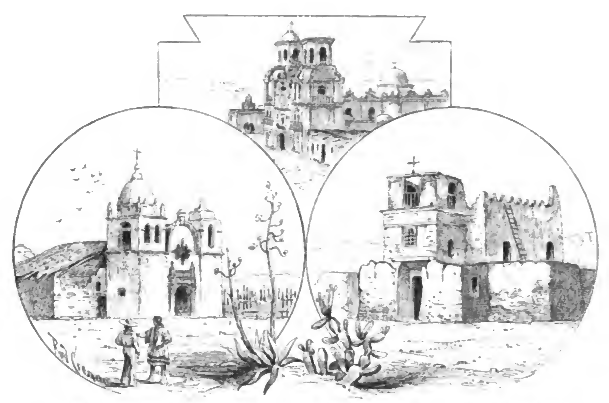
„Ich ging, die Wunderbäume zu sehn,
Die im Hain von Mariposa stehn
Und ihr immergrünes Kleid schon getragen,
Eh' David, der König, die Harfe geschlagen,
Eh' Salomo weise Sprüche geredet
Und Simson die Philister befehdet."

Älter sind diese Bäume, als alle gegenwärtig bestehenden religiösen Bekenntnisse der Menschen, älter als die Religion der Buddhisten, 1000 Jahre älter als die Religion der Juden, 2—3000 Jahre als die Religion der Christen.

Wie die amerikanische Regierung im Jahre 1871 den weltberühmten Yellowstone-Park in Wyoming als unantastbares Nationaleigenthum erklärte, so hat sie auch das Yosémitethal und die Sequoienhaine von jeder Besiedlung ausgeschlossen, damit der ursprüngliche Reiz dieser Gebiete unvermindert sich bis auf späte Geschlechter erhalten möge.



Ein gefällter Riesenbaum.



San Carlos Mission. Californien. San Miguel Kirche in Santa Fé. Neu Mexiko.
San Xavier del Bac. Arizona.

Im Lande der Fata Morgana.

Die schneegekrönten Berge der Sierra Nevada, das Wunderthal Yosémite und seine Riesenbäume lagen hinter mir, und in hastiger Eile trug mich das schnaubende Dampfroß neuen Zielen entgegen. Ich fuhr durch die südcalifornischen Ebenen. Aus dunklem Laube glühten die feurigen Granaten, goldgelb schimmerten am Boden die Melonen. Feigen=, Pomeranzen= und Pfefferbäume drängten sich neben hochstämmige Palmen, neben Bananen, Eukalypten und immergrüne Eichen. Auf den weiten Sandflächen sproß der Cactus in üppiger Fülle, die Agave reckte aus ihrem schwertergleichen Blätterkorbe den hohen, mit schneeweißen Blüthen gezierten Schaft empor. Und nun, inmitten dieser sonnigen Herrlichkeit, von ausgedehnten Weingärten, Orangen= und Limonenhainen umkleidet und von freundlichen Höhen umschlossen, erschienen die weißleuchtenden Häuser von Los Angeles, der „Stadt der Engel".

Der ganze, eines 150jährigen Alters sich rühmende Ort, dessen Gründer denselben nicht bloß dem Schutze eines Heiligen, sondern gleich dem sämmtlicher geflügelten Heerschaaren empfohlen, ist ein einziger großer Fruchtgarten. Alles

blüht und gedeiht hier in fröhlichster Üppigkeit, dank dem benachbarten Los Angelesflusse, dessen Wasser durch künstliche Leitungen nach der Stadt und ihrer Umgebung geführt wird.

Hier ist California felix, das Italien Amerikas,

> . . . . . Das Land, wo die Citronen blüh'n,
> Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n,
> Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
> Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht.

Nach Tausenden zählen hier die Orangenbäume, hat doch z. B. ein einziger, inmitten der Stadt gelegener Garten, „the Wolfkill" genannt, allein 2600 Orangen-, 1800 Citronen- und 1000 Limonenbäume aufzuweisen, während dicht daneben ein 100 Acres großer Weingarten gelegen ist.

Los Angeles ist für die Passagiere des früh Morgens einlaufenden Zuges der Süd-Pacificbahn die Frühstücksstation, und wie allerorten an solchen amerikanischen Haltestellen, so wurden auch hier vor verschiedenen dem Bahnhofe gegenüber gelegenen Hotels die chinesischen Tamtams bearbeitet, deren weithin hallendes Dröhnen mich an die Kirchweihfeste der Heimat erinnerte, wo vermittelst dieses Lärminstrumentes die Menageriebesitzer dem hochverehrlichen Publikum die Kunde gaben, daß die Zeit der Fütterung der wilden Bestien gekommen sei.

Das Frühstück, aus gebackenem Fensterkitt und gänzlich ungenießbarem Beefsteak bestehend, war geradezu miserabel; gar bald schob ich die Teller beiseite und vertiefte mich in den Anblick einer jungen, die Gäste bedienenden Mexikanerin, die über ein Paar so wunderbar schöne, brennend schwarze Augen verfügte, daß dieser olivfarbene Engel von Los Angeles wohl schon manchem Fremdling den Abschied sauer gemacht haben wird.

In der Nähe von Los Angeles liegt San Gabriel mit seiner alten Mission, deren Orangenhain der älteste Californiens ist und der noch von jenen Patres stammt, welche, lange bevor die Pilgrimväter an der sturmgepeitschten Küste Neu-Englands landeten, die nördlich von Mexiko gelegenen Territorien durchzogen und überall an den malerischsten Punkten, an der blauen See wie im Schatten schneegekrönter Bergesgipfel ihre mit Colonnaden und Glockenthürmen versehenen Missionskirchen errichteten. Zum Theil noch erhalten, zum Theil schon Ruinen, weisen dieselben in ihrer Architektur einen seltsamen, halb spanischen, halb maurischen Stil auf. Die reiche Ornamentik der Thür- und Fensterbogen stammt noch von alten Meistern, und altersbraune Bilder reden von jener Zeit, wo die Conquistadoren, diese gigantischen Freibeuter, mit Kreuz und Schwert die Welt durchzogen und der Geschichte ihres Vaterlandes hohen Glanz verliehen.

Die ersten Jesuitenväter betraten im Jahre 1642 den Boden von Californien und gründeten 16 Missionen, von denen jede mit einer Kirche, mit Vorrathshäusern und einem „Presidio", einem Forte versehen war. Mit zähem Fleiße wurde der Boden dienstbar gemacht, während die scheuen, widerstrebenden Wilden für die Arbeit und das häusliche Leben gewonnen wurden. Als die Jesuiten im Jahre 1767 das Land verlassen mußten, übernahmen die Franziskaner ihre Missionen, um bald darauf aber den Dominikanern das Feld zu räumen. Wie glaubhafte Chronisten versichern, waren die Väter dieser Orden nicht sehr wählerisch in Bezug auf ihre Mittel, die Indianer zu christianisiren: dieselben wurden ohne weiteres eingefangen, eine Zeit lang eingesperrt, bis sie sich zur Taufe bereit erklärten und dann mit Indianerinnen aus der Mission verheirathet. Entlaufene strafte man, wenn man sie wieder einfing, mit Stockprügeln, überdies wurden sie mit schweren Gewichten belastet, so daß sie nicht wieder entrinnen konnten. Die Peitsche war das gewöhnliche Instrument zur Zucht, doppelte Portionen beim Essen die vorzüglichste Belohnung.

Daß ein derartig aufgedrungenes Christenthum den armen Heiden nicht viel tiefer als bis unter die Haut zu dringen vermochte, ist ersichtlich, und die Missionen würden auch ohne die politischen Ereignisse verfallen und ausgestorben sein. Als Mexiko von Spanien abfiel, wollten die Patres die neue Ordnung der Dinge nicht anerkennen, und so zog der Staat das Vermögen der Missionen ein, gab die Indianer frei und ließ den Vätern nur die geistliche Sorge. Und als gar im Jahre 1848 das Land an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, da erhielten die Missionen vollends den Todesstoß. Die Indianer wurden von den weißen „Squatters" rücksichtslos vertrieben, so daß den Kirchen die Kirchengänger fehlten. Hatten die Patres viel Luxus auf die innere und äußere Ausstattung der Kirchen verwendet, um die sinnliche Natur der Indianer zu fesseln, so fanden sich jetzt keine Hände mehr, die das zerfallene Gemäuer ausgebessert hätten, und so liegen die alten Missionen zum größten Theil in Ruinen. Die interessantesten und berühmtesten dieser Bauten sind die drei auf Seite 276 abgebildeten Kirchen, von denen diejenige zur Linken die Mission von San Carlos in Californien, die obere die Kirche San Xavier del Bac in Arizona, diejenige zur Rechten die Kirche San Miguel in Santa Fé, der Hauptstadt von Neu Mexiko, darstellt.

Savannah, Monte, Puenta, Spadra, Pomona und Cucamanga sind Stationsnamen von gutem Klang, aber wenig Belang; erst das 61 Meilen von Los Angeles entfernte Städtchen San Bernardino, an dem durch den Cajon-Paß nach den Mineuregionen von Nevada und Arizona führenden alten „Trail" gelegen, ist von einiger Bedeutung. Interessant ist, daß diese Stadt eine Colonie der Mormonen

und in gleicher Weise wie Salt Lake City angelegt und mit Wasser versehen ist. Bei San Bernardino führt die Süd-Pacificbahn über den 2591 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen San Gorgoniapaß, um nunmehr in die Sahara Amerikas, in die berüchtigte Coloradowüste einzutreten.

Oder und öder wird die Scenerie. Die plötzlich aus dem Thale aufsteigenden Bergwände, die bisher spärlich mit dunkel scheinendem Buschwerk versehen waren, zeigen sich nunmehr gänzlich kahl und nackt und bieten trostlose, nur durch ihr Colorit fesselnde Wände dar. Nur einzelne unansehnliche Cedernbüsche und Cacteen sind geblieben; kaum ein Vogel, kaum ein Nagethier ist mehr zu sehen; alles Leben scheint erstorben zu sein.

Schnell beginnt die Bahn in die Wüste hinabzusinken. Bei „Seven Palms“ beträgt die Erhöhung über den Meeresspiegel nur noch 584 Fuß, dann aber erfolgt eine Depression bis sogar unter den Meeresspiegel. So liegen die Stationen Indio 20, Dos Palmos 254, Frink's Springs sogar 266 Fuß unter dem Niveau des Oceans. Wo in der ganzen Welt sind wieder solche Bahnstationen anzutreffen?

Und weit und breit kein Baum, kein Hälmchen Gras; leer wie eine Bettlerfaust dehnt sich eine nackte, sandige Fläche, welche gegen ihr Südende von mächtigen Wanderdünen durchzogen ist. Gegen Westen und Osten wird sie von ebenso vegetationslosen, rothbraunen, seltsam zerhackten Klippen eingefaßt, die sich in langen Zügen coulissenartig hintereinander emporschieben und in der grellen Sonnengluth all ihre zerrissenen Linien, Schründe und Klüfte zeigen. Sengende Hitze ist hier; die Atmosphäre bebt und flimmert über der dürren Ebene und zaubert die seltsamsten Trugbilder.

Drüben, wo einzelne schwarze Klippen dem Flugsande entragen, wallt ein langer Wasserstreifen, silbern und hell. Wie von leichtem Lufthauche gekräuselt erscheinen die blitzenden Wellen, die all' die scharfen Kontoure der Klippen auf's Treueste wiederspiegeln. Da plötzlich hebt sich ein Berg aus dem Silbersee, viele purpurfarbene Inseln mit wiegenden Palmenhainen; Wasservögel mit glänzend schönem Gefieder, weißbrüstige Schwäne, Reiher und Flamingos beleben die Küste, durchwaten das erquickende Naß und vervollständigen das traumhaft schöne Gemälde. — — Es ist das Gespenst der Wüste, — — und morsche, umherliegende Gebeine bekunden das Geschick der Unglücklichen, welche den Verlockungen dieses Gespenstes, der Fata Morgana, folgten.

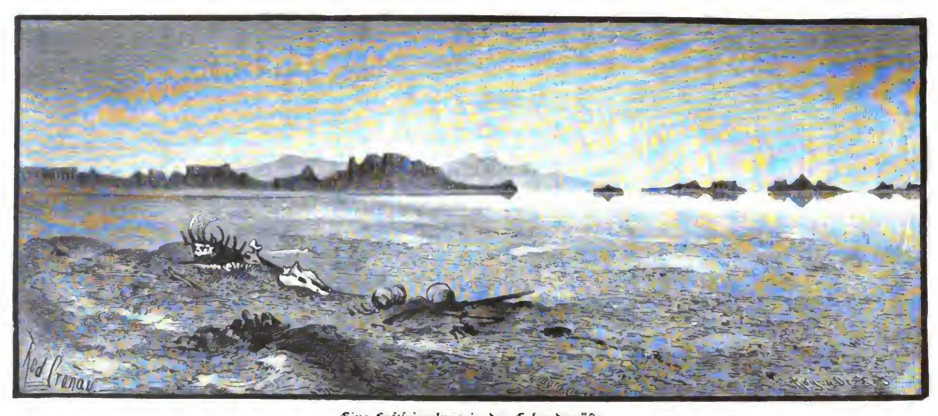
Diese furchtbaren Wüsteneien nehmen einen bedeutenden Theil des südlichen Californiens ein und sind namentlich auch gegen die Grenzen Nevadas hin, in den County's San Bernardino und Inyo von einer solchen grauenhaften Öde, daß die Menschen diese Stätte „das Todesthal“ nannten. Eine Tragödie der grausigsten

Art war die direkte Veranlassung dazu. Eine Emigrantenkarawane, die im Jahre 1849 von Osten her nach den goldreichen Gefilden Californiens zog, gerieth in diese Wüsteneien hinein und verirrte sich in ein Thal, aus welchem kein Entrinnen möglich schien. Ringsum war nichts wie glühend heißer Sand, aus dem allenthalben düstere, schroffe Klippen emporragten. Tag für Tag irrten die Unglücklichen durch den weißen, glitzernden Sand, verzweifelnd nach einem Auswege suchend; aber überall ragten die schroffen Felswände in die Höhe, — in einem Riesengrabe irrten die dem Tode Geweihten umher! Einer nach dem Andern legte sich zum Sterben nieder, — aber nicht zum ruhigen, lebensmüden Entschlafen, nein, zum qualvollsten Verenden nach wahnsinnigem Ringen mit dem entsetzlichen Würger Durst. Nur Zweien gelang es endlich, mit Zurücklassung aller Habe, einen schroffen Berghang hinaufzuklettern und jenseits desselben Wasser zu finden. Sie waren gerettet und berichteten, als sie zu Menschen kamen, das schreckliche Schicksal der Karawane.

Seit jener Zeit wurde dies Todesthal als eine Region des Schreckens gemieden, als eine Stätte, die kein Mensch je erforschen werde. Aber die beiden Überlebenden hatten zugleich auch die Nachricht mitgebracht, daß sie während der Ersteigung des Bergabhanges, jenseits welches sie Wasser fanden, eine Goldmine von erstaunlicher Reichhaltigkeit entdeckten. Der Eine stach mit einem Messer ein Stück gediegenen Goldes aus dem Quarz und verhämmerte es zu einem Büchsen-Visir, da ihm ein solches verloren gegangen war. Beide Männer hatten aber nicht mehr den Muth, nach dem Fundorte zurückzukehren, und sie starben, ohne die Lage einem Dritten mitzutheilen. Die Sage aber von dieser „Gun-sight-Lode“ erhielt sich bis auf den heutigen Tag, und alle californischen Goldgräber glauben noch heute an das Dasein derselben. Trotz der Schauergemälde, die von der Lage derselben entworfen wurden, unternahmen zahlreiche Glücksritter dorthin Expeditionen, aber fast alle büßten ihren Versuch mit dem Leben und kehrten niemals wieder.

Vor einer Reihe von Jahren gelang es einem deutschen Reisenden, dem um die Amerikaforschung hoch verdienten, leider zu früh verstorbenen Heinrich Semler, einen Blick in dies Thal des Grauens zu werfen, und entnehme ich seinem Berichte, vielleicht dem einzigen, der über diese Stätte gegeben wurde, folgende Stelle:

„Als wir dem Ostabhange des Cerro Gordo, — er steht auf jeder Specialkarte verzeichnet, — hinunterritten, lag vor uns eine Region der Öde und des Todes, — Thäler ohne Gründe, verbrannte Hügelgruppen, die sich scharf von einer nackten Hochebene abhoben, geborstene schwarze Felsenmauern: Verkörperungen des Schreckens vulkanischer Verheerungen und Fundamente für wildphantastische



Eine Luftspiegelung in der Coloradowüste.

Berggipfel, auf deren nacktem Gestein sich die Sonnenstrahlen vielfarbig brachen. Nördlich lag Salina Valley, doch konnten wir seine schimmernden Felder von Salz-Soda nicht sehen, denn hohe Berge ragten zwischen uns und ihnen. Vor uns und nach Osten hin dehnte sich Panamint Valley, umsäumt von hundert Meilen langen Hügelketten, tief genarbt durch die Regengüsse vieler Jahrhunderte, — weithin strahlen sie ihre Calicofarbe, es ist, als glühten sie unter den heißen Sonnenstrahlen. Läge in der Nähe nicht ein noch schauerlicheres Schöpfungsstück, dann würde Panamint Valley den ersten Rang unter den Wüsten Nordamerikas einnehmen. Es liegt auf gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel und ist von dem Todesthal durch die Telescope-Berge getrennt. Der Gedanke drängt sich auf: welchen Eindruck würde diese Scenerie unter dem trüben, bleigrauen Himmel des hohen Nordens machen? Denn hier wird das Grauen gemildert durch das klare, freundliche Blau des Firmaments, das tröstend über dieser Stätte des Todes leuchtet. Drei Tage ritten wir durch diese Stein- und Salzwüste, bald einen gefährlichen Saumpfad hinauf, bald einen steilen Hang hinunter, gelegentlich auf dem Kamme eines Hügels Rast haltend, um einige Augenblicke in kühlerer Luft zu athmen und dann, wenn der scheidende Tag gespenstige Schatten über die Schluchten-Einsenkungen warf, loderte unser Lagerfeuer auf. Höher und höher stiegen die schwarzen Linien den Bergen hinauf, — es war, als ob aus der Unterwelt die Fluth der Nacht emporsteige. So sieht man die Göttin auf den Bildwerken des Griechenvolkes: sie kehrt die Fackel, welche auszulöschen sie sich anschickt, abwärts gegen die Erde.

Höher, immer höher stieg die Nacht, ein Gipfel nach dem andern wurde von ihr ausgelöscht, und als nur noch die letzten Zacken erglühten, dann wandten sich die Blicke westwärts, und im Herzen stieg der Wunsch auf: bleibe bei uns, denn es will Abend werden. Es ist so einsam, und nun verläßt uns auch noch das tröstende Tagesgestirn! Blaugrün färbt sich der Himmel, noch einmal huscht ein fades Gelb darüber hin, und die schweigsame Nacht ist dem schweigsamen Tag gefolgt. Grabesstille herrscht überall, selbst die Maulthiere liegen von Furcht gebannt, stumm auf der Erde. Die ganze Welt scheint erstarrt zu sein, liegt doch selbst die Luft regungslos, — doch nein, dort oben die Sterne, sie ziehen ihre ewigen Bahnen, und nun kommt auch der Mond hinter einem hohen Grat herauf. Zuerst als ein Stern, dann ein Goldstück, endlich eine große Scheibe, in welche die Felsblöcke, die auf dem Grade liegen, schwarzzackig hineinragen. Und wie nun „das Licht aus dem Lande der Todten“ voll auf die Öde und Einsamkeit fällt, da begreift man, daß in allen Erdtheilen die Menschen ihre Wüsten mit Gespenstern und Dämonen bevölkert haben.

Je mehr wir uns dem Ziele näherten, desto mehr steigerte sich das drückende, beängstigende Gefühl, dem sich an diesem Orte auch der beherzteste Mann nicht entziehen kann. Mittag war's und mühsam keuchten unsere Maulthiere einen holperigen Saumpfad hinauf. Da! ruft unser Führer, der zuerst die Höhe erreicht hat, — da! und deutet mit der Hand abwärts. Ja, da lag zu unsern Füßen das gefürchtete, berühmte Thal, da blickten wir auf den tiefsten trocknen Punkt unter dem Meeresspiegel in der neuen Welt, und wenn das Thal von Jericho nicht wäre, müßte es heißen: auf der ganzen Erde. Hundert Meilen dehnt es sich von Nordost nach Südwest mit einer Breite, die zwischen dreißig und vierzig Meilen schwankt.

Ganz überblicken konnten wir das Thal nicht, doch zum größten Theile. Vor uns lag ein langes, tiefes, wüstes Becken mit scheinenden weißen Flecken auf dem Boden: das sind Felder von Salz, Soda und Borax, die im Gesammt viele tausend Acres bedecken und unter den heißen Sonnenstrahlen, die von dem wolkenlosen Himmel herunterschießen, schimmern, funkeln und leuchten, daß das Auge den Anblick nicht lange ertragen kann. Eingerahmt werden sie, nebst den hellen Sandflächen, die mit ihnen abwechseln, von schwarzen und grauen Bergen, die jäh abfallen und dadurch die Tiefe des Thals den Sinnen nachdrücklich zum Bewußtsein bringen. Nicht als geordneter Rahmen liegen sie da, so, wie ihn langsam wirkende neptunische Kräfte gebildet haben würden, sondern in wilder Konfusion sind sie aufgehäuft und als chaotische Massen durcheinander geworfen, just als ob seit altersgrauer Zeit hier ein Sportplatz der Erdbeben und Vulcane gewesen sei. Schwarz, wie die Lava zu sein pflegt, leuchten die Berge lebhaft durch die wunderbar klare Luft und bilden mit den weißen Feldern des Thalbodens einen Farbenkontrast, der überwältigend wirkt. Nicht losreißen mag man sich von dem Anblick der schauerlich erhabenen Berge, die da stehen und in Ewigkeit stehen werden als bildliches Zeugniß von der Kraft der Naturgewalten, doch ermüdet das Auge leicht, wenn es die Thalsohle sucht, die sich als eine Fläche dehnt; nur im Süden wölben sich niedrige Hügel von Sand und Kies, während im Norden eine leichte Bodenanschwellung zu bemerken ist.

Noch hatten wir einige Meilen nach dem Thal zurückzulegen und ein unheimlicher Weg war es! Er führte durch düstere Schluchten, die von senkrechten Felsen besäumt und gerade breit genug waren, um als Saumpfad zu dienen. Diese Felsmassen bestanden aus älterem Gestein: Granit, Porphyr und Schiefer, und waren von dem Zahn der Zeit zu seltsamen Formen benagt worden. Sie bilden den Sockel der jüngeren vulcanischen Berge. Das beschwerliche Überschreiten zahlreicher Felsblöcke, die sich von den Höhen gelöst und in die Schluchten

gefallen waren, verzögerte unsere Ankunft im Thale bis zum späten Abend. Sie wird mir denkwürdig bleiben, diese Sommernacht, welche ich im Todesthal am Lagerfeuer verbrachte. Wohl blinkten die Sterne am klaren Himmel, aber die Berge warfen im Mondschein grausige Schatten, und die lange, weiße Ebene dehnte sich geisterhaft vor meinen Augen. Keine Möglichkeit einer Gefahr war vorhanden, und doch konnte ich die Angst nicht vollständig bemeistern, die in der Luft zu schweben, die aus der Erde zu quellen schien. Die Schwüle, welche in diesem Becken herrscht, war wohl die Ursache nicht allein, — es war so kerkerartig hier tief unter dem Meeresspiegel, und dann die traurige Geschichte der Emigranten und ihrer späteren Unglücksgenossen! Denn wenn auch die Schrecken des Todesthals von den Dichtungen entkleidet worden sind, so bleibt die nackte Wahrheit noch immer grauenerregend. Die Indianer, welche von Jugend auf das Todesthal und seine Tücken kennen, sind nicht zu bewegen, es über ihre alt ausgetretenen Pfade hinaus zu betreten. Der waghalsige Goldsucher wird zaghaft, wenn er an der Grenze dieses Beckens steht, denn er kennt seine Schrecken, und bleichende Gebeine warnen ihn zur Vorsicht. Wer sich auf diesem Grunde verirrt, dessen Schicksal ist besiegelt. Ohne Wasser, um den rasenden Durst zu löschen, treibt ihn die glühende Hitze zum Irrsinn. Mit verwirrten Sinnen wandert er ohne Ziel, und die Fieberphantasie treibt ihren Spott mit ihm. Das blaue Gewässer will er erreichen, und wie er ihm nachstrebt, so wird es von Zauberhänden weiter und weiter gerückt, und endlich kann er nicht mehr: er bricht zusammen, um auf glühend heißem Sande elend zu sterben. So hat sich schon Mancher für immer niedergelegt, ohne daß ihm die Todtenglocke geläutet, ohne daß ihm ein Hügel gewölbt wurde. Er gehörte fortan zu den Vermißten.

Einst war das anders. Da rauschten auch hier die Wellen, und wer kann sagen, ob nicht wilde Rothhäute mit ausgehöhlten Baumstämmen kreuz und quer segelten, wo jetzt der Flugsand die Gebeine von Verdursteten deckt? Leicht sind die Spuren des Sees erkenntlich: die Auswaschungen an den schroffen Felswänden, an denen sie brandete, und die Bänke von Kies und Geröll, die ihr Wellenschlag an den einmündenden Schluchten aufhäufte. Muscheln und Reste von andern Seethieren werden gefunden, und dann vor Allem: jene weißen, glitzernden Felder."

Soweit der deutsche Reisende.

Daß trotz aller Schreckgeschichten die Sage von der „Gun-sight-Lode" ihre alte Anziehungskraft nicht verloren, das beweist ein kürzlich aus Los Angeles eingegangener Bericht, demzufolge es vor wenigen Monaten drei Männern gelungen sein soll, in das Todesthal vorzudringen und die sagenhafte Mine zu entdecken. Es waren drei Männer aus Los Angeles, Namens Judson, Spring und Carter,

welche eines Tages ihre Absicht ankündigten, sich auf die Suche nach der „Gun-sight-Lode“ zu begeben. Jedermann war überzeugt, daß sie ihren Todtengang antreten würden, denn so viele Expeditionen waren bereits unternommen worden und hatten mit Tod und Verderben geendet, daß man auch diese letzte für äußerst thöricht hielt.

Aber nach ungefähr sechs Wochen kehrten die Abenteurer wieder nach Los Angeles zurück, zerlumpt, ausgemergelt und elend. Carter war sogar so krank, daß er lange Zeit das Bett nicht verlassen konnte. Alle drei waren jedoch voll glühender Begeisterung über ihre Erfolge, und Jeder von ihnen hatte Goldklumpen in der Tasche, um beweisen zu können, daß es ihnen wirklich gelungen sei, die „Gun-sight-Mine“ zu finden. Die Geschichte ihrer Reise wäre unglaublich, wenn sie selber nicht lebendige Zeugen für die Wahrheit derselben gewesen wären. Ihre Körper trugen nur zu deutliche Merkmale von den Leiden, welche sie auszustehen gehabt hatten.

Die Abenteurer wußten, daß die ersten Entdecker der Mine durch das Todtenthal hatten ziehen müssen und so versuchten sie es, dieselbe Tour einzuschlagen. Als sie die Mohave Wüste hinter sich hatten, kamen sie auf eine Ebene von weißem, glitzernden Sand, auf welcher kein Leben bestehen kann. Fast schon bei den ersten Schritten über dieselbe wurden sie von der glühenden Hitze beinahe überwältigt, die zugleich von oben und von unten auf sie eindrang. Ihre Füße schwollen derartig an, daß sie gezwungen waren, ihre Schuhe aufzuschlitzen. Die Staubbrillen, welche sie mitgenommen hatten, erwiesen sich für ihre Augen als ein zu schwacher Schutz.

Die Männer hatten zwei Fuhrwerke, deren jedes mit zwei Pferden bespannt war, und auf diesen Wagen befanden sich Wasserfässer und andere Vorräthe. Nach einer äußerst mühseligen Fahrt von etwa zwei Stunden wurde bei jedem Schritt die glühende Hitze unerträglicher und man beschloß, eine kurze Weile auszuruhen. Die armen Pferde stöhnten förmlich vor Leiden, und die Männer wagten es nicht, einander in die Augen zu sehen, um in den Blicken der Anderen nicht die Verzweiflung zu lesen, welche sich ihrer bemächtigt hatte. Mehrmals sahen sie die Überreste von Menschen, Pferden und Maulthieren, entweder wie Mumien zusammengeschrumpft oder als bleiche Skelette. Die Wagenräder dieser Expeditionen waren, trotzdem so manches Jahr über sie hingegangen, nicht verrostet; die Büchsenläufe blinkten wie an dem Tage, da sie den Händen ihrer Eigenthümer entfielen. Oben in den Lüften kreisten Geier mit heiserem Gekrächz, als ob sie sich der neuen Beute freuten.

Als die Nacht anbrach, folgten sie dem Nordstern. Einer versuchte zu schlafen, während die Anderen fuhren.

Am nächsten Morgen bot sich ihren Blicken wiederum derselbe glitzernde Sand, derselbe bleierne Himmel, dieselben felsigen Abhänge der Gebirge. Müde arbeiteten sich die Männer weiter und dachten schon, sie hätten das Schlimmste überwunden, als in Folge der fürchterlichen Hitze das Holz ihrer Fuhrwerke zusammenschrumpfte, so daß sie auseinander fielen. Auch die Wasserfässer zerplatzten und gossen den in ihnen verbliebenen Inhalt in den glühenden Sand. Jetzt wußten die Abenteurer, was ihrer wartete — der Tod.

Carter sah in einiger Entfernung einen Gegenstand, eilte hin und sah, daß es die Reste einer verunglückten Expedition waren. Ein zerbrochener Wagen lag dabei. Aus diesem und ihren eigenen Fuhrwerken zimmerten nun die Männer, so gut es anging, eines zurecht, bepackten dasselbe mit ihren Sachen und zogen weiter. Bald darauf stürzte ein Pferd todt zu Boden und Carter wurde so krank, daß seine Gefährten an seinem Leben verzweifelten.

Der fürchterliche Durst zwang sie, tief im Sande nach Wasser zu wühlen. Sie stießen auch auf Wasser, dasselbe war jedoch salzig. Es vermehrte nur ihren Durst; die Pferde weigerten sich von vornherein, es zu trinken.

Die warme Luft wurde heißer und heißer und zitterte und flimmerte unter dem Druck der Hitze, bis sie zur wildesten Verzweiflung aufgestachelt das Joch nicht länger tragen wollte. Dann bäumte sie sich auf in all ihrer Macht, brüllte wie ein zorniges Raubthier, mit heiserer, Unheil verkündender Stimme. Hierhin, dorthin raste sie, um einen Ausweg aus dem Kerker zu finden und da ihr Suchen vergeblich blieb, drehte sie sich zu einer wirbelnden Säule — schwarz wie die Mitternacht — und stieg mit Staub, Sand, Alkali und Allem, was sie in rasender Eile umarmte, aufwärts, um durch die höchsten Gebirgsschluchten donnernd, prasselnd und heulend in die unendliche Weite zu ziehen.

Mit äußerster Anstrengung ihrer Willenskraft zwangen sich die Abenteurer, die Reise fortzusetzen und erreichten endlich das Ende des Thales, mehr todt als lebendig, als sie den Aufstieg auf's Gebirge begannen.

Hier fanden sie einige Büschel Gras, über welches die Pferde sofort gierig herfielen, und eine Wasserquelle, die reichliche Erquickung bot. Nach mehrtägigem Verweilen hierselbst begaben sich dann die Abenteurer auf die Suche nach Gold. Eine ganze Woche lang bemühten sie sich vergebens, endlich, am achten Tage, stießen sie auf ein Lager von Kies, in dem sich Goldkörner im Werthe von 1 bis 5 Dollars befanden. Jetzt wußten die Männer, daß sie sich in der Nähe der berühmten „Gun-sight-Lode“ befanden. Noch ein Tag und es gelang ihnen, genau die Stelle zu finden, wo 40 Jahre zuvor die „Gun-sight-mine“ entdeckt worden war. Sie suchten sich sofort verschiedene werthvolle Klumpen Gold, um dieselben

daheim zeigen zu können, und schlugen dann in einer anderen Richtung den Weg nach der Heimath ein. Das unbeschreiblich elende Aussehen der Abenteurer und die großartigen Goldproben, die sie mitbrachten, waren Bürge dafür, daß die Geschichte ihrer Reise auf Thatsachen beruhte.

Den letzten Nachrichten aus Los Angeles zu Folge sollen Vorbereitungen im Gange sein, eine neue Expedition nach dem Goldlande auszurüsten. —

Nur wenig stand hinter diesem Thale des Todes an Schrecken die Coloradowüste früher zurück, durch die wir jetzt mit der Schnelle des Dampfes dahinglitten.

Im Scheine der untergehenden Sonne erglühte die ganze Landschaft in einem wunderbaren rosigen Licht. Fast carminroth funkelten die Bergzüge, in deren Spalten blaue Schatten lagen. Bleich und kalt gegen diese Gluth dehnten sich die öden Sandflächen, aus denen hier und da phantastisch gestaltete Cacteen ragten. Die rosigen Tinten verblaßten immer mehr und mehr, der Himmel zeigte ein kaltes Grün, welches sich in stumpfes, bleiernes Blau umwandelte und endlich ganz im nächtlichen Dunkel aufging.

Aber wieder erglänzte Lichtschein aus diesem Dunkel, ein mächtiger Fluß kam in Sicht, über eine Brücke donnerte der Zug, wir waren in Yuma, am Colorado, in Arizona. Am Bahnhofe drängten sich Mexikaner, Indianer, Chinesen, Neger und Yankees bunt durcheinander; neben der englischen Sprache erscholl das Gurgeln der Yuma Indianer, der Wohlklang der spanischen Laute und das Kauderwelsch des Negers.

Yuma ist einer der sonnigsten Orte ganz Nordamerikas, und gilt als die größte Schattenseite dieser Ansiedlung, daß es eben keinen Schatten besitzt. Acht Monate im Jahre herrscht hier eine fürchterliche Hitze, 110—120° Fahrenheit sind die Regel, vor einigen Jahren soll das Thermometer sogar 130° im Schatten aufgewiesen haben. Man erzählt sich von einem in Fort Yuma stationirt gewesenen und daselbst verstorbenen Soldaten, der allnächtlich die Garnison durch sein Erscheinen als Geist in Gruseln versetzte. Endlich einmal angerufen und um den Grund seiner beständigen Wiederkehr befragt, sprach der Geist die Bitte aus, ihm einige wollene Decken zu geben, da er es nach dem Aufenthalte in Yuma in der Hölle vor Kälte nicht aushalten könne.

Wie die Gebäude aller mexikanischen Städte, so sind auch die Häuser von Yuma aus „Adobe", sonngebrannten Lehmziegeln, errichtet und nur ein Stockwerk hoch. Die Wände sind 2—4 Fuß dick, die Dächer aus Holz, Leder- und Weidengeflecht gebildet und mit Erde beworfen. Verandas, roh aus Pfählen und Weidengeflecht gefertigt, schieben sich nach allen Seiten zehn bis zwanzig Fuß weiter hinaus, um Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu gewähren. Auffällig erscheinen noch die

hohen Umzäunungen der Gehöfte. Eine Reihe von Pfählen wird dicht neben einander vier Fuß tief eingerammt und mittelst rohlederner Riemen fest verbunden. Manche dieser „Fenze“ haben ein originelles Aussehen, zumal die an Länge und Dicke sehr ungleichen Pfähle nicht zu einer gleichmäßigen Höhe abgeschnitten werden.

Eingeborene wie Weiße tragen während der Sommerzeit so wenig Kleider wie möglich; erstere, dem Stamme der Yumas angehörig, große, behende Gestalten von dunkler Hautfarbe, beschränken sich zumeist auf einen die Lenden umgürtenden Schurz; denkt man sich hierzu, daß sie sich das Gesicht kohlschwarz bemalen und es durch einen rothen Strich in zwei Hälften theilen, den übrigen Körper aber mit weißer oder orangegelber Erde bestreichen und mit den Fingernägeln allerlei Streifen in diesen Untergrund hineinreißen, so wird man der Versicherung christlicher Sendboten gerne Glauben schenken, wenn sie erzählen, es habe ihnen geschienen, als befänden sie sich in der Nähe leibhaftiger Teufel.



Ein Yuma Indianer.

Im Gegensatze zu den hochgewachsenen, schlanken und wohlproportionirten Männern sind die Weiber klein, untersetzt. Auch sie tragen ihren Farbenschmuck, bunte Glasperlen um den Hals und ferner einen bis zum Knie reichenden Bastrock. Von weitem gleicht eine solche Indianerin beinahe unseren Ballettänzerinnen.

Rings um Yuma, etwa in einem Umkreise von zehn englischen Meilen am Coloradoflusse verstreut, leben etwa 2000 dieser Indianer, der letzte Rest des einst weitaus mächtigeren Stammes. Von Nahrungssorgen werden diese Rothhäute, die keinerlei Unterstützung seitens der Regierung genießen, auch nicht auf eine Reservation zusammengedrängt sind, nicht allzusehr geplagt, denn die reichlichen Niederschläge, welche durch die alljährlich wiederkehrenden Überschwemmungen des Coloradoflusses abgesetzt werden, bilden einen so fruchtbaren Boden, daß die hineingelegten Mais-, Kürbis- und Melonenkerne sowie Bohnen fast tausendfältige

Früchte erzeugen. Fünfzigpfündige Wassermelonen und centnerschwere Kürbisse gehören gerade nicht zu den Seltenheiten. Viele der letzteren werden in lange Streifen zerschnitten und an der Sonne gedörrt; in diesem Zustande heißen sie Bichicores und können Jahre lang aufbewahrt werden.

Auch der Coloradofluß, sowie die zahlreichen ihn umgebenden Wasserlachen bieten Nahrung genug, denn sie wimmeln von schmackhaften Fischen, die der Yuma auf's Trefflichste mit seinen Pfeilen zu erlegen weiß. Ein vorzüglicher Bogenschütze, durchstreift er auch die felsigen Plateaus, auf denen Hasen, Kaninchen, Wachteln, Tauben und anderes kleines Wild vorhanden sind.

Von diesen Indianern, welche es in der Bodenbestellung so weit gebracht haben, daß sie sich vollständig selbst erhalten können, wurden am Bahnhofe von einem weißen Händler photographische Aufnahmen feilgeboten, darunter befand sich eine speciell „für Liebhaber" angefertigte Collection, welche erwachsene Indianerinnen und — kleine Mädchen von drei bis vier Jahren in geradezu ausgesucht obscönen Positionen darstellten. Wie ich aus zuverlässiger Quelle erfuhr, waren die Weiber gegen gewisse Bezahlung zu derartigen Schaustellungen veranlaßt worden. Wer ist mehr zu verachten, die arme, unwissende Rothhaut, oder die weißen Schufte, welche, auf die Sinnlichkeit einiger verkommener Subjecte ihrer eigenen Rasse speculirend, aus derartigen Gemeinheiten Capital zu schlagen suchen?

Yuma ist an der Mündung des Gila in den Colorado gelegen, welch' letzterer, überaus schmutzige Strom, dessen Wassermenge ungemein wechselt, von seiner Mündung in den californischen Meerbusen mehrere hundert Meilen aufwärts schiffbar ist. In seinem mittleren Laufe dagegen ist der Strom absolut unfahrbar; denn hier sind fast unzugängliche Schluchten, die Cañons des Colorado, und Niemand anders ist hier Herrscher, als er.

Der Colorado ist eines der großartigsten Naturwunder. Ist sein unterer Lauf nur wenig über dem Meeresspiegel gelegen, so ist sein Quellgebiet hingegen im Bereiche jener Gebirgsketten, deren schneegekrönte Häupter bis zu 14,000 Fuß emporragen. Hier fällt den ganzen Winter hindurch Schnee, und so weit das Auge reichen mag, sind Wälder, Klippen und Thäler in einen weißen, leuchtenden Mantel gehüllt. Bringt der Sommer mit seinen Feuergarben den Schnee zum Schmelzen, so stürzen von allen Bergwänden Millionen von Kaskaden. Zehn Millionen dieser Kaskaden vereinen sich zu zehntausend schäumenden Bächen, zehntausend dieser Bäche bilden hundert tosende Flüsse voller Katarakte und Stromschnellen. Hundert dieser Flüsse bilden den Colorado. Alle diese Wasser graben und nagen sich Klüfte in die dürren Felslande, tiefer und immer tiefer, bis die Uferwände thurmhohe, unersteigliche Klippen bilden. Diese tiefen, engen Felsen-

gassen heißen Cañons. Jeder Strom, jeder Bach, alle jenen winzigen, nur während der Regenzeit bestehenden Wässerlein haben ihre eigenen Cañons, so daß das ganze mittlere und obere Gebiet des Colorado ein ungeheueres Labyrinth tiefer, ineinander mündender Klüfte und Felsschluchten ist.

„In uralter Zeit — vor vielen Jahrtausenden — herrschte ein mächtiger, weiser Häuptling über die Stämme von Arizona. Der Tod raubte demselben sein Lieblingsweib, und so tief und ergreifend war des Häuptlings Klage hierüber, daß Ta-vwoats, einer der indianischen Götter, sich seiner erbarmte und ihm versprach, ihn für kurze Zeit in's bessere Land zu der verlorenen Gattin zu führen, falls er nach seiner Rückkunft nicht mehr trauern wolle. Der Häuptling sicherte ihm dies zu, und nun nahm der „Große Geist" eine ungeheuere Kugel in die Hände und rollte sie vor dem Häuptlinge über den Boden, und wo die Kugel rollte, da schnitt sie tief in die Erde ein und bildete einen viele tausend Fuß tiefen Engpaß. Durch diesen führte Ta-vwoats den Indianer zu jenem glücklichen Lande, wo er sein Weib wiederfand. Nachdem der Gott den Häuptling zurückgeleitet, nahm er die Schneewasser der Hochgebirge, die Regenströme, die auf die Ebenen niederfielen, und leitete einen furchtbaren, brausenden Strom durch den Engpaß, damit Niemand im Stande sei, auf's Neue durch die Schlucht nach den Ländern der Seelen vorzudringen."

So lautet die indianische Sage über die Entstehung der mächtigen Cañons des Colorado, über welche auch an den Lagerfeuern der westlichen Jäger und Goldgräber manche wunderbare Erzählung verbreitet wurde.*)

Man berichtete von verwegenen Abenteurern, welche mit ihren Booten in den Engpaß hineingefahren, dort aber mit fürchterlicher Schnelligkeit in die Strudel und Wirbel des Stromes hinabgerissen und durch die Gewalt der Wogen erdrückt worden waren. Andere wußten von Reisenden zu erzählen, die wochenlang an dem Rande des Cañons hinwanderten, von Durst gefoltert, ohne zu dem tausende Fuß unter ihnen dahinschießenden Strome gelangen zu können. Angesichts des Wassers mußten sie in der sie umgebenden Dürre elendiglich verschmachten und verkommen. Allgemein wurde auch geglaubt, daß der Fluß für mehrere hundert Meilen unter der Erde dahineile, an anderen Stellen wieder so mächtige Wasserfälle bilde, daß das Getöse derselben auf den Gipfeln ferner Berge wahrgenommen werden könne.

Nur einem einzigen Sterblichen war es gelungen, freilich gegen seinen Willen, im Jahre 1867 das fürchterliche Cañon des Colorado lebend zu passiren, dem

*) Nach Powell. Report of the Exploration of the Colorado River.

Goldgräber James White. Er gehörte einer größeren Reisegesellschaft an, die aber von Indianern überfallen und gänzlich niedergemacht wurde. White nebst einem Gefährten waren die einzigen Überlebenden, die dem Massacre entkamen. Die rothhäutigen Verfolger hart auf den Fersen, gelangten die Flüchtlinge an den Lauf des Colorado, und glücklicherweise an eine Stelle, wo ein Abstieg an den Rand des Flusses möglich war. Aus einigen Stämmen Treibholzes bildeten sie ein Floß und ließen sich nun von den Fluthen des Stromes abwärts tragen, aber bald gerieth das primitive Fahrzeug in so reißende Strömungen und Katarakte, daß der Gefährte White's von dem Floße geschleudert wurde und ertrank. Für den Überlebenden begann nun eine schreckliche Zeit des Leidens und der Entbehrungen. Ohne Aufenthalt wurde das Floß von den reißenden Fluthen fortgetragen; dasselbe zu landen war nicht möglich, und wenn dem Goldgräber dies auch gelungen wäre, so hätten die nackten, himmelhohen Felswände des Ufers doch nichts geboten, was ihm zur Nahrung hätte dienen können. So strichen sechs schreckliche Tage, sechs noch schrecklichere Nächte dahin und noch immer ging die grausige Fahrt ohne Unterbrechung weiter. Gelegentlich erweiterte sich die fürchterliche Felsengasse, und einiges Buschwerk bekleidete die Ufer. Der Unglückliche war aber bereits durch Hunger so geschwächt, daß es ihm an Kräften fehlte, das Floß an's Land zu treiben. Endlich am Nachmittage des siebenten Tages wurde er durch den Klang menschlicher Stimmen aus seiner dumpfen Verzweiflung geweckt und, als er sich mit Aufgebot aller Kräfte auf einen Arm stützte und nach der Richtung hinblickte, woher die Stimmen gekommen, sah er einige Menschen am Ufer stehen. Es waren Yampai Indianer, die nun in den Fluß schwammen und das Fahrzeug an's Ufer zogen. Diese Wilden lebten seit langen Jahren auf dem Boden des Cañons, auf einem Streifen Alluviallandes, wohin der Weg von oben her nur ihnen allein bekannt war. Während einer der Indianer das Floß befestigte, ergriff ein anderer den Goldgräber und stieß ihn vor sich her auf die Uferbank. Widerstand vermochte der Unglückliche nicht zu leisten. Als er versuchte zu sprechen, entrang sich kein Laut seinen Lippen, und nur durch Zeichen vermochte er seine flehentlichen Bitten um Nahrung auszudrücken. Anstatt denselben zu entsprechen, begann der Wilde hingegen, der den Unglücklichen an's Ufer geschleppt hatte, ihn der wenigen Kleider zu entledigen, die ihm noch geblieben waren, aber einer der Indianer stieß den Räuber zurück und gab dem Verhungernden etwas Fleisch und Bohnen, welche sofort auf's Gierigste verschlungen wurden. Nachdem der erste Hunger gestillt war, machte White durch Zeichen verständlich, daß er zu dem nächsten Punkte zu kommen wünsche, wo weiße Menschen seien. Die Indianer wiesen auf den Fluß und bedeuteten, daß er auf seinem Fahrzeuge innerhalb zwei

Tagen eine Ansiedlung der Bleichgesichter erreichen werde. So vertraute er sich am nächsten Morgen, nachdem er seinen Revolver gegen einige Mesquite Bohnen und die Hälfte eines geschlachteten Hundes eingetauscht hatte, auf's Neue dem gebrechlichen Floße an. Noch war das Verlangen nach Nahrung so groß, daß die mitgenommenen Vorräthe bereits am ersten Tage aufgezehrt wurden, und doch fühlte der Goldgräber seine Gier nach Speise keineswegs befriedigt. Wiederum strichen drei lange Tage, drei lange Nächte dahin, und noch waren keinerlei Zeichen befreundeter Menschen zu sehen. Da sank die Energie des Mannes zusammen, seine Sinne begannen sich zu verwirren, und lang ausgestreckt lag er auf den ihn tragenden Baumstämmen, in vollstem Stumpfsinn dem Tode entgegensehend. Da in der Dämmerung des dritten Tages hörte er abermals Stimmen und den Schlag regelmäßig einsetzender Ruder. Er verstand die Worte, vermochte aber nicht, eine Antwort zu geben. Er fühlte nur, wie ein starker Arm sich unter seinen Nacken schob, wie er in ein Boot gehoben wurde und er sah, wie bärtige Gesichter voll Mitleid sich über ihn neigten. Der Kampf um's Leben war nun zu Ende; die Bewohner der mormonischen Ansiedelung erwiesen sich als barmherzige Samariter und ließen dem Manne alle Pflege angedeihen, der von den Wassern so wunderbar aus den Eingeweiden der unbekannten Cañons hieher getragen worden war. Geraume Zeit dauerte es, bis der Zustand des Geretteten, der infolge der überstandenen Leiden ganz das Aussehen eines alten Mannes erhalten hatte, sich wieder so weit gebessert hatte, daß er die Geschichte seiner schrecklichen Fahrt durch die Cañons des Colorado erzählen konnte.

Von dem Vorhandensein dieser furchtbaren Engschluchten hatte man schon seit Jahrhunderten Kenntniß, aber diese war eine höchst beschränkte und mangelhafte, da die ungeheuere Dürre, die endlose Zerrissenheit der ganzen Landschaft, die Unzugänglichkeit der Cañons aller Erforschung unüberwindliche Schranken entgegensetzten. Die spanischen Mönche und Conquistadoren, die im 16. und 17. Jahrhundert diesen Theil Amerikas berührten, hatten sich damit begnügen müssen, einen Blick in die grausigen Abgründe geworfen zu haben; sie zu erforschen oder zu überschreiten, war ihnen nicht beschieden.

Auch verschiedene Expeditionen, die in den fünfziger Jahren von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandt wurden, um den Colorado bezüglich seiner Schiffbarkeit zu erforschen, blieben erfolglos, und erst in den Jahren 1869 bis 1872 ward das Cañonland zum ersten Male in seiner ganzen Länge von dem amerikanischen Major J. W. Powell befahren. Die unerhört kühnen und heldenmüthigen Bootfahrten dieses Gelehrten bilden eines der glänzendsten, wenn nicht das glänzendste Kapitel in der Erforschungsgeschichte des amerikanischen Westens.



Scenerie im südlichen Utah.

(Nach einer Originalzeichnung von Rudolf Cronau.)

LICHTDRUCK v. RÖMMLER & JONAS, DRESDEN.

Wohlversehen mit Vorräthen ging Major Powell mit vier besonders für diese Fahrt erbauten Booten am 24. Mai des Jahres 1869 von dem am Green River, dem westlichen Quellflusse des Colorado gelegenen Örtchen Green River City ab, und gelangte mit seinen 9 Begleitern am zweiten Tage der Reise in eine Gegend, von der er schreibt, daß ein Bewohner grünbekleideter Hügellandschaften sich dieselbe kaum vergegenwärtigen könne. Eine wüste Einöde breitete sich vor ihnen aus, und doch war Schönheit in der Scenerie. Überall erhoben sich phantastische Formationen, architectonische Formen nachahmend und rohen, fremdartigen Bildsäulen gleich, geschmückt mit den leuchtendsten, fremdartigsten Farben. (Vgl. das Lichtdruckbild „Scenerie im südlichen Utah"). Im weiteren Verlaufe der Fahrt wurden diese Formationen immer seltsamer, man kam durch Felsschluchten, deren Wände feuerroth gefärbt waren und die man darnach Flamming Gorge, „die Flammenschlucht", benannte. Beständig mit gefährlichen Stromschnellen kämpfend, gelangten sie dann in das wunderbare Cañon von Lodore. Hier stiegen die Felswände bereits bis zur Höhe von 3000 Fuß empor. Weiter stromab durchschnitten die Reisenden das Hochland des südöstlichen Utah, eines der regenärmsten Gebiete der Vereinigten Staaten und doch der Schauplatz der großartigsten Erosion und Abrasion, denn alle Wasserläufe rinnen in unzugänglichen Schluchten dahin, und über die tafelförmigen Hochebenen ziehen sich weit fortsetzende, mauerförmige Terrassenstufen, welche das Gepräge langsam fortschreitender Felszerstörung tragen.

Je mehr die kühnen Forscher nun nach Süden eilten, desto tiefer sanken die Sohlen der Cañons unter das Niveau der Hochebenen, desto mehr schien der braunrothe Strom sich der Oberfläche der Erde zu entziehen. Ein Cañon reihte sich an das andere, es folgten das Whirlpool- und das Yampa-Cañon, das Cañon of Desolation, das Gray-, Labyrinth- und Stillwater-Cañon. Und nun kam man an die Stelle, wo der Green River sich mit dem Grand River vereinigte. Diese Vereinigung vollzieht sich in einer engen, 2000 Fuß tiefen Schlucht und hier beginnen nun die eigentlichen Cañons des Colorado.

Das erste, vierzig englische Meilen lang, ist das Cataract Cañon genannt, und der an Wassermasse dem Niagara gleichstehende Strom schießt durch diese Gasse mit einer Schnelligkeit, die der eines Eisenbahnzuges gleich ist. Gewaltige, festungähnliche Felsgebilde stemmen sich mitunter trotzig der Fluth entgegen und lassen dieselbe in fürchterlichen Strudeln und Wirbeln aufschäumen. Die Wände all dieser Cañons sind von geringerer Tiefe, immerhin aber mehr als fünfmal so hoch als der Kölner Dom.

An das Cataract Cañon schließt sich das $9^1/_2$ Meilen lange Narrow Cañon, durch welches die tosenden Wasser mit einer Schnelligkeit von 40 engl. Meilen per

Stunde durchschießen. Dann folgt das 149 Meilen lange Glen Cañon, um weiter in das 65 1/2 Meilen lange Marble Cañon überzugehen. Hier sind die Wände der Schlucht aus rosenroth, weiß, braun, grau, purpurn und schieferblau gefärbtem Marmor gebildet, und die Härte desselben bedingt, daß die Wände, wenig zerschnitten, große einfache Flächen darbieten, die je nach der Windung der Stromrinne bald in ungeheueren Halbcylindern vorragen, bald in gewaltigen Hohlkehlen zurückweichen. Und nun, nachdem der Strom diese marmorne Gasse durchjagt hat, tritt er in das Grand Cañon ein, dessen Länge 217 engl. Meilen beträgt. Da wogt der Fluß sechstausend bis siebentausend Fuß unter der Oberfläche der Erde, unzugänglich im wahrsten Sinne des Worts; denn die vertikalen Wände des Cañons bestehen für tausend Fuß aus Granit, dann folgen sehr steile Abhänge und darüber erheben sich wieder himmelhohe Klippen, eine über der anderen. Unten ist die Schlucht schwarz und finster, die Klippen oben flammen leuchtend roth und grau, und scheinen, von zahllosen Rissen und Seitencañons durchbrochen, ein endloses Felsenwirrsal zu sein. —

Über drei Monate dauerte die Fahrt Powell's durch diese schrecklichen Abgründe, und ein Wunder war's, daß er mit seinen Genossen den tausendfältigen Gefahren dieser Unterwelt glücklich entrann.

Seit jener denkwürdigen Stromfahrt sind mehrfach Expeditionen entsandt worden, um die Geheimnisse dieser Wunderwelt zu erschließen. Neuerdings hat der Unternehmungsgeist der Amerikaner auch dem Touristen den Einblick in das Grand Cañon des Colorado, diese großartigste Sehenswürdigkeit Nordamerikas, ermöglicht und zwar durch die Fertigstellung der von Neu Mexiko quer durch Arizona nach Südcalifornien führenden Pacificbahn. Von der an dieser Bahn gelegenen Station Peach Springs aus vermag der Reisende zu Pferde bis an den Rand des Großen Cañons zu gelangen, um sich dort in den erdrückenden Anblick dieser Wunderwelt zu vertiefen.

Der Punkt, wo sich diese gewaltige Aussicht eröffnet, ist Point Sublime, ein weit in das Herz des Cañons hineinragendes Vorgebirge, das wohl vor vielen anderen an Größe des Panoramas ausgezeichnet ist.

Dutton,*) ein Theilnehmer an den Powell'schen Erforschungsreisen, und der eigentliche Biograph dieses wunderbaren Landes, äußert sich über dieses Panorama wie folgt:

„Wo immer man sich auf dem Kaibab Plateau dem Cañon nähert, thut sich dasselbe plötzlich, mit einem Schlage vor unseren Füßen auf; nur selten, daß

*) Dutton. Tertiary History of the Grand Cañon District.

ein Anzeichen die Nähe des fürchterlichen Abgrundes verkündet. Der Wald reicht bis an den Rand der Steilschlucht, und die Fichten lassen ihre Zapfen in die bodenlose Tiefe fallen. Anders ist die Scenerie, wenn man sich dem Point Sublime nähert. Schon eine Meile vorher verrathen allerlei Anzeichen, daß wir uns dem Rande der Schlucht nähern, und wenn wir denselben erreicht haben, wird uns ein Schauspiel zu Theil, das wohl das überwältigendste dieser Erde genannt werden kann.

Eine neue Welt eröffnet sich uns hier, ein neuer landschaftlicher Typus mit neuen Vorstellungen von der Schönheit, Großartigkeit und Gewalt der Naturerscheinungen; aber um diese Welt verstehen, fassen zu können, bedarf man Wochen, Monate. Man muß dieselbe in ihren Einzelheiten studiren, muß sich an dieselbe gewöhnen, um in ihren Geist einzudringen, denn der Einblick in diese Gegend versetzt dem Naturfreunde, der seinen Blick in den Alpen, in Italien, in Deutschland, in den Cordilleren, in Schottland oder Colorado gebildet hat, einen gewaltigen Stoß; er wird von Schrecken überwältigt sein. Dinge, die er mit den Worten „schön", „reizend" zu bezeichnen pflegte, wird er hier selten oder niemals erblicken. Die Formen erscheinen grotesk, die Farben hart und bizarr; harmonisch abgetönte Lichtpartien und Schatten scheinen gänzlich zu fehlen. Aber mit der Zeit ändert sich dieser Eindruck. Was zuerst wild, fast brutal erschien, erweist sich nun als großartig und ausdrucksvoll. Die Formen, die zuerst grotesk aussahen, sind voller Kraft und Majestät; die grellen, unvermittelt nebeneinander stehenden, schreienden Farben zeigen sich allmählich ebenso zart, wechselnd und effektvoll als irgend andere.

In das 50 Meilen lange und 12 Meilen breite Gesichtsfeld, welches sich vom Point Sublime darbietet, drängt sich eine ungeheuere Menge von Objecten, so riesenhaft, so majestätisch, so unendlich mannigfaltig in ihren Details, daß man sich nur allmählich faßt und auf's Tiefste bewegt wird von dem gewaltigen Eindruck. Vor allem groß und überwältigend tritt uns die jenseitige Cañonwand entgegen. Kann sich der menschliche Geist eine Vorstellung machen von einer eine Meile hohen Felswand, die, in einer Entfernung von 7—10 Meilen uns gegenüber liegend, sich rechts und links in die Unendlichkeit zu verlieren scheint? Da der Geist die gewaltigen Verhältnisse einer solchen Felsenmauer nicht zu fassen vermag, fühlt er sich erdrückt und sinkt in ein Nichts zusammen. Wäre diese Mauer nur eine senkrechte und glatte Wand, so fände sich wohl ein Ruhepunkt, hier aber ist dieselbe voll der größten Mannigfaltigkeit. Tiefe Einschnitte zerreißen die Wände, gewaltige amphitheatralische Vorsprünge treten weit heraus, in herrlichen Giebeln ausladend. Unzählige Buchten eröffnen sich, unzählige Zacken und Felsnadeln springen hervor, gigantische Pfeiler, die aber trotz ihrer gewaltigen

Höhe in der Masse der Formationen so sehr verschwinden, daß der Beschauer sie fast übersieht und kaum gewahrt, daß sie in Wirklichkeit von der Wand losgelöst stehen und eine oder zwei Meilen von derselben entfernt sind.

Am Fuße dieser gewaltigen Palissadenmauer ist eine Ebene, in welche nun das innere, weit engere Cañon hineingeschnitten ist, in dessen dunklen Tiefen der Colorado fließt. Diese innere Kluft ist wiederum 1000—1200 Fuß tief und in den dunklen Schatten derselben tiefunten gewahren wir einen blassen, schmutzig rothen Streifen, ohne Schimmer und Schein, ohne wahrnehmbare Bewegung. Und doch wissen wir, daß dieser Streifen der Colorado ist, ein mächtiger, 150 Yards breiter Strom, der in rasender Eile über tausend Felsen schäumt und fürchterliche Kaskaden und Stromschnellen bildet."

Und dieses Bette hat sich der Colorado selber gegraben, hineingeschnitten in die übereinander liegenden, an den grellen Farbencontrasten deutlich erkennbaren Schichten verschiedener Epochen, deren jede ein Weltalter bezeichnet. Millionen von Jahren gehörten dazu, Zeiträume, denen gegenüber die wenigen Jahrtausende unserer historischen Zeit eine sehr unbedeutende Rolle spielen, Zeiträume von einer Länge, für die uns jede Vorstellung fehlt. Wer die Sprache des Universums zu studiren wünscht, wer einen Blick in die Geheimnisse der Weltschöpfung thun will, der versenke sich in den Anblick dieser Wunderwelt, in den Anblick des Grand Cañons des Colorado. —

Nach Yuma zurückgekehrt, setzte ich meine Fahrt durch die an Schrecken nur wenig hinter der Coloradowüste zurückstehende Gilawüste fort. Nur in den Flußniederungen ist strichweise guter Boden, der von den Pima Indianern ausgenutzt wird. Die Binnenländer dagegen sind auch hier unfruchtbar und dürr, die ausgesprochensten Einöden. Durch sie pilgerte Cabeza de Vaca, der Kuhkopf genannt, besser aber Löwenherz heißend; durch sie unternahm im Jahre 1539 Marcos de Niça seinen berühmten Zug; durch sie drangen 1540 die verwegenen Abenteurer Coronado, Pedro de Tohor und Lopez de Cardenas bis zum Grand Cañon des Colorado und bis über die östlichen Grenzen des heutigen Neu Mexiko vor. Ihre Reiseschilderungen berichten von großen, seltsam gebauten Städten, von Wunderströmen, deren Gestade sich 3—4 Stunden hoch in die Lüfte erhebe. Kein Roman kommt der Beschreibung der zehnjährigen Wanderung gleich, die der erstgenannte Abenteurer unternahm, der in den Chroniken jener Zeit als der schönste und stattlichste unter allen Conquistadores beschrieben wird. Hatten ihm doch seine Tapferkeit, seine Ruhe in der Gefahr, seine Standhaftigkeit und seine Ausdauer unter den größten Beschwerden den stolzen Titel „Erlauchter Kämpfer" eingetragen. Ein Odysseus seiner Zeit, durchzog derselbe mit nur drei Gefährten die weiten

Lande von Florida bis zum Golfe von Californien, eine Irrfahrt, die mit unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war. Er berichtet in seiner „Irelacion“ von wilden Barbaren, von denen sie gefangen genommen und tagtäglich auf's Grausamste gegeißelt wurden; wie sie von Mosquitos gepeinigt wurden, deren Biß die „Schwären des heiligen Lazarus“ am Körper hervorbrachte; wie sie, in der Wüste schier verschmachtend, Hundefleisch mit Gier verzehrten und sich elendiglich von Mesquitfrüchten und Wurzeln nähren mußten.

Vielfach waren die Abenteurer einzig auf den Genuß der Cacteen angewiesen, die in diesen Einöden fast die einzige Flora bilden, dafür aber auch in geradezu überraschender Mannigfaltigkeit vertreten sind. Welche Formen, Gestalten und Farben der Pflanzenwelt anzunehmen überhaupt möglich ist, hier bei den Cacteen Arizonas sind sie zu finden. Da klammern sich kugelrunde Mammillarien an die von der Sonne durchglühten Felswände an, von Faustgröße bis zum Umfange von mehreren Fuß wechselnd und strotzend von Saft. Dort bilden die aus lauter flachen Gliedern sich zusammensetzenden und mit flammendrothen Blüthen gezierten Opuntien mächtige undurchdringliche Gebüsche; in fingerdünnen langen Seilen hängt von den Klippen der Schlangencactus herab, ferner fällt der Spitzencactus auf, der in geringem Abstande den Eindruck erweckt, als ob er mit einem Spitzenschleier bedeckt sei. Da stehen ferner hohe Stangen von grauem Holz mit kleinen grünen Blättchen, hinter denen sich schrecklich widerhakige Dörner verstecken. All' diese Cacteen aber werden weit überragt von der Pitahaya und dem Saguarro, Cereusarten, die eine Höhe von 40 ja 60 Fuß erreichen. Ihr Stamm ist zwischen 2 bis $2^1/_2$ Fuß im Durchmesser und theilt sich nach oben in einige dem Stamme parallel laufende Äste, so daß ein mit mehreren Seitenarmen versehener Riesencactus mitunter einem gewaltigen Candelaber gleicht, um so mehr, da die aufwärts strebenden Zweige gewöhnlich symmetrisch am Stamme ansetzen. Große weiße Blüthen schmücken in den Monaten Mai und Juni die Spitzen der Zweige wie des Hauptstammes, und die im August zur Reife gelangenden wohlschmeckenden Früchte dienen den Indianern als Speise.

Ganz sonderbar ist der Anblick einer mit derartigen Riesencacteen besetzten Hochebene, namentlich, wenn zwischen den dunkelgrünen gesunden Exemplaren abgestorbene stehen, deren verwitterte Oberhaut in Fetzen herunterhängt, während das weiße, von der Sonne gebleichte Holz gleich einem Skelett von dem tiefblauen Himmel sich abhebt.

Finden sich in einem derartigen Cactus schadhafte Stellen und Wunden, so schlägt in diesen Löchern hurtig ein Buntspecht seine Wohnung auf. Eine Eigenthümlichkeit dieses namentlich in Californien häufigen Vogels ist, daß er, wo irgend



Riesencacteen in Arizona.

ein mit Wurmlöchern versehener Stamm sich findet, diese Wurmlöcher mit Eicheln verschließt. In diesen Eicheln entwickeln sich mit der Zeit Maden, die nun ihrerseits wieder dem Spechte zur Beute fallen, der sich so im wahrsten Sinne des Wortes Vorrathskammern großartigsten Stiles bildet. —

In diesen Wüsten, wie auch in einigen Strichen von Texas und Mexiko leben noch andere seltsame Thiere, die Honigameisen, kleine, ungemein lebhafte rothe Insecten, deren Nester manchmal wie kleine Hügel aussehen und sich über eine Fläche von 20—30 Fuß im Geviert erstrecken. In der Regel gehen diese Ameisen nur nachts auf die Arbeit aus, um von den Blumen der Umgegend den Honig zu holen. Eine bestimmte Anzahl der Ameisen gibt sich nun dazu her, für die Anderen als Honigspeicher zu dienen und füllen sich so voll mit süßem Saft, daß sie wie große Rosinen aussehen. Von den Anderen werden sie dann für künftigen Gebrauch in einer bestimmten Vorrathskammer aufgehängt. Öffnet man behutsam ein derartiges Ameisennest, dann hängen die mit Honig gefüllten Ameisen in demselben umher, wie volle Rosinen.

Dem Beispiele der Indianer folgend, welche diese Ameisen verzehren, haben auch manche Weiße Wohlbehagen an dieser seltsamen Speise gefunden und so ist dieselbe bisweilen in Arizona, Mexiko und Texas käuflich zu haben.

Einen solchen menschlichen „Ameisenfresser" beobachtete ich in Tucson. Vor ihm stand ein Teller, der anscheinend große, bernsteinfarbige Rosinen enthielt. Aber sobald der Gast eine dieser anscheinenden Rosinen nahm, um sie zum Munde zu führen, krümmte sie sich wie ein Wurm und machte augenscheinlich alle Anstrengungen, um den sie umklammernden Fingern zu entrinnen. Doch der Gourmand führte die lebendige Rosine an den Mund, biß, wie bei einer Kirsche den Stengel, einen runden Theil der sonderbaren Speise ab und verzehrte sie dann mit allen Merkmalen großen Wohlbehagens. Die Köpfe wurden in die Schüssel zurückgeworfen.

Die im Inneren der Ameise angesammelten Süßigkeiten sollen so angenehm schmecken, wie der feinste Honig, eine Thatsache, die das Ameisenessen ebenso erklärlich, wenn nicht noch erklärlicher erscheinen läßt, als die Verspeisung von lebendigen Austern und abgekochten Weinbergschnecken.

Zweihundertsiebenundvierzig Meilen östlich von Yuma ist Tucson gelegen, die zweitälteste Stadt der Vereinigten Staaten. Bereits im Jahre 1560 gründeten hier die Spanier eine Niederlassung und hat sich dieselbe, namentlich seitdem die Eisenbahn den Ort erreichte, zu der größten und wichtigsten Stadt Arizonas emporgeschwungen. In ihrem Aussehen eine echt mexikanische Stadt, ist ihre an 10,000 Köpfe starke Bevölkerung vorwiegend aus Mexikanern und Indianern

zusammengesetzt, auch eine Anzahl Deutsche sind vorhanden, die im Sommer 1881 einen eigenen Turnverein gründeten. Das Interessanteste, was die Umgebung von Tucson bietet, ist die 10 Meilen südlich gelegene Mission San Xavier del Bac, das größte jener Baudenkmäler, die von den spanischen Mönchen in diesen Landen errichtet wurden. (Vergl. Illustration Seite 276.)

Östlich von Tucson liegt Benson und im Süden von diesem Orte befinden sich berühmte Silberminen, wo jahraus, jahrein Tausende von geschäftigen Händen die Schatzkammern der Erde durchwühlen. Was den Reichthum Arizonas an edlen Metallen betrifft, so sind die Silbergruben die bedeutendsten, aber auch an anderen Edelmetallen ist Arizona ein reich gesegnetes Land.

Schon zu den Zeiten, als die spanischen Mönche hier ihre Missionen hatten, wurde nach Silber und Gold gegraben, und noch lebt in der Erinnerung die Auffindung eines der größten Silberklumpen, welcher jemals der Erde entrissen wurde. Derselbe wurde unter der Regierung des Königs Philipp V. (1700—1746) in Pimeria alta aufgefunden und soll ein Gewicht von 2700 Pfund gehabt haben. Blöcke, die einige Centner schwer waren, wurden mehrere Male im Quellgebiete des Santa Cruzflusses gewonnen.

Diese alten Gruben kamen aber während der mexikanischen Unabhängigkeitskriege gänzlich in Verfall, auch waren die Minendistricte durch die Apacheninidianer so unsicher gemacht, daß kein Mensch es wagen durfte, dort seine Niederlassung aufzuschlagen. Als das Land in den Besitz der Union überging, befand sich nicht eine einzige Grube mehr im Betriebe und Schritt für Schritt mußte unter blutigen Opfern der Boden wiedererkämpft werden.

Unstreitig ist der Reichthum an edlen Metallen der mächtigste Faktor, der zur allmählichen Besiedelung von Arizona führte, da ohne denselben das Land wohl heute noch in derselben trostlosen Beschaffenheit sich befinden dürfte, in der es sich noch vor 10, 15 Jahren befand.

In den sechziger Jahren wurden durch die Entdeckung von Gold in den Alluvialgebieten des Colorado bei La Paz (Yuma County) und auf dem Antelop Peak (Yavapay County) Tausende von Menschen nach Arizona gezogen, desgleichen durch die im Jahre 1878 erfolgte Entdeckung der reichen Silberminen zu Tombstone. Desgleichen stachelte die Entdeckung mehrerer Kupferlagerstätten, sowie einzelne Funde von Malachit, Rubinen und anderen Edelsteinen zu immer neuen Anstrengungen an. Diesen Thatsachen gegenüber ist es nicht zu verwundern, daß man sich bald Wundergeschichten von dem Reichthume Arizonas erzählte, und daß die von solchen Wundergeschichten aufgeregte Menge in ihrer Leichtgläubigkeit vielfach Schwindlern zum Opfer fiel und in der raffinirtesten Weise ausgebeutet wurde.

Eine der großartigsten dieser echten Yankeeschwindeleien wurde Anfangs der siebziger Jahre verübt. Einige Abenteurer wollten in Arizona Rubinen- und Diamantengruben entdeckt haben und zeigten die Steine vor, welche sie an einer näher bezeichneten Stelle angeblich gefunden hatten. Auf diese Angabe hin bildete sich eine Gesellschaft, die sich die „San Francisco and New York Mining Company" nannte und in der californischen Bank für 150,000 Thaler Diamanten niederlegte, von denen etwa ein Dutzend geschliffen war. Darunter befand sich ein ungeschliffener Diamant von 102 Karat, daneben auch Rubine, Saphire und Smaragde. Hierdurch wurde die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, zumal als angebliche Sachverständige von den Schwindlern an Ort und Stelle geführt wurden und daselbst auch wirklich eine ganze Anzahl von Rubinen und Diamanten fanden. Der Bericht dieser Sachverständigen fiel demnach selbstverständlich glänzend aus, und nun fanden sich genug Leichtgläubige, die ihr sauer erworbenes Capital an die Gesellschaft einzahlten, um als Actionäre derselben beizutreten. Das Aufregungsfieber griff, künstlich genährt, um sich, und nun wollten die Leute um jeden Preis kaufen.

Die Summen strömten massenhaft zu, da, mit einem Male wurde der Schwindel entdeckt und es stellte sich heraus, daß die gewissenlosen Arrangeure desselben eine Anzahl von Diamanten in New York aufgekauft und an Stelle der angeblichen Minen zwischen dem Kieselgeröll verstreut hatten, woselbst sie von den „Sachverständigen" aufgefunden worden waren. Mit der Entdeckung des Schwindels waren aber die „Unternehmer" mit den von den Actionären eingezahlten beträchtlichen Summen verschwunden.

Es war wohl dieser Vorfall, welcher zu jener humoristischen Schilderung Veranlassung gab, die Prentice Mulford im „Overland Monthly"*) veröffentlichte und in vortrefflicher Weise die im Westen herrschende „Grubenmanie", das Treiben der Schwindler und die Leichtgläubigkeit ihrer gewinnsüchtigen Opfer zeichnet. Lassen wir den mit Sachverhältnissen augenscheinlich völlig Vertrauten selbst erzählen:

„Buster ist wieder einmal in rühriger Bewegung. Er ist ein Yankee aus Neu England, wo man Wallnußholz als Muscatnüsse verkauft, und hat sich ein Feld für seine sinnreiche Betriebsamkeit in Californien gesucht. Hier „arbeitet" er in Minen und verkauft Actien von Gold- und Silbergruben, gleichviel ob diese existiren oder nicht. Seine Zunge ist gut gelöst und seine Unterhaltung überaus lebhaft. Er hat in seinen Rocktaschen Quarzproben, in welchen gelbes Gold schimmert; er hat sie, wie er sagt, aus der König-Salomo-Grube im Todtschießerthale, Territorium Arizona, mitgebracht. In dieser Grube liegen, ihm

*) Eine Übersetzung dieses trefflichen Artikels findet sich auch im „Globus" Bd. XXIV S. 76.

zufolge, Millionen, und sie ist eben jetzt in Betrieb genommen worden. Eine Tonne Erz (20 Centner) enthält für 100 bis 1000 Dollars Gold. Es sind nur noch einige Anlagecapitalien erforderlich, um den Ertrag in's wahrhaft Großartige zu steigern; die König-Salomo-Grube wird einen Weltruf erlangen. Es wäre doch Jammer und Schade, wenn solch ein Schatz ungehoben bliebe, weil es an Kapital fehlte, das kaum der Rede werth sei im Vergleich zu dem Ertrage, der unbedingt sicher ist.

Der Mann hat vielerlei um die Ohren, und mehr als ein Eisen im Feuer; er hat, so sagt er, große Interessen zu vertreten. In Californien kann er nur wenige Tage verweilen, weil er in der nächsten Woche eine wichtige Besprechung in Colorado hat; nach sechs Wochen muß er in London sein. Es wäre schade, wenn die König-Salomo-Actien nicht in Amerika blieben, sondern in die Hände John Bull's gelangten, wirklich schade.

Das zieht. Du hast einhundert Actien von ihm genommen; er hat sie Dir aus Freundschaft möglichst billig abgegeben; sein Wahlspruch ist ja: leben und leben lassen.

Aber wir müssen uns die König-Salomo-Gruben ansehen, die Reise verlohnt sich schon der Mühe. Also treten wir unsere Wanderung nach Arizona an.

Es ist heiß, sehr heiß, aber die vielen Skorpione befinden sich trefflich wohl, wenn die Sonne brennt, uns dagegen schmerzen die Augen von dem salzhaltigen Staube, welchen der Wind uns entgegen treibt. Wir sind aber doch froh, daß uns keine Apachen begegnen, denen es nach unserem Skalp gelüsten könnte. Ach ja, man hatte gar nicht unrecht, als man uns das Land als eine Wüstenei bezeichnete; es ist wirklich recht nackt und sehr kahl, ganz desolat und kein Baum zu sehen. Es ist ein Vorhof zur Hölle und in dem wandern wir nun einen Tag nach dem andern. Die Gerippe von Pferden, Maulthieren und Ochsen und hier und da das Grab eines ermordeten Menschen berühren uns mit nichten angenehm. Wenn wir Rast halten, dreht sich die Unterhaltung gewöhnlich um Grausamkeiten, welche in der jüngsten Zeit von den Apachen verübt worden sind; sie haben da einem Manne bei lebendigem Leibe die Haut abgeschunden, dort einen bei den Beinen aufgehängt und ihn über dem Feuer geröstet. Solche Geschichten vergegenwärtigen sich uns dann im Traume und der Schlaf ist keineswegs erquickend. Wir wachen auf; der Vollmond bestrahlt hell den stacheligen Riesencactus.

Wie froh sind wir, als wir endlich die Niederlassung Hieristmanfroh erreichen. Sie bildet den am weitesten in die Einöde vorgeschobenen Minenposten, die äußerste Vorhut der christlich amerikanischen Civilisation. Wir sehen eine Reihe von Zelten und Bretterbuden; von je zweien ist eins eine Branntweinschänke. Dort

sitzen und stehen die Grubenarbeiter, die Spieler von Handwerk, die Abenteurer der schlimmsten Sorte. Hier machen sie die Schule durch, welche sie befähigt, Gesetzgeber der amerikanischen Republik zu werden und für den Congreß zu „laufen". Der Thermometer zeigt Tag für Tag 115° Fahrenheit, der heiße Wind wirbelt salzhaltigen Staub auf und jagt ihn durch Thüren und Fenster hinein.

Wir trinken Wasser oder vielmehr eine Auflösung von Arsenik, Schwefel, Soda und Kupfer. Wir müssen Branntwein hineingießen, aber dieser ist weiter nichts als verdünnter und gefärbter Alkohol; man nennt ihn aber Brandy, Cognac. Eine Tasse Kaffee mit einem Stück zähen Rindfleisches kostet nur einen Dollar!

Überall sind die Leute sehr geschäftig — beim Monte- und beim Kartenspiel. Wir sehen uns um, ob es etwas zu lesen gibt, und richtig, wir finden einen Kalender vom vorigen Jahre. Manches Fenster hat ein rundes Loch; man hat eine Kugel hindurchgeschossen. Das Nachtquartier können wir nicht loben, denn in unserem Gemache werden wir von den Stechmücken arg geplagt, und über uns wird von Mitternacht bis Sonnenaufgang Monte gespielt. Es geht dabei recht laut und lärmend zu.

Man erzählt uns, daß in der Umgegend eine Indianerbande umherstreife; sie hat erst in der vorigen Woche ganz in der Nähe zwei Männer todtgeschossen und dann mit den Skalpen das Weite gesucht. Nun, dergleichen gehört nicht zu den seltenen Vorkommnissen und man macht davon weiter kein Aufhebens. Der „Richter" zeigt uns im Vertrauen seine wohlgeladenen Pistolen und giebt uns dabei die Versicherung, daß er Schießaffairen nicht liebe, aber wenn er seine amtliche Rundreise mache, müsse er seine Pistolen doch haben; denn wenn die Indianer ihn fingen, würde er sich doch lieber eine Kugel durch den Kopf jagen, als sich erst martern und dann noch skalpiren lassen.

Es versteht sich, daß wir uns nach der König-Salomo-Grube erkundigen. Die Leute scheinen nicht viel von ihr zu wissen. Wir äußern: „Aber sie soll ja im Todtschießdistricte liegen?" Antwort: „Haben nie etwas von ihr gehört. Im vorigen Jahre hat kein Mensch im Todtschießdistricte gelebt; es sind gar zu viele Apachen dort." — „Wie weit ist der Todtschießdistrict entfernt?" — „Mögen wohl achtzig, vielleicht auch hundert Meilen sein."

Das stimmt nun freilich Alles nicht mit dem, was der biedere Yankee Buster uns hoch und theuer versicherte. Der brave Mann hatte uns doch eine Karte vorgelegt, auf welcher die Lage der Grube klar und deutlich eingetragen war; sie lag ja zwischen den Flüssen Carambo und Carajo „in einem leicht zugänglichen, reichlich bewässerten und bewaldeten Thale". Nun ist der „Carambo" weiter nichts als ein sehr breites, trockenes Bett mit vielem Steingeröll, zwischen welchem

abgestorbene Pappelbäume liegen, die herabgeschwemmt waren, wenn im Gebirge Regenstürme Verwüstung angerichtet hatten. Seit sieben Monaten hat dieser trocken liegende Carambo auch nicht einen Tropfen Wasser gesehen. Vom Flusse „Carajo" hat man nie ein Sterbenswörtchen gehört und doch hatte Buster, der Ehrenmann, so viel von ihm gesprochen!

Hier liegt wohl ein Irrthum vor und wir müssen uns mit eigenen Augen vom Stande der Sache überzeugen. Also aufgebrochen nach der König-Salomo-Grube! Wir miethen vier Maulthiere und nehmen drei Raufbolde in Sold, die uns erforderlichen Falls Beistand gegen die Apachen leisten sollen. Diese Burschen hätten uns von vornherein sagen können, welche Bewandtniß es mit unserer unermeßlich reichen Goldgrube eigentlich hat, aber wozu das? Wir sind wie Gänse, denen man die Federn ausrupfen kann. Sie schweigen. Werden sie doch dafür bezahlt, daß sie uns keine Revolverkugeln in den Leib jagen und Sorge tragen müssen, daß die Indianer uns unsere Schädelhaut nicht nehmen sollen.

So ziehen wir fürbaß in kurzen Tagereisen und leben von Speck und Mehl; unterwegs wächst nichts. Wir fühlen uns bald unwohl und verschlucken nun Pillen. Aber wir kommen doch an's Ziel und finden wirklich die König-Salomo-Grube. Sie liegt im Todtenschattenthale, einer rauhen Gebirgsschlucht, einem Cañon der schlimmsten Art. Die Wände fallen steil ab, das Gestein derselben ist vulcanisch. Wasser finden wir allerdings, aber es schmeckt bitter wie Glaubersalz mit einer Zuthat von Wermuth und Seifenschaum. Von Bäumen, Gras und Pflanzen ist auch nicht eine Spur, aber Stachelcactus giebt es in Menge. Da raschelt etwas, — es ist nur eine Klapperschlange; sie kriecht über das heiße Gestein hin, und einer unserer Raufbolde schickt ihr eine Kugel zu; sie zuckt, klappert aber noch. Dort, auf einer Höhe, geht ein Stachelschwein; auch das erhält eine Kugel und rollt nun den Abhang hinunter; die Hunde springen hinzu, kehren aber heulend um, denn Maul und Nase sind durch die feinen Stacheln über und über zerstochen worden. Mit noch einem Schusse wird eine gehörnte Kröte erlegt, und als wir uns dieselbe näher betrachten, übersehen wir fast, daß eine abscheuliche, haarige Tarantel an unseren Füßen vorbeikrabbelt. In dieser Gegend hat Alles, Insect, Schlange, Pflanze, was es sei, Gift oder Stacheln an sich. Oben in der Luft fliegt ein großer Geier; er wartet ab, vielleicht werden wir für ihn ein leckeres Mahl; er mag wohl schon mehrmals an Menschenfleisch sich eine Güte gethan haben.

Es ist still in jenem öden und rauhen Cañon. Wir stehen an der König-Salomo-Grube und sehen ein etwa zwei Ellen tiefes Loch, über demselben eine Winde oder Kurbel mit einem Seil und einem schadhaft gewordenen Fasse.

Ringsum liegen leere Blechbüchsen, alte Schuhe, zerbrochene Branntweinflaschen; also „Miners" sind wirklich einmal hier gewesen. Auf einem Brette ist Folgendes „Zur Nachachtung" zu lesen:

„Wir, die Unterzeichneten, „claim" (nehmen in Anspruch) Jeder von uns von dieser König-Salomo-Goldader 300 Fuß in der Länge bei 150 Fuß Tiefe zu beiden Seiten dieser Kundmachung, und „claim" zugleich alle Gänge, die in die Tiefe, in Winkeln, nach den Seiten hin und in die Kreuz und Quere laufen. Wir wollen diese Grube bei Gelegenheit in Betrieb nehmen." Unterzeichnet: Buster, Fluster, Duster.

Wir sehen, wie Buster sie in Betrieb genommen und ausgebeutet hat. Die Grube ist also ein Schwindel. Und nun fort! Packt die Maulthiere wieder, ihr drei Raufbolde, ihr vogelfreien Gauner, und nun zurück aus dem Todtenschattenthale nach Hieristmanfroh.

Das ist die Geschichte von der König-Salomo-Grube." —

Unter welchen Mühseligkeiten und Gefahren der Minenbetrieb Arizonas wieder in Scene gesetzt wurde, ist aus mehreren Werken über Arizona ersichtlich, so hat vornehmlich Roß Browne in seinen „Reisen und Abenteuer im Apachenlande" eingehendere Schilderungen aus dem Leben der Goldgräber und Ansiedler daselbst gegeben. Diese unsicheren Zustände hielten bis in die neueste Zeit an, so wurde noch im Jahre 1878 den Entdeckern der berühmten Silberminen von Tombstone prophezeit, daß sie in dem von Apachen durchzogenen Gebiete wohl schwerlich Reichthümer, sondern höchstens ihren Grabstein (Tombstone) finden würden. Dieser Warnung ihrer Freunde aber trotzend, legten die Gebrüder Scheiffelein den Grund zu dem jetzt über 5000 Einwohner zählenden Städtchen, welches sie in dankbarer Anerkennung der ihnen gemachten Prophezeiung „Tombstone" benannten, ein Name, der für den Ort immerhin characteristisch ist, da hierselbst von Minenarbeitern und Cow-boy's unzählige Schießereien und Mordthaten verübt worden sind.

Wie lebhaft es noch zur Zeit meiner Anwesenheit in Tombstone herging, mag die folgende Geschichte illustriren, die sich wenige Tage nachher ereignete. Die handelnden Figuren waren die vier Viehzüchter Ike und Billy Clanton und Tom und Frank McLowry einerseits, und die Gebrüder Virgil, Wyatt und Morgan Earp, sowie deren Freund Doc Holliday andererseits. Obwohl die Earps öffentliche Ämter bekleideten und einer derselben sogar „City Marshal" war, duldeten sie doch die Freundschaft des Holliday, der ein professioneller Spieler war und überdies in dem Geruche stand, ein „Road-agent", ein Posträuber zu sein.

Sämmtliche acht Personen waren mit einander befreundet, und diese edle

Freundschaft blieb ungestört, bis ein in jener Gegend nicht gerade ungewöhnlicher Vorfall die allgemeine Harmonie bedenklich erschütterte.

Die Post war wieder einmal beraubt worden, und diesmal hatten die Räuber dabei so viel Blut vergossen, daß die Obrigkeit einen hohen Preis auf die Verbrecher setzte, gleichviel, ob man dieselben todt oder lebendig einliefere. Die Earps erfuhren nun, daß der Aufenhalt der Räuber ihren Freunden, den Clantons, wohl bekannt sei. Da war ein schönes Stück Geld zu verdienen, und flugs machte sich einer der Earps auf und ersuchte die Clantons, die Räuber in einen Hinterhalt zu locken, wo man sie gefahrlos niederschießen und sich auf diese Weise die ausgesetzte Belohnung sichern könne. Doch die Clantons, die zweifelsohne mit den Räubern unter einer Decke lagen, wiesen den Antrag mit Entrüstung ab, und aus den früheren Freunden wurden Feinde.

Einige Tage später begann der Krieg damit, daß die Earps den Ike Clanton wegen eines kleinen Vergehens verhafteten, und nun gab es böses Blut auf beiden Seiten. Die Viehzüchter kamen in die Stadt, löften den Gefangenen aus, trafen aber, als sie den Heimweg antreten wollten, mit den Earps und deren Freunde Holliday zusammen. Das Erste war, daß ihnen Virgil Earp zurief, die Hände in die Höhe zu halten. Anstatt dessen begann die Schießerei sofort und fünf Minuten lang flogen die Kugeln in der Nachbarschaft umher, wie Hagelschloßen, und das achtfache Duell nahm seinen tödtlichen Gang, ohne daß einer der Betheiligten der Menge geachtet hätte, welche die Straßen belebte.

Als der Pulverrauch sich verzogen hatte, lagen drei der Viehzüchter todt auf dem Boden, der vierte, Ike Clanton, war entkommen. Die Earp-Partei ging als Siegerin hervor. Natürlich sagten sie bei dem Verhör vor Gericht aus, sie hätten nur in Selbstvertheidigung gehandelt, und die Folge war, daß sie freigesprochen wurde.

Einige Wochen später spielte Morgan Earp eines Abends Billard in einem Saloon. Die Fensterscheiben der Billardstube waren übertüncht, bis auf eine, die erst neu eingesetzt war. An diese Scheibe hielt ein Mörder, ohne daß Jemand die Anwesenheit desselben ahnte, seinen Revolver, zielte auf Morgan und schoß. Im Augenblick lag Morgan auf der Erde, und gleich darauf hörte man Hufe klappern: der unbekannte Mörder war aus der Stadt entflohen.

Man holte sofort Wyatt Earp, den Bruder des Verwundeten, herbei. Derselbe neigte sich zu dem Sterbenden und fragte hastig: „Wer hat's gethan?" Morgan hatte nur noch die Kraft, seinem Bruder etwas in's Ohr zu lispeln, sank dann zurück und war todt.

Am nächsten Morgen aß Frank Stilwell, ein Anhänger der Viehzüchter-Partei, neunzig Meilen weit von Tombstone in Tucson sein Frühstück. Es lag

absolut keine Wahrscheinlichkeit vor, daß Stilwell den tödtlichen Schuß auf Morgan Earp abgefeuert hätte, aber die Earps behaupteten rundweg, kein Anderer als er habe den Mord verübt. Wechsle man unterwegs die Pferde, so sei es für einen Durchschnitts-Grenzer ein Leichtes, 90 Meilen in einer Nacht zurückzulegen. Stilwell habe recht wohl am Abende vorher noch in Tombstone sein können.

Stilwell verfiel der Rache der Gebrüder Earp. Zwei Tage später kamen sie in Gesellschaft einiger Gesinnungsgenossen nach Tucson und waren noch nicht von ihren Pferden gestiegen, als sie auf Stilwell trafen, der gerade einen Eisenbahnzug besteigen wollte. Kurz entschlossen feuerten die Ankömmlinge auf Stilwell los, und als sie aufhörten, war der Körper desselben von Kugeln durchlöchert wie ein Sieb.

Kurz darauf erhielt aber auch Virgil Earp eine Kugel, die ihm den rechten Arm auf Lebenszeit lähmte. Diese Warnung beherzigten die Earps, sie verkauften Alles, was sie hatten, und verließen die Gegend. —

Von ähnlichen dunklen Ehrenmännern wimmelte der Ort, der seinen bedeutungsvollen Namen, wie man sieht, nicht ohne Grund trägt.

Diesem Namen entsprechend waren zur Zeit meiner Anwesenheit auch die Bezeichnungen einiger Biersaloons gewählt, wie The Coffin („Der Sarg"), The Poison-box („Die Giftschachtel"), The Tombstone-gem („Der Grabsteinschmuck") u. s. w. Eine hier erscheinende Zeitung hatte als Titel das Wort The Epitaph („Die Grabschrift") angenommen.

In einem Exemplar dieser „Grabschrift" fand ich den nachstehenden Nekrolog, den der Redakteur einem eben verstorbenen Mitbürger widmete:

„Wir lassen eine Thräne auf's Papier fallen, indem wir den Tod des armen Billy Muckrow verzeichnen. Seine liebenswürdige Persönlichkeit und sein herzliches Lachen liehen den erlesensten Schnapsstuben unserer aufstrebenden Stadt einen Reiz, den dieselben bis dahin nicht gehabt hatten. Wir sagen es ohne Furcht auf Widerspruch zu stoßen: Billy war so gerade wie eine Kegelbahn, und so einfach, wie eine alte einläufige Reiterpistole. Auch ließ er sich nie lumpen. Von den drei Menschen, die er todtgeschossen, hatte er nur mit Einem einen Wortwechsel, der länger als fünf Minuten gedauert hat. Niemals hat man eine Weigerung von ihm gehört, zu irgend einer Tages- oder Nachtzeit sich an der Jagd auf einen Pferdedieb zu betheiligen, und zu einem rechtschaffenen Poker hätte man ihn noch von seinem Sterbebett fortholen können, wenn gerade Jemand auf den Gedanken gekommen wäre, ihm seine letzten Augenblicke in dieser Weise verschönern zu wollen. Die Krönung seiner Tugenden und seiner unvergeßlichen Thaten aber wird für uns immer darin bestehen, daß er uns noch eine Woche

vor seinem Tode ein dreijähriges Abonnement vorausbezahlte, und wir bitten hiermit seine Erben, uns ihre Adresse zu schicken, denn wir glauben dem abgeschiedenen Geist eines solchen Ehrenmannes nicht besser gerecht werden zu können, als indem wir unsere Verpflichtungen gegen ihn auf's Getreueste zu erfüllen gedenken. Fremdling gehe hin und thue desgleichen wie Billy Muckrow!"

Als die Gebrüder Scheiffelein, die Gründer von Tombstone, auszogen, waren die von ihren Freunden ausgesprochenen Befürchtungen keineswegs unbegründete, denn die ganzen Ländereien des östlichen und südlichen Arizona waren durch die kriegerischen Apachen geradezu unbewohnbar gemacht.

Wenngleich auch die Zahl der indianischen Bevölkerung von Arizona nur 30,000 Köpfe beträgt und davon die zusammen 25,000 Seelen zählenden Moquis, Pimas, Maricopas, Mohaves, Chimohuevis, Papayos und Yumas friedlich gesinnt sind, so haben sich dagegen die 5000 Apachen mit um so blutigeren Lettern in die Chronik von Arizona eingezeichnet. Neben den Sioux ist ihr Stamm der gefürchtetste und ruheloseste aller nordamerikanischen Indianerstämme. In verschiedene kleinere Abtheilungen zerfallend, wie die Tontos, Chiricahuas, Coyoteros, Mescaleros u. s. w., leben sie auf einem unermeßlichen Gebiete zerstreut, und die vielen koulissenartig hintereinander aufsteigenden, wenig gekannten und wasserarmen Gebirgszüge dieses Gebietes mit ihren wilden Schluchten und Pässen bilden den unbezähmbaren Apachen willkommene Schlupfwinkel und Vertheidigungsplätze. So sind namentlich die schwer zugänglichen Chiricahua-, Huachuca-, dos Cabezas- und Dragoonberge voll von grausigen Reminiscenzen an die Blutherrschaft der Häuptlinge Cochise, Mangas, Colorado, Vittorio und Geronimo. Äußerst gewandte Reiter, muthig, entschlossen und verschlagen, unempfindlich für Hunger, Ermüdung oder körperliche Schmerzen, mit Muskeln versehen wie von Stahl, dabei grausam wie Hyänen, sind die Apachen seit Jahrhunderten die wahre Geißel für ganz Arizona, Neu Mexiko und Nord Mexiko und haben ganze Länderstriche geradezu entvölkert.

Seit Generationen herrscht zwischen Weißen und Apachen ein Guerillakrieg, wie er grausamer und erbitterter wohl auf keinem Punkte des Erdballes geführt worden ist, und der wahrscheinlich erst dann sein Ende finden wird, wenn der letzte Apache sein Leben unter dem Revolver eines Bleichgesichtes verhaucht. Beide Theile, weiße wie rothe Barbaren, haben einander in Betreff der Grausamkeit nichts vorzuwerfen.

Seitdem man in Amerika die Politik verfolgt hat, die Indianer auf sogenannte „Reservationen" einzupferchen, seitdem hat man auch beständig von Ausbrüchen der Indianer aus denselben gehört. Diese Ausbrüche erfolgten vielfach aus dem

Grunde, weil die den Indianern zugewiesenen Reservationen so trostlos öde und unfruchtbar waren, daß es sogar den in Bezug auf Nahrung wenig wählerischen Wilden unmöglich war, daselbst ihren Lebensunterhalt zu finden. Allerdings bewilligt die Bundesregierung zumeist die Mittel, um dem Mangel abzuhelfen, aber die Agenten und Lieferanten eignen sich von den für die Indianer bestimmten Vorräthen so Vieles an, daß in der Regel für die Letzteren wenig übrig bleibt. Um nicht Hungers zu sterben, verlassen nun die Rothhäute die Reservationen und begeben sich in das fruchtbare Land, das früher ihnen gehörte und von welchem man sie zwangsweise vertrieb.

Damit ist der Casus belli gegeben, denn nach einem Armeebefehle der amerikanischen Regierung werden solche Indianer, welche die Grenzen ihrer Reservation überschreiten, ohne Weiteres als vogelfrei betrachtet, und wer einen derartigen Indianer todtschießt, begeht keinen Mord.

Von Seiten der Weißen werden dagegen die Reservationen niemals beachtet. Gefällt ihnen das Land oder brauchen sie dasselbe, so verdrängen sie auch dort die Indianer, und wenn sie etwa offene Gewalt scheuen, so chicaniren sie dieselben hinweg, reizen sie bis zur Verzweiflung und legen die Dinge so an, daß ein Krieg gegen die mißhandelten „rothen Teufel“ für unumgänglich nothwendig erklärt wird. Solche Gauner haben in der Regel im Congresse und bei der Regierung ihre Helfershelfer und Fürsprecher; denn jeder Krieg gegen die Indianer ist überaus kostspielig, und wirft für die Lieferanten, die schamlos betrügen, ungemein viel Geld ab.

Das Ergebniß des Krieges ist nun stets das gleiche. Bald werden die Indianer in offenem Kriege von einem Ort zum andern gejagt, bald ihre Krieger durch täuschende Friedensversprechungen von ihren Wohnstätten weggelockt, während gleichzeitig eine verbündete Schar der Eindringlinge die indianischen Ansiedlungen überfällt und Weiber und Kinder, jung und alt niedermetzelt.

So waren auch die Zustände in Arizona, schreibt doch sogar ein Amerikaner, Professor Raphael Pumpelly zu Newport, Rhode Island, einer der ausgezeichnetsten Männer der Union, der in den Jahren 1860—61 in Arizona, unter beständiger Bedrohung an Leib und Leben durch die Apachen, als Bergbeamter thätig war und Freunde vor seinen Augen durch deren Hand verbluten sah, trotzalledem: „Kein Vertrag, keine Friedensflagge ist zu heilig, keine Waffe zu grausam oder zu heimtückisch, um in den Kämpfen gegen die Indianer von Amerikanern nicht empfohlen oder gebraucht zu werden. Wenn gesagt wird, die Indianer wären verrätherisch und grausam, so muß man antworten, daß es keinen Verrath, keine Grausamkeit giebt, die nicht gegen sie geübt worden wäre. Vergiftung mit

Strychnin, die absichtliche Ausbreitung der Blattern und unaussprechliche Unthaten, das sind die heroischen Handlungen unserer Grenzer."*)

In den siebziger Jahren wurden mehrfach friedlich gesinnte Apachenhorden ohne jeden Anlaß überfallen. So ermordeten im Jahre 1871 eine Anzahl Weiße bei dem Camp Grant eine Truppe Indianer, die friedlich in ihren Zelten lagen. Unter den Ermordeten befanden sich 118 Frauen und Kinder.

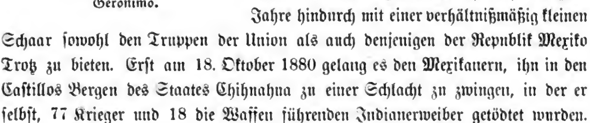


Geronimo.

Im September 1872 wurden wiederum vier Lagerplätze überfallen, 40 Apachen niedergemacht, viele verwundet und die Frauen und Kinder gefangen genommen. Einige Tage später wurden von einer Streifpartie 17 Apachenkrieger erschossen und im Januar 1873 wurden mehr als 100 niedergemacht.

Die Apachen rächten sich nun ihrerseits dadurch, daß sie Gleiches mit Gleichem vergalten und jeden Weißen erwürgten, dessen sie habhaft werden konnten. So machte namentlich in den Jahren 1878 bis 1880 der Häuptling Vittorio die Gegend von Socorro nach der südwestlich von da gelegenen Stadt Silver City und von hier wieder westlich bis in die Gegend von Tucson so unsicher, daß es nahezu unmöglich war, sie zu bereisen.

Die Verwegenheit dieses Häuptlings kannte keine Grenzen; bald da, bald dort auftauchend, mordete und plünderte er ohne Erbarmen und verstand es mit großer Geschicklichkeit, zwei Jahre hindurch mit einer verhältnißmäßig kleinen



Schaar sowohl den Truppen der Union als auch denjenigen der Republik Mexiko Trotz zu bieten. Erst am 18. Oktober 1880 gelang es den Mexikanern, ihn in den Castillos Bergen des Staates Chihuahua zu einer Schlacht zu zwingen, in der er selbst, 77 Krieger und 18 die Waffen führenden Indianerweiber getödtet wurden.

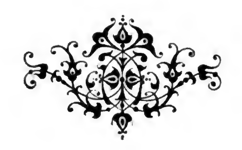
Wie erbittert und grausam dieser Guerillakampf geführt wurde und noch wird, geht daraus hervor, daß die mexikanische Regierung in den vierziger Jahren

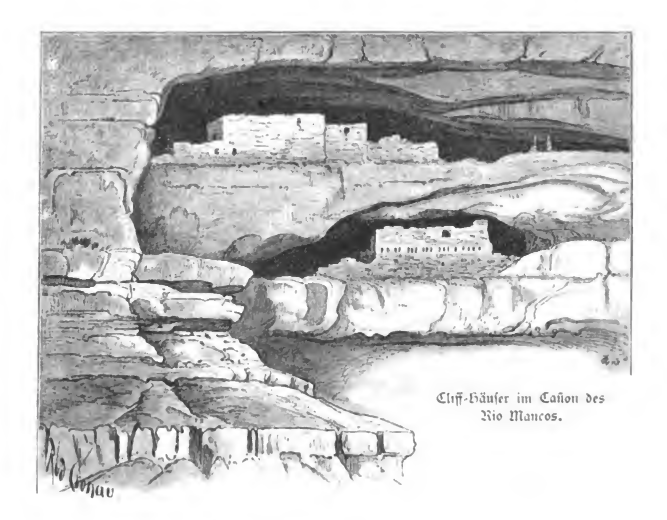
*) Pumpelly, Across America and Asia.

für jeden Apachenskalp einen Preis von 100 Dollars (425 Mark) bezahlte. Die Schädelhäute von Frauen standen mit 50, die von Kindern mit 25 Dollars im Preise. Derartige Prämien wurden vom Staate Chihuahua noch im Jahre 1880 gezahlt, als die unter Führung des Obersten Terrazas stehenden mexikanischen Freiwilligen die Skalpe des Apachenhäuptlings Vittorio und seiner 77 Krieger in feierlichem Triumphzuge in die Hauptstadt Chihuahua einbrachten.

Mit diesem Siege der Weißen waren die Unruhen aber keineswegs unterdrückt, denn bereits im Jahre 1882 begannen dieselben auf's Neue und hielten mit nur kurzen Unterbrechungen bis heute an. Namentlich im Frühjahre 1882 und 1883 durchstreiften zahlreiche Indianerbanden Alt- und Neu Mexiko, in der Umgebung des Ortes Hermosillo wurden innerhalb neun Tagen 32 Personen durch die Apachen getödtet. Die Führer während dieser Unruhen waren namentlich die Häuptlinge Nachez, Mangas und Geronimo.

Eine Hauptschwierigkeit in der Bekämpfung der Apachen bestand darin, daß die Rothhäute, wenn von den Truppen des einen Landes verfolgt, stets auf das Gebiet des benachbarten Staates übertraten, wohin ihnen dann die Soldaten nicht folgen durften. Erst neuerdings, nachdem die Regierungen von Mexiko und der Union in der Apachenfrage gemeinschaftliche Sache gemacht und ihren Truppen, wenn diese in Verfolgung von Apachenhorden begriffen waren, das Betreten des angrenzenden Staates freigestellt haben, ist eine entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten, und dürfte mit der im Sommer 1886 erfolgten Gefangennahme des Häuptlings Geronimo und seiner Verpflanzung nach Florida einstweilen Ruhe und dem Lande die Aussicht verschafft worden sein, nunmehr in Frieden der Weiterentwickelung entgegenzugehen.





Cliff-Häuser im Cañon des Rio Mancos.

Im alten Montezumareiche.

In der Abenddämmerung näherte sich der ostwärts fahrende Zug dem Punkte, wo die Territorien Arizona und Neu Mexiko zusammenstoßen. Im Süden werden beide Länder von den mexikanischen Provinzen Sonora und Chihuahua begrenzt. Texas schiebt sich mit einem scharfen Winkel bis nach el Paso del Norte vor. Diese Grenzdistrikte waren von jeher der Schauplatz unzähliger Räubereien und Gräuelthaten, verübt von roth- und weißhäutigen Banditen. Wäre es möglich gewesen, in diesen unsicheren Regionen eine Statistik der Todesfälle zu führen, so würden wohl neben zu Tode führendem Aufhängen bei den Beinen, verbunden mit langsamem Rösten durch die Apachen, kaltes Blei und Wiskey als die hauptsächlichsten Todesursachen der Gegend anzuführen sein.

Die Aussicht auf ein längeres Leben hatte nur Derjenige, welcher sich des Besitzes eines schnellen Auges und einer noch schnelleren Hand rühmen konnte, denn in den tagtäglichen Rencontren war der erste Schuß zumeist auch der den Kampf beendende.

So lag bei Tombstone ein frisches Grab, darüber erhob sich ein einfaches Kreuz, kunstlos aus zwei Tannenbrettern gezimmert. Folgende Inschrift war des hier ruhenden Mannes Nachruf:

He had sand in his craw,
But was slow in the draw.
And we planted him here in the dew.
Calibre 45.

Es erfordert eine Kenntniß des in diesen Gegenden üblichen „slang“, der Redeweise, um den Sinn dieser Zeilen zu ergründen. „To have sand“ heißt so viel wie „to be brave“, der Mann war also kühn und tapfer; „but was slow in the draw“ heißt: „er war langsam im Zug und konnte seinen Revolver nicht so schnell handhaben wie sein Gegner“; also fiel er und „we planted him here in the dew“ — „wir haben ihn hier in den Thau gepflanzt,“ d. h. begraben; „Calibre 45“ zeigt das Caliber des Revolvers an, der ihn zum stillen Mann machte. Wohl selten wurde einem Menschen in der Sprache dieser Leute eine so kurze und doch so inhaltreiche Grabschrift gesetzt. —

Zur Zeit meiner Reise wimmelten die Grenzdistrikte von Cow-boys, Desperados, Road-agents und Viehdieben, namentlich waren es die Orte Tombstone in Arizona und Demming in Neu-Mexiko, welche infolge der daselbst unausgesetzt stattfindenden Schießereien und Morde geradezu berüchtigt geworden waren. Zeitweise waren die Banditen die Herren des Landes, überfielen Postkutschen und Eisenbahnzüge, brandschatzten die Passagiere und verübten den gröbsten Unfug.

Die Cow-boys von Arizona hatten vornehmlich im San Pedro- und San Simonthale ihre Zufluchtsorte, wohin sie die gestohlenen Güter und das geraubte Vieh in Sicherheit brachten. Ihr Führer war William Broscion, genannt „Curley Bill“, einer der berüchtigtsten Desperados des ganzen Continentes. Häufig ritt die Bande desselben unter seiner Führung in diesen oder jenen Ort, bemächtigte sich eines Saloons, befahl Musik und erging sich nun bei den Klängen einiger Violinen und Banjos in den gröbsten Ausschweifungen. War die Bande halb oder ganz betrunken, so wurde nach den Klängen irgend einer bekannten Melodie ein quadrilleartiger „stag dance“ commandirt.

„Forward four!“ befahl der Führer, und der Tanz begann. War man bis zu der Figur „balance to your partners!“ vorgeschritten, dann suchte einer der wilden Gesellen die anderen in phantastischen Positionen und Sprüngen zu überbieten. Und hatte nun die Tollheit ihren Höhepunkt erreicht, dann ertönte plötzlich das Knallen und Krachen der Revolver und ein jeder der Tänzer suchte seine Geschicklichkeit in der Führung dieser Waffe dadurch zu beweisen, daß er seinem

Partner die — Stiefelabsätze wegschoß. Hatte diese Füsilade einige Minuten gedauert, so ertönte wieder das Commando: „Turn your partners; promenade all!“ Und war dieser Befehl erfüllt, so wurden die Stiefel revidirt und Derjenige belobt, dessen Treffsicherheit sich am besten bewährt hatte. „Shooting the heels off one another's boots“ war ein besonders beliebter Sport dieser Cow-boys, desgleichen machten die wüsten Gesellen mitunter die Fenster eines vorübersausenden Eisenbahnzuges zum Gegenstande ihrer Treffübungen, oder suchten bei Nachtzeit den Bahnbedienteſten durch Revolverschüsse die Handlaternen auszulöschen. Die Cow-boys von Neu-Mexiko standen unter Führung des berüchtigten William Bonny, genannt „Billy the Kid“, dessen Lebensgeschichte in einem mit carminrothen Umschlägen versehenen Pamphlet auf allen Arizona und Neu Mexiko durchschneidenden Zügen feilgeboten wurde. Dieselbe hub folgendermaßen an:

„Billy the Kid!“ Ein Name, der über drei Jahre lang die Herzen der kühnsten Männer in Neu Mexiko mit Schrecken erfüllte und sie bei dem Gedanken zittern machte, ein unglücklicher Zufall möge sie eines Tages diesem Schrecken des Territoriums gegenüber führen.

Und doch war der Träger dieses gefürchteten Namens kaum mehr als ein Jüngling, aber ein Jüngling, dessen schnelles Auge so kühn blitzte als das eines Adlers, und dessen Kugel so sicher war als der Tod.

So viele Städte streiten sich um die Ehre (!), der Ort seiner Geburt zu sein, daß es schwer ist, mit einiger Sicherheit zu bestimmen, wo er seine Jugend verbrachte. Am wahrscheinlichsten aber dürfte sein, daß in New York der abenteuerliche Geist des „Kid“ zum Leben kam.“ —

Mit diesen Worten beginnt die 22 Kapitel umfassende Lebensgeschichte dieses Desperados, welcher, was Muth und Kaltblütigkeit betrifft, selbst unter den Banditen des fernen Westens kaum ein Gegenstück findet. Im Jahre 1881 ritt derselbe mit dreißig Mitgliedern seiner Bande am hellen Tage in das Städtchen Lincoln in Neu Mexiko ein, Billy the Kid, wohl wissend, daß ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt war, voran in einem wahrhaft theatralischen Kostüm. Eine blaue Dragonerjacke aus feinstem Tuch und reich mit Gold bestickt, umschloß den Oberkörper; die hirschledernen, schwarz gefärbten Beinkleider waren nach mexikanischer Sitte vom Fuß bis zum Knie geschlitzt, so daß die scharlachrothen Unterbeinkleider heraustraten. Ein kostbarer Chihuahuahut mit zehn Zoll breitem Rande und einer fingerdicken Goldschnur bedeckte den Kopf, welcher durch die dünnen Lippen und die beiden scharfen, hervortretenden Reißzähne den Ausdruck thierischer Grausamkeit hatte.

Und nun brachen drei Tage des Schreckens über das unglückliche Städtchen

herein. Von Spirituosen berauscht, ergingen die Mitglieder der Bande sich in den tollsten Orgien und brachten den ganzen Ort in ihre Gewalt. Der Sheriff des Städtchens, welcher seine ganze Macht aufbot, um den Banditen entgegenzutreten, sah sich gezwungen, sich zurückzuziehen, nachdem sechs seiner besten Leute gefallen waren.

Am folgenden Morgen wurde der Angriff auf die Bande mit Hülfe einer von Fort Sumner herbeigeeilten Compagnie Soldaten wiederholt, doch verging der Tag, ohne daß es gelungen wäre, die Desperados zum Abzuge zu zwingen. Das einzige Resultat, welches die Angreifer erzielten, war, daß sie die Räuber in ein bestimmtes Quartier einschlossen und dasselbe umstellten. Als der Abend hereinbrach, wurde dieses Quartier durch hereingeschleuderte Feuerbrände und herangerollte Petroleumfässer in Brand gesetzt, so daß die Desperados durch Feuer und Rauch zu einem Ausfalle gezwungen wurden. Und nun kam es zu einem erbitterten Handgemenge, während welchem an dreißig Menschen getödtet wurden und welches mit der Flucht der Bande endete. Billy the Kid befand sich gleichfalls unter den Entkommenen, und benutzte die nächste Zeit, um seine stark gelichtete Bande zu reorganisiren und das Schreckensregiment über Neu Mexiko fortzusetzen.

Billy the Kid endete sein vielversprechendes Leben im Alter von 22 Jahren und zwar fiel er am 13. Juli 1881 unter dem Revolver des Sheriffs Garrett, welcher mit kaltblütigstem Muthe monatelang die Spuren des Desperados verfolgte, denselben endlich in der Nähe des Fortes Sumner aufspürte und während eines nächtlichen Zusammentreffens niederschoß.

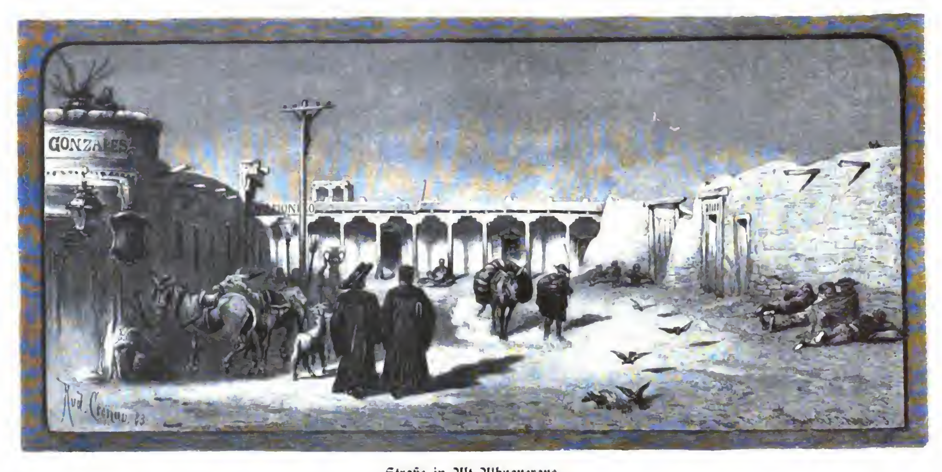
Daß mit dem gewaltsamen Tode dieses Bandenführers das Räuberwesen aber keineswegs zur Ruhe gebracht worden war, bewiesen die blutrothen Plakate, welche ich an allen Bahnstationen Neu Mexikos angeklebt fand, durch welche die Gesellschaft Wells, Fargo & Co.*) die Summe von 15,000 Dollars als Belohnung demjenigen zusicherte, welcher die Ergreifung von 15 Banditen ermögliche, die den vor dem unsrigen eingelaufenen Eisenbahnzug vollständig ausgeplündert hatten. Ohne ein gleiches Schicksal erlitten zu haben, lief unser Zug früh Morgens in die Stadt Albuquerque ein, deren wohlklingender Name von dem Zugführer in der weniger schönen amerikanischen Aussprache zu „Albjukirchi" corrumpirt wurde. Hier beschloß ich, längeren Aufenthalt zu nehmen, um den an malerischen Bildern reichen Ort und seine weitere Umgebung eingehender studiren zu können. Die Stadt besteht aus zwei, etwa zwei Meilen von einander entfernten Hälften, die

*) Die Gesellschaft Wells, Fargo & Co. ist eine altberühmte Gesellschaft, die sich vornehmlich mit dem Transporte von Geldern und Werthpacketen befaßt.

aber durch eine Pferdebahn mit einander verbunden sind. Das an der Bahn gelegene und dieser seine Entstehung verdankende Neu Albuquerque stellt sich dar als eine echt amerikanische Stadt voll geschäftigen Treibens, voller Rührigkeit und Bewegung und unterscheidet sich in keiner Weise von den übrigen aufblühenden Städten des Westens. Alt Albuquerque dagegen, von seiner jüngeren Rivalin längst überflügelt, hat seinen spanischen Charakter vollständig bewahrt und bietet allerwärts das Bild der schläfrig trägen Versumpftheit des romanischen Neu-Mexikaners, die gegen die kalte, rücksichtslos vordringende Energie des Anglo-Amerikaners einen krassen Gegensatz bildet, zu groß, als daß er je ausgeglichen werden könnte. Dieser Gegensatz ist überall bemerkbar in den entlang der Atchison-Topeka- & Santa Fé-Eisenbahn gelegenen Ortschaften, wo Amerikaner und Mexikaner neben einander hausen. Ist in der neuen Eisenbahnstadt kein Mangel an Wirthshäusern, Restaurants, Spiel- und Tanzlokalen, sowie an großen Geschäftsräumen, die abends ganze Fluthen elektrischen Lichtes ausstrahlen, so findet man in der von den Spaniern ursprünglich San Felipi Neri de Albuquerque genannten älteren Stadt überall nur die einstöckigen, aus Lehm gebauten Adobehäuser mit den flachen Dächern und dem hölzernen Vorbau, der auf Säulen ruht. In der Mitte des Ortes ist die Plaza mit der alten, zweithürmigen, unschönen Kathedrale.

An den Straßenecken hocken runzelige, uralte, häßlichbraune Weiber vor kleinen Obstständen mit wenig einladenden Früchten. Gelegentlich segelt die hagere Gestalt eines Jesuiten quer über die Plaza, bekleidet mit einem jener sonderbaren Hüte, wie wir sie im „Barbier von Sevilla" bei Don Basilio zu sehen gewohnt sind, und mit einem alten schwarzen Ordensgewande, dessen lange Schöße vom Winde weit aufgebauscht werden. Durch den sonnendurchglühten Staub kommt auf häßlichem Pony ein Mexikaner dahergesprengt, den abgegriffenen, silberbestickten Hut auf das krause, kohlschwarze Haar gedrückt. Im Gurt stecken zwei blanke Revolver und an den langen Stiefeln klirren die mächtigen Radsporen. Hart hält er den Gaul im Zügel und ruft einige schelmische Worte der Duenna zu, die, ihr Gesicht bis an die feurigen Augen mit dem unerläßlichen schwarzen Schleier verhüllend, an der kleinen Fensteröffnung lehnt. Noch mehr Jesuiten mit unrasirtem oder fettglänzendem Kinn, und eine Unzahl jener kleinen, das Dasein von Märtyrern führenden Burros oder mexikanischen Esel, die schwerbepackt und vielgeschlagen durch die Straßen ziehen, vollenden die lebendige Seite des Bildes.

Verlieren wir uns in die äußerst engen Seitengäßchen, so ist es stille um uns wie in einer ausgestorbenen Stadt. Langsam kriecht der dunkle Schatten an



Straße in Alt Albuquerque.

den niedrigen Lehmwänden dahin, selten, daß hier oder da eine Katze schläfrig miaut oder im Innern der Lehmgehäuse die scheltende Stimme eines spanisch redenden Frauenzimmers laut wird.

Wollen wir den Leser in die Kunst, Lehmgebäude nach dem Muster derer von Albuquerque zu errichten, einweihen, so geben wir ihm am besten nachstehend das Adobebau-Recept, wie es ein den Südwesten bereisender Korrespondent seiner Zeitung schickte. Es lautet also: „Sucht der Land-Mexikaner die Nähe des Wassers, so hingegen der Stadt-Mexikaner die dürrsten Kämme und Hügel. Auf diesen letzteren findet er den besten Boden zu seiner Adobepflanzung. Derselbe besteht aus einem groben, sandigen Lehm, in welchem sich, mit liberaler Hand eingestreut, Steine bis zur Größe einer fünfzigpfündigen Geschützkugel finden. Es ist wünschenswerth, ja nach der Meinung besonders anspruchsvoller Adobebauer unerläßlich, daß sich in der Nähe auch nicht die geringste Spur einer Vegetation zeige, kein Strauch, keine Blume, kein Grashalm, kein Moos. Auf diesem festen, dürren Grunde gedeiht das viereckige „Schmutzhaus“ am besten. Denn das und nichts anderes ist das Adobehaus. Es besteht ganz und gar aus getrocknetem Schmutz, mit Ausnahme der Thüre, der Fenster und der Pfosten, welche das Dach zusammenhalten und zugleich den zur Regenzeit höchst wichtigen Dachrinnen zur Stütze dienen. Aber nicht genug, daß es Schmutz ist, es ist auch nothwendig, daß es eine besonders häßliche Art Schmutz sei. Zu diesem Zweck wird behufs der Herstellung von Adobeziegeln und Adobekuchen die Erde in möglichster Nähe des beabsichtigten Hauses aufgegraben und das Ganze, wie es da ist, Erde, Kies und kleine Steine, mit Wasser vermischt. Die Folge ist, daß die Wände des neuen Baues allerlei Dinge aufweisen, die gar nicht hinein gehören, und die, wenn sie bei zunehmender Sonnentrocknung herausfallen, noch viel weniger hinein gehörige Löcher, Höhlungen, Risse und Schrammen zurücklassen. Vor diesem Hause wird zum Schluß dann noch ein runder Ofen nach indianischem Muster aus etwas sorgfältiger sortirtem Schmutz zusammengebacken. Ist dies geschehen, so ist das Etablissement fertig. Es erübrigt nur noch, einige der häßlichen Hunde, die sich in diesem Lande so trefflich groß zu hungern verstehen, um das trotz seiner Neuheit schon am ersten Tage wie ein hundertjähriges vergessenes Stück Erdwerk aussehende Haus herum auszustreuen, in sein Inneres aber eine Anzahl Männer, Frauen und namentlich Kinder hineinzustecken, um ihm die letzte Weihe der Vollendung zu geben. Wo es etwas vornehmer zugeht, pflegt man das Adobehaus vierflügelig einzurichten und um einen offenen Hofraum herumzubauen. Da aber in den nördlichen Vorpostenorten der altspanischen Besiedelung die Mittel, sich so viel Haus auf einmal zu gestatten, ziemlich selten sind, so pflegen sich verschiedene

Hausgründer zu einem regelrechten Verband zusammenzuthun und den von ihren Häusern eingeschlossenen Hofraum gemeinsam zu benutzen und mit so viel Menschen und Thieren zu bevölkern, wie sie nur aufzubringen vermögen."

Diese Adobebauten erinnern an die aus dem gleichen Materiale gefertigten Gehäuse, in welchen die sogenannten Pueblo Indianer wohnen. Diese gegenwärtig an 10,600 Köpfe zählenden Indianer, die in 26 zum Theil in Neu Mexiko, zum Theil in Arizona verstreuten Städten wohnen, sind ein durchaus harmloses, friedliches und kindliches Völkchen, von dem sehr zu bedauern wäre, wenn es durch den Einbruch der rücksichtslosen Anglo-Amerikaner den Untergang erleiden sollte. Namentlich in den fruchtbaren Thälern des Rio Grande und des Rio Puerco haben diese Pueblo Indianer eine ganze Reihe ihrer eigenthümlichen Kolonien, die zum Theil noch bewohnt, zum Theil in Ruinen liegen. Einer der interessantesten dieser Wohnsitze ist der Pueblo San Fernando de Taos, aus zwei gewaltigen Adobebauten bestehend, die auf beiden Ufern des Taosflusses stehen. Ein jedes dieser beiden Gebäude ist 3—400 Fuß lang, 150 Fuß breit und bildet eine 60 Fuß hohe rechtwinklige Pyramide von sieben zurücktretenden Stockwerken, die man auf Leitern erreicht. Jedes dieser Stockwerke enthält unzählige kleine Gemächer, die theils als Wohnräume, theils als Vorrathskammern benützt werden. Desgleichen finden sich mehrere Berathungsräume, sogenannte „Estufa's", von denen die des Kriegshäuptlings ein rundes unterirdisches Zimmer von 25—30 Fuß Durchmesser und 20 Fuß Höhe mit gewölbter Decke ist. Der Wand entlang läuft eine 2 Fuß hohe Lehmbank, und in der Mitte des Raumes befindet sich eine 2 Fuß tiefe muldenförmige Grube, in der das ewige Feuer brennt. Hinter dieser Grube erhebt sich ein altarähnlicher Aufbau. Der Eingang zu diesem Berathungsraume geschieht von oben her durch eine Fallthüre, die von einem aus Hirschgeweihen gebildeten Geländer umgeben ist. Der ganze Pueblo ist von einer, stellenweise durch Pallisaden verstärkten Ziegelmauer umgeben.

Der terrassenförmige Aufbau der an einander geklebten Wohnhäuser findet sich, allerdings mit mancherlei Abweichungen, bei fast allen anderen Pueblobauten, so ist z. B. der Pueblo San Juan nur ein zwei Stockwerke hoher Terrassenbau, der rings um ein vertieftes Viereck aufgeführt worden ist. Acoma hingegen, wohl die älteste Pueblostadt, ist in drei parallel laufende Häuserreihen abgetheilt, deren jede 60—70 dreistöckige Häuser enthält. Die ganze Kolonie erhebt sich auf dem Gipfel einer Sandsteinklippe, zu der eine Treppe von 375 Stufen emporführt. Ein ähnlicher Felsenbau ist das auf einem Kalksteinplateau gelegene Laguna, zu dem eine steile Straße hinaufführt.

Von derartigen Pueblobauten werden diejenigen von Taos, Picoris, Nambé,

Tesuque, Pojuaqua, San Juan, San Ildefonso, San Domingo, San Felipe, Santa Ana, Cochiti, Isleta, Silla, Laguna, Acoma, Jemez, Zuñi, Sandia und Santa Clara noch bewohnt, verlassene Dörfer finden sich hingegen in großer Zahl über das ganze Gebiet von Neu Mexiko und das nordöstliche Arizona verstreut.

Der erste Weiße, welcher mit den Pueblo Indianern in Berührung kam und die ersten Beschreibungen derselben geliefert hat, war der in dem vorigen Abschnitte bereits erwähnte Cabeza de Vaca. Auf seiner Wanderung kam er zu einem Volke „mit festen stattlichen Behausungen, welche aus Erde erbaut und an einem Flusse zwischen zwei Bergketten angelegt waren". Unser „fahrender Ritter" wurde von diesem Pueblovolke, einem intelligenten Geschlechte von edler Gestalt, nebst seinen drei Genossen in gastlichster Weise aufgenommen. Die Wilden fielen in Anbetung vor ihnen nieder, begrüßten sie als „Kinder der Sonne", brachten die Kranken zu ihnen, daß sie dieselben durch Händeauflegen heilen möchten und flehten die herniedergestiegenen „Götter" an, den Wolken zu befehlen, befruchtenden Regen auf die verdorrten Fluren niederfallen zu lassen. Sie bereiteten den Fremdlingen solenne Festmahle, bestehend aus Wildpret, Kürbissen, Maisbrot und Anderem, vermochten jedoch kein Gold den schätzegierigen Spaniern zu bieten.

Weiter westwärts zogen diese nun durch eine dicht besiedelte Gegend „mit Adobestädten und unabsehbaren Mais- und Bohnenfeldern". Überall fanden sie Gesittung, Ordnung und Gedeihen, und überall wurden sie gastfreundlich aufgenommen. Die Indianer beschenkten sie mit Türkisen, mit den Fellen wunderbarer Kühe (Büffel) mit wollartigem, zolldickem Haar, mit für heilig gehaltenen Pfeilspitzen aus Smaragden, die von den Indianern für bunte Vogelfedern eingetauscht worden waren und von hohen Bergen im Norden herrühren sollten, wo sich volkreiche Städte mit sehr großen und festgebauten Häusern befänden.

Der „Relacion" des kühnen Abenteurers zu Folge zog Cabeza de Vaca über das ganze Gebiet Neu Mexiko's, den Gilafluß hinab bis zur Mündung, dann nach Culiacan weiter bis nach Mexiko, wo er endlich mit seinen drei Gefährten, zu Tode erschöpft, glücklich anlangte und vom Vicekönig Mendoza und Cortez mit hohen Ehren empfangen wurde.

Der waghalsige Entdecker eines so ausgedehnten neuen spanischen Krongebietes wurde bald darauf von Karl V. nach Valladolid berufen, wo er zu den Füßen des Monarchen, in dessen Reich die Sonne nie unterging, die geringe Ausbeute seiner zehnjährigen Irrfahrt niederlegte, — eine Büffelhaut, wenige werthlose, smaragdähnliche Steine und eine Handvoll werthloser Türkisen.

Außer den Berichten, die Cabeza de Vaca verbreitete, waren auch aus anderen Quellen märchenhafte Gerüchte nach Mexiko vorgedrungen, von einem Lande

im Norden mit sieben, von hohen Wällen und unbezwinglichen Außenforts beschützten Städten, den „sieben Städten von Cibola“. Und diese sollten noch nicht einmal einen Vergleich aushalten können mit noch prächtigeren Städten voll herrlicher Paläste, deren Fenster durch Edelsteine erleuchtet würden, deren Säulen und Thore aus Türkisen zusammengesetzt seien, wo Fürsten thronten, deren bildschöne Sklavinnen mit goldenen Schüsseln und goldenen Bechern bei lucullischen Festmahlen aufwarteten. Ringsum befänden sich Opalberge, die in die weiteste Ferne schimmerten, Thäler mit leuchtenden Edelsteinfeldern und krystallene Flüsse, deren Grund aus Silbersand bestände.

Diese Fabeln veranlaßten die Spanier, mehrfache Expeditionen nach dem märchenhaften Hochlande auszurüsten, darunter als interessanteste diejenige des Francesco Vasquez de Coronado im Jahre 1540, von welcher der als Historiker daran betheiligte Castaneda so getreue Schilderungen des neuen Landes hinterließ, daß man dasselbe daraus noch heutigen Tages Zug für Zug erkennt. In vollster Anschaulichkeit treten sie uns aus diesen jetzt 350 Jahre alten Beschreibungen entgegen: die baumlosen „Mesas“ oder Tafelländer, der langsam zwischen fruchtbaren Ufern südwärts fließende Rio Grande und die sonderbaren, nur vermittelst Leitern zugänglichen Adobebauten der sanften Pueblo Indianer.

Coronado's Zug hatte die Unterwerfung der Pueblo Indianer zur Folge, und nun begann auch bald die echt spanische Ausbeutung derselben zu jenen Frohndiensten in den Bergwerken des edelmetallreichen Landes, welche, schließlich zur grausamsten Sclaverei ausartend, selbst das sanfte Geschlecht dieser rothhäutigen Ackerbauer und Dorfbewohner zu verzweifelnden Wilden machte und zu einer ganzen Reihe von Erhebungen gegen die spanischen Unterdrücker antrieb. Die blutigste dieser Erhebungen hatte im Jahre 1680 statt und führte zur völligen Vertreibung sämmtlicher Weißen, doch gelang es denselben 20 Jahre später, das obere Rio Grande Gebiet wieder in ihren Besitz zu bekommen und auf's Neue ihren weltlichen und kirchlichen Regierungsapparat in der „Stadt des heiligen Glaubens“, in Santa Fé, zu etabliren und die alte Zwangsherrschaft zu befestigen.

Eines der interessantesten Dörfchen der Pueblo Indianer ist das 15 Meilen südwestlich von Albuquerque gelegene Isleta, woselbst ich einige Zeit verweilte. Den Abstecher dahin hatte ich nicht zu bereuen.

Da lag der Ort in dem vom Rio Grande durchschnittenen Thalgrunde. Allenthalben lugten in langer Linie die merkwürdigen Adobebauten aus dem herbstlich bunten Laubwerk, dahinter erhoben sich schöngeformte, blaue Gebirgszüge, einen malerischen Abschluß des an orientalische Scenerie erinnernden Gemäldes bildend.



Bei meinem Näherkommen eilten mir geschmeidige Mädchengestalten in buntfarbigen Costümen entgegen, um Trauben, Äpfel, Nüsse und Türkisen anzubieten. An einem Bache waren die Weiber beschäftigt, unter Lachen und Schäkern einige Wäschestücke zu säubern.

Und welche Bilder boten sich erst inmitten der Ortschaft! Von der Sonne scharf beleuchtet, hob sich der weiche graue Ton der Adobemauern bestimmt gegen den tiefblauen Himmel ab. An den Wänden der Häuser hingen Bündel blutrother Pfefferschoten, am Boden lagen goldgelbe Kürbisse von riesiger Größe. Dort an dem grellbeleuchteten Wall zäumte ein von Kopf bis zu Fuß blaß weinroth gekleideter Indianer seinen kohlschwarzen Gaul auf, während drüben eine Anzahl junger hübscher Mädchen, in farben- und ornamentreiche Novajodecken gehüllt, in glücklichem Geplauder beisammen saßen. Ein von breitstirnigem Ochsenpaar gezogener Erntewagen schwankte um die Ecke, und jauchzende Kinder tummelten sich in den fahlgelben Maisstauden.

Beiden Geschlechtern gemeinsam ist etwas zu eigen, was ich in gleicher Pracht bei keinem anderen Volke der Erde wiedergefunden habe, die herrlichsten Zähne und die schönsten Augen. Wie untadelhafte Perlenschnüre erglänzen die ersteren, tiefdunkel und schier unergründlich sind die letzteren. Und so sauber die Kleider, so sauber erschienen auch die Wohnungen. Alles hatte seinen richtigen Platz. Auf den Brettern standen in Reih und Glied die breitbauchigen, vielgestaltigen und originell bemalten Thongeschirre, in den Ecken lagen rothbäckige Äpfel aufgeschichtet, und an langen Stangen dörrten kleine, dunkle, süße Trauben.

Wie unbefangen, wie herzlich klang das Lachen der Mädchen und Weiber, wie bescheiden und würdevoll war das Benehmen der Männer!

Da leben sie in ihren sonderbaren Behausungen, in den kleinen, zumeist einstöckigen, mitunter aber auch zwei- und dreistöckigen Adobegebäuden, die mit kleinen Thür- und Fensteröffnungen versehen sind. Vom flachen Dache führt häufig eine Leiter auf die Plattform des Nebenhauses und allezeit sieht man hier bunte Gestalten Ausschau halten oder Beschäftigungen nachgehen. Die hinausragenden Regentraufen, die aus Lehm und alten Töpfen zusammenconstruirten Schornsteine, die einem Termitenhaufen ähnlichen Backöfen gaben dem Ganzen etwas ungemein Originelles und Komisches.



Eine Pueblo Indianerin.

Einige Mädchen und Frauen waren mit dem Zermahlen des Maismehles und dem Herstellen der seltsamen Brode beschäftigt. Die Mädchen knieten vor kleinen steinernen Mulden und zermalmten mit einer steinernen Keule den Mais, bis derselbe zu so feinem Mehle wurde, wie es nur ein Müller der Gegenwart herstellen kann. Dieses Mehl wurde mit Wasser zu einem dünnflüssigen Teig vermischt, welcher nun vermittelst der Hand oder eines Pinsels schnell über einen flachen glühend heißen Stein gestrichen ward. Da der Teig nur ganz dünn aufgetragen wird, so bäckt derselbe fast augenblicklich und bildet eine graue papierbogenstarke Masse, die viel Ähnlichkeit mit der äußeren Umhüllung eines Wespennestes hat. Diese einzelnen Lagen werden aufeinandergelegt, bis sie eine beträchtliche Höhe haben. Nach der Farbe des beim Enthülsen sorgfältig sortirten Maises haben nun die einzelnen Lagen abwechselnd eine graue, gelbliche oder

röthliche Färbung. Der Geschmack dieses sonderbaren Brodes ist angenehm, oblatenähnlich.

Besonders kunstfertig sind die Pueblo-Indianerinnen in der Herstellung von Webereien, und namentlich die größeren Decken haben mitunter eine ansprechende Ornamentirung und Farbengebung. Dieser Sinn für schöne Formen zeigt sich auch in der fleißig betriebenen Töpferkunst, in der manchmal treffliche, an altgriechische Muster erinnernde Gefäße zu Tage gefördert werden. Zumeist haben diese Produkte aber einen überaus bizzaren Anstrich, zumal man bei Vasen, Töpfen und Urnen vielfach menschliche und thierische Gestalten nachzuahmen sucht, als breitbeinig stehende oder hockende Kerle, welche, augenscheinlich laut auflachend, den einen wurstartigen Arm vorstrecken oder die Hand pathetisch auf's Herz legen. Die Thierfiguren stellen Eulen, Hirsche, Bären, Hühner, Schildkröten und dergl. dar und sind in ihrer kindlichen Auffassung mitunter zum Todtlachen. Ein obscöner Zug macht sich in diesen Bildnereiversuchen mitunter stark bemerkbar.

Die Bewohner von Isleta sind zumeist dem Christenthum gewonnen, dagegen hängen die Pueblo Indianer der weiter westlich gelegenen Dörfer, so namentlich die Zuñis, noch fest an ihrem alten Glauben, an ihren alten Überlieferungen. Noch heute besteigen die Priester an jedem Morgen kurz vor Sonnenaufgang die flachen Dächer der Häuser, entzünden das heilige Feuer und blicken, Gebete entsendend, gen Osten, von wo sie die Wiederkunft ihres Messias, des Montezuma, erwarten, der ihnen Freiheit und Selbständigkeit zurückbringen soll. Gesenkten Hauptes und traurigen Herzens aber kehren sie wieder in ihre Behausung zurück, nachdem das Tagesgestirn leuchtend aufgegangen, ohne die ersehnte Erlösung zu bringen.

Zweifellos ist dieser „Montezuma" ursprünglich der Culturgott der Pueblo Indianer gewesen und war in keiner Weise identisch mit dem unglücklichen Monarchen, dessen Reich durch Cortez zertrümmert wurde. Die Erinnerungen an diesen berühmten Herrscher, dessen Name bis zu den entferntesten Stämmen drang, aber sind nicht erloschen, sie verschmolzen vielmehr mit den Vorstellungen, welche diese Indianer sich von ihrem Gotte machten, zumal der mexikanische Herrscher ein Priesterkönig war und als solcher für heilig, als die Personification Gottes galt.

Diese Montezumasagen haben nun die mannigfachsten Ausschmückungen erlitten und sind in irgend einer Form bei zahlreichen nordamerikanischen Indianerstämmen zu finden. Wie nämlich fast alle Stämme an die Existenz von Göttern glauben, welche sie einst lehrten, Feuer zu machen, Mais zu bauen, Pfeile und

Bogen zu schnitzen, und die Friedenspfeife zu rauchen,*) so hoffen sie auch von diesen Göttern, daß sie dereinst die Erretter der rothen Rasse sein und die Freiheit derselben wieder herstellen werden.

Möglicherweise sind die heutigen Pueblo Indianer die Nachkommen jener „Cliff-dwellers" oder Felsenbewohner, welche lange vor der columbianischen Entdeckung Amerikas Arizona und Neu Mexiko bewohnten und jene überaus merkwürdigen Ruinenstädte und Felsenwohnungen schufen, die sich auf den dürren Hochebenen und in den schwer zugänglichen Cañons dieser Länder häufig finden.

Das Eigenartige jener längst untergegangenen Völker bestand in der Wahl ihrer Wohnstätten, die sie, gleich Schwalbennestern, an alle Felsenabhänge anklebten. In den wilderen, rauher geformten Cañons hängen die Häuser gleich Wespennestern hoch oben an den Felswänden über dem schwindelerregenden Abgrunde. So finden sich namentlich in den Höhlen und Klüften, unter den überhängenden Klippen des Rio Mancos, des La Platte, des San Juan, des Las Animas, de Chelle und de Chaco zahlreiche und malerische Ruinen. Manche derselben sind leicht erreichbar, bei anderen hingegen ist der Zugang über herabgestürzte Steinblöcke, zwischen Felsenrissen oder mittelst in den Felsen eingehauener Höhlungen für Hände und Füße sehr schwierig, namentlich, wenn die künstlichen Stufen stark verwittert sind. Völlig unzugänglich ist eine andere Art von Felsenwohnungen, die nur erreicht werden könnten, wenn man sich an langen Seilen vom Rande des Cañons bis zu den Höhlenwohnungen herabließe. Im Thal des Rio Mancos befinden sich auf einem Felsensimse, 800 Fuß über der Thalsohle, einzelne Häuser, die dem unbewaffneten Auge von unten aus als kleine Punkte erscheinen. Dieselben zu erreichen, ist unmöglich, kein Fußsteig führt die lothrechten Wände hinan, ebensowenig wäre ein Zugang von oben her zu erzwingen, da die Wohnstätten unter weit überhängenden Felsen verborgen liegen. Alle diese Häuser sind zumeist aus an der Sonne getrockneten Lehmziegeln erbaut und bestehen aus einem Erdgeschoß und einem, mitunter auch aus zwei Stockwerken. Die Außenmauern sowie die Scheidewände sind sehr dünn, zeugen aber von großer Geschicklichkeit. Wo Decken nothwendig waren, bestanden dieselben aus zugehauenem Cedernholz. Vielfach waren die Wände mit einem Cement beworfen, der eine dem Gypse ähnliche Appretur besaß. Daß diese Masse mit der flachen Hand über die Wände gestrichen wurde, zeigt der Umstand, daß man auf der Oberfläche sehr häufig Abdrücke der Handformen wahrnehmen kann; ja an einer Stelle sind uns

*) Die unter den Ojibeways verbreitete und von Longfellow dichterisch verwerthete Hiawathasage enthält zahlreiche Anklänge an die Montezumasage.

auf diese Weise die zarten Finger einer Frauenhand in sehr guten Abdrücken erhalten worden. Hinter manchen dieser Luftwohnungen fand man kleine Viehstallungen, und ist es unbegreiflich, wie man Thiere in diese unwegsamen Höhen bringen und hier erhalten konnte. Häufig finden sich innerhalb dieser Ansiedlungen oder in unmittelbarster Nähe derselben Thürme, die zweifellos als Wachtthürme und Zufluchtsorte dienten. Dieselben erreichen manchmal einen Durchmesser von 60 Fuß und schließen eine Anzahl Zellen, sowie einen halb unterirdischen Raum ein. Sie besitzen nur eine einzige Öffnung von 20—30 Zoll Weite, so daß man zu diesem Eingange nur kriechend durch einen 30 Fuß langen, niedrigen Gang gelangen kann.



Felsenwohnungen im Cañon des Rio Mancos.

Die großartigsten Überreste dieser altindianischen Baukunst finden sich in Neu Mexiko, wo es Gebäude giebt, die an Umfang alle gegenwärtigen Bauten Nordamerikas mit alleiniger Ausnahme des Capitols zu Washington hinter sich lassen. Eine dieser Ruinen, das Pueblo Chetho Kettle, welches 440 Fuß lang und 250 Fuß breit ist, weist vier Stockwerke auf. Das ganze Mauerwerk, bestehend aus 315,000 Cubikfuß Masse, enthält etwa 30 Millionen Stück Bausteine, welche behauen und gelegt werden mußten. In Anbetracht dieser riesigen Arbeit und der Zeitdauer, welche zu diesen Bauten verwendet wurde, können dieselben mit irgend einem hervorragenden Bauwerke der alten Welt gar nicht verglichen werden. Eine andere, am Rio Chacos gelegene Ruine, Pueblo Bonita, hatte einen Umfang von 1300 Fuß und umschloß 641 Räume, welche, nach einer Schätzung, 3000 Indianern Wohnung geben konnten. Eine vierte, Pueblo de Penaska Blanca, hat gar 1700 Fuß im Umfange. In all' diesen Ruinen fanden sich Unmassen von zerschlagenen, thönernen Gefäßen, ferner Schleifsteine, Hämmer, Äxte, steinerne Pfeil-

spitzen, sowie Mörser zum Zermalmen des Getreides. Auch Darstellungen von Menschen und Thieren wurden entdeckt.

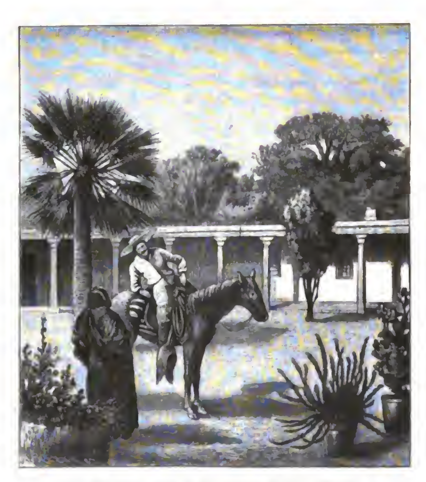
Wer waren nun die Erbauer dieser räthselhaften Städte, und was veranlaßte diese Menschen, ihre Wohnsitze in und auf fast unersteiglichen Felsen zu errichten?

Darüber eine befriedigende Antwort zu ertheilen, ist der Wissenschaft noch nicht gelungen. Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß die Felsenbewohner die Vorfahren der jetzt noch in Neu Mexiko und Arizona hausenden Pueblo Indianer gewesen sein mögen. Ganz unzweifelhaft ist ferner, daß sich dieselben vor dem Andringen übermächtiger und grausamer Völkerstämme auf die unzugänglichen Höhen flüchteten; hat man doch in der Nähe eines dieser verlassenen Orte tausende von Pfeilspitzen aus Feuerstein in der Bergwand steckend gefunden, — alle gegen die Stadt gerichtet — ein Beweis, daß irgend ein gewaltthätiger Eindringling einen Angriff auf dieselbe unternommen hat. Um welche Zeit diese kriegerischen Ereignisse stattgehabt haben mögen, darüber herrscht völlige Dunkelheit; die Traditionen der heutigen städtebauenden Indianer reichen nicht so weit zurück. Daß dies aber schon lange vor der Columbianischen Entdeckung Amerikas geschehen, geht aus den Aufzeichnungen der spanischen Conquistadore und Mönche hervor. Schon diesen ward von den Eingeborenen versichert, daß die „Casa Grandes“ viele hundert Jahre alt seien. Über die Erbauer wußten sie keinerlei Auskunft zu geben.

Und so sind diese überaus merkwürdigen Ruinenstädte noch heute ein ungelöstes Räthsel, gleichwie die räthselhaften, in den Thälern des Mississippi und seiner zahlreichen Nebenflüsse vorkommenden gewaltigen „Mounds“, über deren Alter und Erbauer die Forscher unserer Zeit schon manche Vermuthung aufgestellt haben, ohne aber bis jetzt zu endgültigen und befriedigenden Schlüssen gekommen zu sein. —

Ungern schied ich von den Bewohnern Isletas, diesem echten Phäakenvölkchen. In Albuquerque bestieg ich wieder die Bahn, um die ähnlich gebaute, nur etwas vornehmere Adobestadt Santa Fé zu besuchen. Die Fahrt ging durch das malerische Thal des Rio Grande del Norte, des Niles von Neu Mexiko, der mit seinem schlammführenden Hochwasser alljährlich den Boden immer auf's Neue befruchtet und also eine Vegetationspracht erzeugt, die einen krassen Gegensatz zu den das Thal begrenzenden dürren Organ Gebirgen bildet. Im Thalgrunde wie von einigen der treppenartig übereinander aufsteigenden Mesas oder Tafelbergen leuchteten einige der malerischen Pueblodörfer, mitunter auch stand inmitten cultivirter Felder eine mexikanische Rancheria, die Hazienda eines echten Sohnes Castiliens, dessen Vorfahren vielleicht Gefolgsgenossen des Cortez oder Coronado waren.

Bei der Station Lamy führte eine 18 Meilen lange Zweigbahn zu der 7000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen „Stadt des heiligen Glaubens“ empor, nach der „Villa Real de Santa Fé“, der ältesten Stadt der Vereinigten Staaten und der „Capitale“ von Neu Mexiko. Hier war bereits ein volkreicher Ort, als Columbus die Neue Welt entdeckte, und wo heute der langgestreckte „Palacio del Gobernador“ sich erhebt, war vor undenklichen Zeiten der Regierungssitz eines



Im Hofraume einer Rancheria in Neu-Mexiko.

aztekischen Kaziken. Man nimmt an, daß die indianische Pueblostadt, welche sich hier erhob, mit der von Coronado entdeckten Stadt „Cicuye“ identisch ist, woselbst nach der unter den Pueblo Indianern allgemein verbreiteten Sage der große Montezuma geboren sei.*)

Kaum eine Stadt der Union hat eine so wildbewegte, blutige Vergangenheit wie Santa Fé, kaum eine ist der Schauplatz so schrecklicher Kriegsstürme, Verbrechen und entsetzlicher Geheimnisse gewesen, wie die „Stadt des heiligen

*) Einige Andere wollen wissen, daß die Ruinen des zerstörten, östlich von Santa Fé gelegenen Pueblo's Pecos das ehemalige Cicuye seien.

Glaubens". Namentlich innerhalb der mächtigen Adobemauern des „Palacio" spielten sich tragische und bedeutsame Ereignisse ab, denn hier schalteten und walteten hintereinander indianische Kaziken, spanische Eroberer, texanische Eindringlinge, mexikanische und amerikanische Gouverneure. Wie überall, wohin der golddurstige und eroberungssüchtige Spanier den Fuß setzte, legten die fremden Eindringlinge auch hier den Eingeborenen ein eisernes Joch auf, suchten ihnen durch die grausamsten Foltern Geständnisse über das Versteck erträumter unermeßlicher Schätze der Montezumas zu erpressen und trieben sie mit Peitschenhieben vor das errichtete Kreuz oder in die durch Frohnarbeit erbaute Adobekirche, wo die blutbesudelten Hände der Eroberer der gnädigen Mutter Gottes Dankopfer darbrachten. Erst seitdem Neu Mexiko durch den Vertrag von Guadelupe im Jahre 1848 an die Vereinigten Staaten fiel, ist Ruhe eingetreten und Neu Mexiko der Kultur und Civilisation wiedergegeben worden.

In einer eintönigen, 7000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Steppe liegen reizlos, wie in der Sonne zum Trocknen ausgebreitete Lehmziegel, die elenden grauen Adobegebäude von Santa Fé, von einigen Kirchthürmen überragt. Der öffentliche Platz befindet sich in dem Mittelpunkte der Stadt, an ihm liegen das Gouvernementsgebäude und der erzbischöfliche Palast. Die meisten Häuser haben einen überdachten, nach vorne offenen Vorsprung, eine Veranda, wodurch die Straße bis auf 25 Fuß verengert wird. Von Baumanlagen oder Gärten findet sich keine Spur, nur die mit einem Denkmal zum Andenken an die in der Schlacht zu Valverde gefallenen Bundessoldaten geschmückte Plaza ist mit Blumenbeeten versehen und mit Bäumen bepflanzt.

Daß es in der „Stadt des heiligen Glaubens" nicht an kirchlichen Bauten fehlt, ist selbstverständlich; geschichtlich am merkwürdigsten ist das auf Seite 276 abgebildete, allmählich verfallende Adobekirchlein San Miguel, dessen Erbauung um das Jahr 1640 stattgefunden hat. Während des Aufstandes der Indianer im Jahre 1680 wurde die Kirche zerstört, und erst 1710 in ihrer jetzigen Gestalt wieder auf's Neue aus Lehm, Kies und Wasser zusammengeknetet. Über diesen Neubau berichtet eine gleichzeitige Inschrift, welche einen von Weihrauch und Alter geschwärzten Querbalken entlang läuft, der die Holzdecke der Kirche trägt. In dieser Inschrift nennt sich der Wiederhersteller der Kirche, der Marquis de la Pañuela, einer jener spanischen Gouverneure, die, dem Namen nach nur Vicekönige, in Wirklichkeit aber nahezu völlig unabhängige Herrscher waren und eine tyrannische Willkürherrschaft über das ganze Land ausübten.

Der Innenraum des Kirchleins, welches ich in Begleitung eines der das nebenan gelegene Christian Brothers College bewohnenden Jesuiten betrat, machte

einen unglaublich finsteren Eindruck, jener entsetzlichen Zeit entsprechend, die das freie Denken auf Blutgerüst und Scheiterhaufen gewaltsam zu ersticken suchte.

Ein ähnlicher Adobebau ist die Kathedrale, über welcher gerade ein steinerner Neubau errichtet wurde, der die alte Kathedrale wie ein Gehäuse umschloß. Eine dritte kirchliche Merkwürdigkeit ist die Kapelle „Unserer lieben Frau von Guadelupe“, deren Andenken alljährlich mit großem Pompe gefeiert wird.

Zwischen diese uralten mexikanischen Lehmgebäude schieben sich nun von Jahr zu Jahr immer mehr Backsteinwohnungen der „los Americanos“, und zweifelsohne wird gar bald die thätig schaffende angelsächsische Rasse der Stadt Santa Fé ein anderes, ein amerikanisches Gepräge verliehen haben.

Unter den Handelsfirmen der Stadt befinden sich auch einige deutsche; so unterhalten die Gebrüder Spiegelberg, die Häuser Z. Staab, Ilfeld & Co. reiche Waarenlager, während bei Lucas & Co. wahre Prachtstücke jener herrlichen Gold- und Silberfiligranarbeiten zu finden sind, die vornehmlich in Santa Fé, Las Vegas und Chihuahua angefertigt und von den Besuchern der Stadt viel gekauft werden. Auch die hier in Massen aufgestapelten, originell geformten und grellbemalten Thongefäße der Pueblo Indianer, welche vielfach Thier-, Menschen- und Göttergestalten nachbilden, finden viele Abnehmer.

Von jeher war Santa Fé die „Capitale“ des südwestlichen Nordamerika und der Hauptstapelplatz des Handels mit dem alten Mexiko, Arizona, Texas und Californien.

Von den Ufern des Missouri her führte jener wunderbare, über 800 Meilen lange „Santa Fé Trail“, eine von blutiger Romantik umwobene Handelsstraße, die gar oft der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen Händlern und Grenzstrolchen, zwischen Ansiedlern, Wegelagerern und Indianern war. Hunderte von „Prairie-schooners“, hochbeladenen Frachtwagen, bildeten eine Karawane, deren Eintreffen nach monatelanger Wanderfahrt ein Ereigniß für die Bewohnerschaft von Santa Fé bedeutete.

Lauter Jubel brach aus, Kanonenschüsse wurden gelöst und Volksmassen strömten den Ankömmlingen entgegen. Gregg beschreibt in seinem Werke „The Commerce of the Prairies“ diese Scenen wie folgt:

„Das Schauspiel war wirklich des Pinsels eines Malers würdig. Selbst die Pferde schienen die Jubelstimmung ihrer Reiter zu theilen und wurden lustiger und wilder. Ich zweifle, ob die Kreuzfahrer beim ersten Anblicke der Mauern der heiligen Stadt in lauteres, rasenderes Jauchzen ausbrachen. Und welche Erregung befiel die Eingeborenen! „Los Americanos! Los carros! La entrada de la caravana!“ Diese Rufe hörte man aus allen Richtungen. Frauen und Kinder drängten

sich massenweise um die Ankömmlinge, und verschmitzte Vagabunden betrachteten mit lüsternen Augen die vollgepackten Wagen und erspähten eine Gelegenheit zum Raube. Die Wagenleute selbst hatten ihre Sonntagskleider angelegt und auf ihr Äußeres besondere Sorgfalt verwandt, wußten sie doch, daß sie ein Kreuzfeuer schöner, schwarzer Gluthaugen passiren mußten.

Und nun wurden die Kattune und Baumwollenfabrikate, die halbsammetnen und seidenen Gewänder, die Stahl- und Eisenwaaren verhandelt, und manches heutige Millionenvermögen dankt den glänzenden Profiten aus jenem Handel seinen Ursprung. Dieser Verkehr litt allerdings zu Zeiten unter dem launenhaften und despotischen Vorgehen der spanischen oder mexikanischen Behörden, welche diese Handelsgelegenheit den verhaßten Yankees mißgönnten, ja wurde zeitweilig sogar verboten. Doch die unerschrockenen „Gringos“ kehrten allen Drohungen zum Trotz immer wieder reichbeladen zurück, um stets wieder gute Aufnahme und reißende Abnahme für ihre Waaren zu finden, deren strotzende Pracht und grelle Farbenbuntheit die Augen und Herzen der dunkelheutigen Señoras bestach — und das »que femme veut, Dieu veut« kam auch im alten Santa Fé zur Geltung.“

Bis vor wenig Jahren bestand der „Santa Fé Trail“, bis zum Jahre 1880, wo die erste Lokomotive in die alte Bergstadt einfuhr, die bisherigen Verkehrsmittel ablöste und dem Handel neue Bahnen öffnete. —

Von Santa Fé kehrte ich nach Lamy zurück, um von da nordwärts zu fahren.

Unter den in unserem Zuge Mitreisenden befand sich eine ganze Gesellschaft von unfreiwilligen Passagieren: einige an Händen und Füßen gefesselte Soldaten, die von den Militärstationen der Umgegend desertirt, aber wieder eingefangen worden waren, und ein Transport schwerer Verbrecher: Diebe, Mörder und Fälscher, welche als Berloques 50 Pfund schwere Eisenkugeln an den Füßen mit sich schleppten. Der ganze Transport ging unter der Bedeckung von einem Dutzend bewaffneter Soldaten nach dem Zuchthause von Leavenworth in Kansas. Die unheimliche Gesellschaft, worunter sich wahre Galgenphysiognomien befanden, theilte mit den Passagieren denselben Raum und bewegte sich ungenirt inmitten derselben.

Und nun kam die Adobestadt von Alt-Las Vegas in Sicht, ein verstaubtes Lehmgewinkel, welches, wenig Malerisches bietend, ohne Zweifel noch den früheren Schlaf der Vergessenheit träumen würde, hätte nicht die Gründung der hart an der Eisenbahn gelegenen Ansiedlung von Neu-Las Vegas den Ort gewaltsam aus seiner Versumpftheit herausgerüttelt. Eine Zweigbahn führt von hier nach dem wie ein modernes Civilisationsmärchen im Saratogastil in die Schlucht des Gallinas-Flüßchens gebetteten Bade Las Vegas Hot Springs, woselbst in einer Höhe von 6400 Fuß über dem Meeresspiegel eine ganze Anzahl von heißen Schwefelquellen,

Aguas calientes, liegen, in denen bereits zu Cortez Zeiten die Eingeborenen von Neu Mexiko ihren Rheumatismus los zu werden suchten.

Damals befand sich an diesen Thermen Alles im reinsten Naturzustande, heute dagegen hat sich der speculative amerikanische Unternehmungsgeist der Heilquellen bemächtigt und dieselben zu einem Badeplatze umgewandelt, der in seiner Eleganz und Großartigkeit kühn den Vergleich mit manchem weltberühmt gewordenen Kurorte Europas aushält. Die heißen Quellen sind schön gefaßt, die Badeeinrichtungen vorzüglich, das zur Zeit meines Besuches mit dem Namen „Montezuma" belegte Kurhaus war eines der schönsten und besteingerichteten Hotels westlich vom Mississippi, wurde aber, als es kurz nachher durch Feuer gänzlich zerstört wurde, darauf aber wieder in verschönerter Gestalt aus den Aschenhaufen erstand, mit dem Namen „Phönix Hotel" getauft.

Ich verweilte in dem „Montezumahotel" mehrere Tage, stieg das schöne Cañon des Gallinas hinan bis zu dem 10,000 Fuß hohen Monte Ermitano, auch El Solitorio genannt, und vertiefte mich in das geschäftliche Leben der mit Gas- und Wasserwerken, Hotels, Kirchen, Schulen, Zeitungen und Taschendieben bereits vollständig versehenen Stadt Neu-Las Vegas. Als Gesellschafter auf diesen Ausflügen diente mir zuweilen ein ruheloser Amerikaner, der hierher gekommen war, um die Heilkraft der Quellen von Las Vegas an seinem von Rheumatismus geschüttelten Körper zu erproben.

Ohne sich an die Einhaltung einer bestimmten Kurzeit und einer bestimmten Diät zu halten, stürzte er, wenn es ihm beliebte, kolossale Quantitäten des heißen Mineralwassers hinunter, um vielleicht gleich darauf sich zur Haupt-Tagesmahlzeit niederzusetzen und während derselben nicht nur gleiche Quantitäten Eiswassers, sondern auch ansehnliche Mengen von Mixed Pickles, saure Gurken und Ketchup zu verschlingen. Schon mehrere Wochen in Las Vegas verweilend, wunderte sich dieser echte Yankee, daß er nicht gesund werde und sprach, sobald die Rede auf die Bäder kam, von Humbug und Schwindel.

Ich ließ den hoffnungsvollen Patienten allein mit seinem Rheumatismus, und dampfte weiter dem Norden zu, nach Colorado!



Im Herzen der Felsengebirge.



Groteske Steinbildungen im Monument Park.

In zahllosen Windungen und Kurven führte die Bahn die östlichen Ausläufer der Felsengebirge, die Raton Mountains hinan, um in einer Höhe von 6688 Fuß über dem Meeresspiegel in den über 2000 Fuß langen Tunnel des Raton Passes und damit zugleich in Colorado, den „Centennialstaat", einzutreten.

Dieser stolze Beinamen wurde Colorado verliehen, als am 1. August des Jahres 1876 der nordamerikanische Staatenbund die Feier seines hundertjährigen Bestehens beging, und dabei beschlossen wurde, zum Andenken an diesen hundertsten Geburtstag eines der Territorien zum Staate zu erheben. Die Wahl, welche getroffen wurde, hätte keine glücklichere sein können, denn der Stern des neuen Staates erstrahlt heute in einem Lichte, dessen Glanz den manches älteren Gliedes der Union verdunkelt. Und in der That, die allgütige Mutter Natur hat mit

verschwenderischer Hand ihre schönsten Gaben über diesen Staat ausgestreut, Colorado ist reich an edlen Metallen, reich an Wäldern, reich an Wasser, reich an Heerden und reich an den herrlichsten Scenerien, die das Land für alle Zeiten zum Zielpunkte wanderfroher Pilgerschaaren machen werden.

Ist doch Colorado der Staat, wo die Felsengebirge ihre schönsten Scenerien entfalten, wo wie leuchtende Marksteine die höchsten Gipfel derselben sich erheben.

Da ragten zur Linken die schönen Pyramiden der zerklüfteten Spanish Peaks, die höchsten mit ewigem Schnee bedeckten Kuppen der Sangre de Cristo Range, dieses großartigen Ausläufers der Felsengebirge. Der östliche der beiden Gipfel, die den spanischen Eroberern als Landmarke dienten, erreicht eine Höhe von 12,720 Fuß, der westliche eine Höhe von 13,620 Fuß.

Und je weiter wir in dieser „amerikanischen Schweiz" nordwärts gelangten, desto massiger, grandioser ballten sich die Gebirgszüge zusammen, desto höher erhoben sich ihre zackigen Rücken. Da ragte in stolzer Majestät der 14,336 Fuß hohe Pikes Peak in die Lüfte und weiter nordwärts der Long's Peak mit seinem fast gleich hohen Gipfel.

Mächtige Wolken, Überbleibsel von Gewitterstürmen, schmiegten sich an die Brust dieser Bergriesen, von deren Spitzen lange Schneefelder wie flüssiges Silber in die tiefen Klüfte und Schluchten hinabflossen.

Beinahe senkrecht stiegen die Massen aus der Erde heraus, aus der grünen, wallenden Prairie, auf Hunderte von Meilen den westlichen Horizont verschließend. Und in welcher Klarheit lagen die Gebirge vor uns! Da erhob sich im Nordwesten ein gewaltiger Gipfel, augenscheinlich kaum zwei Stunden Weges entfernt. Und doch versichert man uns, daß die Entfernung bis zum Fuße dieses Berges achtzig Meilen betrage. Es ist die außerordentliche Reinheit der Luft, welche die fernsten Gegenstände in fast handgreiflicher Deutlichkeit erscheinen läßt und fast beständig den Reisenden in der Abschätzung der Distancen irre leitet.

Man erzählt sich in Denver von einem jungen Engländer, der früh Morgens aufbrach, um einen Spaziergang nach dem augenscheinlich ganz nahe gelegenen Long's Peak zu unternehmen. Gegen Nachmittag gedachte er von seinem Ausfluge zurück zu sein. Ein Bewohner der Stadt, der seinen Scherz mit dem Fremdling haben wollte, begleitete ihn, und Beide marschierten tapfer auf den in vollster Klarheit vor ihnen liegenden Berggiganten los. Stunden auf Stunden vergingen, ohne daß sie demselben wesentlich näher gekommen, und als der Engländer endlich ungeduldig seinen Begleiter fragte, wie weit er noch bis zum Fuße des Berges habe und die Entfernung auf — siebzig englische Meilen angegeben wurde, drehte er schleunigst um, sein Vorhaben auf eine spätere Gelegenheit verschiebend.

Auf dem Rückwege nach Denver kam der Fremdling mit seinem immer noch lachenden Begleiter an einen Graben, der zum Bewässern der Felder angelegt war. Zur Verwunderung seines Gefährten begann der Sohn Albions sich hier zu entkleiden, und über den Zweck dieses Thuns befragt, entgegnete er: „Nun, man sagt mir, daß es bis zu dem Berge dort siebzig Meilen weit sei, daraus schließe ich nun, daß dieses Wasser, welches mir ein Graben zu sein scheint, in Wirklichkeit ein Fluß von siebzig Schritt Breite ist.“ —

Ich machte zunächst in Colorado Springs, einem östlich der Bergkette gelegenen freundlichen Städtchen, Halt, um von hier aus in die wilden Gebirgslandschaften einzudringen.

Im Angesichte des Städtchens, in jede Straße desselben hineinlugend, lag der mächtige Pikes Peak, noch manche Meile von dem Orte entfernt, seinen breiten, schneeüberlagerten Rücken aber in einer Deutlichkeit darbietend, daß man alle Schründe, alle Spalten desselben in vollster Schärfe beobachten konnte.

Eine schmalspurige Eisenbahn brachte mich in aller Frühe des nächsten Morgens nach Manitou, dem Spaa des Centennialstaates, denn hier sprudeln eine ganze Anzahl von heilkräftigen Mineralquellen hervor, die den Grund zu dem Aufblühen des inmitten romantischster Gebirgslandschaft gelegenen Ortes gelegt haben. Hübsche Villen und geräumige Hotels lagen zu beiden Seiten des den Ort durcheilenden eisigen Wildbaches, den ich überschritt, um den Weg nach dem mehrere Meilen entfernt gelegenen Garden of the Gods, dem „Garten der Götter“, einzuschlagen. Bald führte der Weg durch schöne Wiesengründe, bald durch Nadelwälder, bald durch schluchtartige Gänge, immer aber traten mir schon jene absonderlichen Sandsteingebilde entgegen, bei deren Anblick man, wie ein anderer Besucher dieser Gegend mit Recht versichert, die Empfindung nicht los wird, daß die Natur eigentlich doch nicht dazu da sei, gerade solche Späße zu machen. Und als ich endlich den Götterhain betreten hatte, da sah ich mich ringsum von einem Gewirr von riesigen, steinernen Pilzen umgeben, von gewaltigen, hochragenden Sandsteinklippen, die alle in den absonderlichsten Farben prangten. Als hätten sich hier die seltsamsten Felsgebilde der Welt zu einem riesigen Karneval zusammengefunden, so ragen überall die grotesken Formationen, da ein paar mächtige Thürme, von denen der eine „Montezuma's Cathedrale“, der andere der „Thurm von Babel“ getauft wurde. Allenthalben stehen Obelisken und Gebilde, die an den berühmten Thurm von Pisa erinnern oder auf ihrem Haupte eine mächtige, überall weit vorspringende Steinplatte balanciren. Wer Muße hat, mag aus den Profilen der zernagten Felsen Hunderte von Figuren herausklügeln: Portraits, Thiergestalten, burleske Scenen und dergleichen mehr.

Blick auf den Pikes Peak vom Garten der Götter aus.

Wer dagegen ein großartiges Bild zu sehen wünscht, der darf sich nur zu dem Punkte begeben, wo zwei scharfgeschnittene, zwischen drei- bis vierhundert Fuß hohe Klippen plötzlich aus der Erde schießen und wie zwei gewaltige Coulissen einander gegenübertreten. Genau in der Mitte des diese beiden hochrothen Wände trennenden Zwischenraumes ragt ein dritter, etwa fünfzig Fuß hoher Block aus dem Boden empor, der Pförtner dieses weiten Thorweges. Das ist der berühmte, durch zahlreiche Abbildungen bekannte „Thorweg zum Garten der Götter“. Durch denselben fliegt der Blick zu den Vorbergen der Rocky Mountains und hinauf zu dem Pikes Peak, der in majestätischer Größe auf diese absonderliche Welt herniederschaut.

Und in welchen Farben prangt die Landschaft!

Ziegelrothe Felswände, daneben weiße, crêmefarbige, graue und braune Steinpfeiler auf einem herbstlich gelben Rasenteppich. Dunkelgrüne Kiefern, goldgelbe Ahorn- und blutrothe Sumachbüsche neigen sich da und dort über das Gestein; in der Ferne leuchten die röthlichen, mit mächtigen Schneefeldern bedeckten Berge, und über all dieser Farbenfreudigkeit spannt sich der unermeßliche kornblumenblaue Himmel!

Nachdem ich in dieser großartigen Einsamkeit einige Studien gemalt hatte, denen späterhin in Europa vielfach der Vorwurf der Übertreibung gemacht wurde, obwohl sie das Farbendelirium der Wirklichkeit bei Weitem nicht erreichen, durchwanderte ich auch den an phantastischen Gebilden fast noch reicheren Monument Park, sowie das Williams Cañon mit seinen bisweilen korallenrothen Felswänden. In ersterem erheben sich unzählige von 6—50 Fuß hohen Säulen, Urnen, Pilzen, Obelisken und schlanken, meist nach allen Seiten freistehenden Pfeilern, die zumeist von einer breiteren Basis nach aufwärts spitz zulaufen und oben mit einer allseitig hervorstehenden härteren Steinplatte bedeckt sind. Die Masse, aus der die Pfeiler gebildet sind, besteht aus einem Conglomerat von Fragmenten der verschiedensten Gesteinsarten, wie Quarz, Gneis, Hornblende, Feldspath, Feuer-, Eisen- und Sandstein, die alle durch eine aus Thon, Clay und Gyps bestehende crêmefarbige Masse zusammengekittet wurden. Die dunkler gefärbten Steinplatten bestehen aus rothem, braunem oder grauem Sandstein.

Das Dasein dieser Erdpfeiler, die sich in ähnlicher Gestalt übrigens auch an einigen Punkten Europas finden, so z. B. am Ritten bei Bozen, läßt auf das ursprüngliche Vorhandensein von Gletschermoränen während der Eiszeit schließen, welche aus einem Gemisch der verschiedensten Steinarten bestanden, die durch schlammige Massen zusammengehalten wurden. In dieses Material gruben später einige Bäche schmale, tiefe Kanäle ein, welche von dem von obenher kommenden

Regenwasser erweitert wurden. Einzelne größere und härtere Blöcke, die auf der Oberfläche der Moräne lagen oder im Laufe der Denudation allmählich aus der umhüllenden Masse heraustraten, bildeten nun für die ihnen unmittelbar zur Unterlage dienenden Theile der Moräne ein schützendes Dach, während die ganze Umgebung im Laufe der Zeiten hinweggewaschen wurde.

Es hält nicht schwer, aus diesen thurmhohen Säulen mit den darüber lagernden barettartigen Steinplatten die absonderlichsten Gestaltungen herauszuklügeln, so hat man einer größeren zusammenstehenden Gruppe den Namen „die holländische Hochzeit" beigelegt. Bei einiger Anstrengung der Phantasie und bei einigem guten Willen mag man denn auch hier einige versteinerte Jesuiten und Mönche mit breitkrämpigen Hüten, den Hohenpriester im langen Talar an der Spitze, erkennen, die von einem Dutzend Männern und Weibern umstanden sind. Ein anderes dieser Gebilde hat genau die Form eines Schmiede-Amboß; ferner ist eine Stelle vorhanden, wo monumentartige Formationen so massenhaft stehen, daß man sich auf einem Friedhofe zu befinden vermeint. Hiernach hat der Monument Park auch seinen Namen erhalten; nach der namentlich im „Garten der Götter" an glühendes Eisen erinnernden hochrothen Färbung des Gesteins aber wurde der ganze Staat Colorado „der Hochrothe" getauft.

Diese rothe Färbung ist namentlich auch dem Williams Cañon zu eigen, einer an landschaftlichen Reizen fast überreichen 15 englische Meilen langen Schlucht, die zum Theil so enge ist, daß man von einem Wagen aus nach beiden Seiten hin die Felswände berühren kann. Dieses Cañon, welches ich am folgenden Tage besuchte, ist in solchen Zickzacklinien in die Felsen eingeschnitten, daß man sich beständig in einer Sackgasse zu befinden meint. Die fast 6—800 Fuß hohen lothrechten Wände prangen in den merkwürdigsten bleigrauen, indischgelben, gelbbraunen, saturn- und korallenrothen Farbentönen und lösen sich nach oben in ein malerisches Gewirr von Bastionen, Thürmen, Minarets und Façaden auf, die seltsam phantastisch gegen den blauen Himmel abstehen. Überall eröffnen sich gewaltige Risse und Löcher, die wie Schlupfwinkel für räuberisches Gesindel und Gethier aussehen, am Ende des Cañons ist eine interessante Höhle gelegen, deren labyrinthartig verzweigten Gänge und Säle allerhand Tropfsteingebilde zeigen.

Am Eingang dieser Höhle traf ich mit einem jungen Engländer zusammen, der sich geologischer Forschungen halber in Colorado aufhielt. Nach mehrstündigem Verweilen in dem Cañon traten wir gemeinschaftlich den Rückweg nach Manitou an.

Gleich am Ausgange des Cañons bemerkte mein Gefährte ein hübsches kleines Thierchen in der Größe einer Hauskatze, das sich in dem Gestrüpp zu schaffen machte und uns mit freundlichen Augen anblickte. Lange schneeweiße und tief-

schwarze Haare bedeckten den Körper und den ungewöhnlich langen und buschigen Schwanz.

Im Hirn des Engländers reifte sofort der Plan, das muntere Thierchen einzufangen und mit nach Hause zu nehmen, und er setzte schleunigst seine langen Beine in Bewegung, um das langsam davontrabende Geschöpfchen einzuholen. Schon glaubte er sich seiner Beute gewiß, als das Thierchen seine buschige Standarte plötzlich einzog, wieder emporschnellte und den Verfolger mit einer wahrhaft pestilenzialischen Flüssigkeit überspritzte. Ein Dunst zum Ersticken verbreitete sich sofort — schrecklich, schauderhaft —, und ohne daß Jemand uns den Namen des Thierchens genannt hätte, wußten wir Beide sogleich, daß wir mit einem Stinkthier zusammengerathen waren.

Der Engländer dachte nicht weiter an das Einfangen des freundlichen Thieres, sondern ergriff nur noch einen Stein, um denselben mit grimmigem Fluche dem unseligen Vieh nachzuschleudern, das sich aber bereits außerhalb Wurfweite begeben hatte und, von einem Felsblocke herniederschauend, neugierig den Erfolg seiner Vertheidigung beobachtete. Augenscheinlich voll und ganz mit derselben zufrieden, reckte es nochmals drohend seinen buschigen Schweif und war dann mit einem Satze im Gestrüppe verschwunden, den Angreifer fluchend und tobend zurücklassend.

Wie willkommen mir die Gesellschaft des Sohnes Albions vor dem Attentate gewesen war, ebenso schnell suchte ich mich jetzt von demselben auf gute Manier loszumachen, denn der fürchterliche Gestank seiner von oben bis unten benetzten Kleider war nicht zu beschreiben.

Helfen konnte ich nicht, und so schlug ich mich nach kurzem Gruße seitwärts in's Gebüsche, den festen Vorsatz fassend, nie mit einem Stinkthier anzubinden, auch wenn dasselbe noch so freundlich mit seinen Augen blinzle.

Seines absonderlichen Vertheidigungsmittels halber ist die Stinkkatze von Menschen und Thieren gleich gefürchtet, und während es für erstere keine Möglichkeit giebt, den entsetzlichen Geruch aus den mit dem Safte des Thieres besudelten Kleidern zu entfernen, und ihnen sonach nichts Anderes übrig bleibt, als dieselben sofort zu beseitigen, so gehen auch alle Thiere der Stinkkatze scheu aus dem Wege.

Ludloff schreibt, daß Hunde, welche von einem Stinkthier bespritzt wurden, sich wochenlang förmlich lebensüberdrüssig zeigten, und daß ein derartiges Rencontre das denkbar Schlimmste ist, was Hunden zustoßen kann. Denn nur die Zeit, lange Monate, der Haarwechsel, befreien sie wieder von dem Ungemach.

Wie penetrant der Geruch der Absonderung der Stinkthiere ist, hatte ich mehrfach Gelegenheit auf amerikanischen Eisenbahnen zu beobachten, woselbst der

Geruch einer in der Nähe des Schienenweges sich aufhaltenden Stinkkatze sofort sämmtliche Wagen des vorübersausenden Eisenbahnzuges durchdrang. Hat sich ein solches Thier in die Anpflanzung eines Ansiedlers verlaufen, so hütet sich derselbe wohlweislich, mit demselben anzubinden, denn nur ein sofort tödtender Schuß könnte verhindern, daß ihm der Aufenthalt in seinem Garten auf Wochen verleidet würde.

Spät Abends kehrte ich nach Manitou zurück. Die Kurgäste, welche zur Zeit meines Aufbruches in der Morgenfrühe wohl noch in ihren Betten oder Badewannen gelegen hatten, promenirten jetzt in den schönen Anlagen umher, nahmen an den improvisirten Tänzchen in den Sälen und Colonnaden theil oder beriethen über die Ausflüge, welche sie in den nächsten Tagen zu unternehmen gedachten. Vom Pikes Peak kam eine kleine Karawane Bergsteiger hernieder, per Wagen kehrten andere fröhliche Gesellschaften aus dem wunderschönen Cheyenne Cañon, von dem großartigen Utepaß, dem herrlichen Regenbogenfall oder von Glen Eyrie zurück.

Manitou ist eben der Ausgangspunkt, von wo die interessantesten und lohnendsten Ausflüge nach jeder Richtung hin unternommen werden können, und fast kein Besucher, der den Ort für einige Zeit zum Aufenthalte nimmt, wird es unterlassen, sich einem jener geduldigen Maulesel anzuvertrauen, deren Loos es ist, neugierige Touristen bis auf den Gipfel des Pikes Peak zu schleppen, auf dessen Plateau sich seit längerer Zeit eine Wetterstation befindet, von wo dreimal täglich die Wetterberichte nach der tausende Meilen entfernten Bundeshauptstadt Washington hinüberblitzen.

Da die Aussicht von dem mit einer Unmasse von großen Steinen erfüllten Plateau des Berges aber keineswegs im Verhältniß zu der mit dem Aufstieg verbundenen Mühe stehen soll, so nahm ich von dieser immerhin kostspieligen Bergbesteigung Abstand, um mich lohnenderen Partien zuzuwenden.

Ich fuhr zunächst nach Colorado Springs zurück und am nächsten Tage über Pueblo nach Cañon City, um das hier sich eröffnende großartige Cañon des Arkansas zu besuchen. Die dasselbe seiner ganzen Länge nach durchschneidende Eisenbahn ist die berühmte Denver & Rio Grande Railway, welche sich recht eigentlich die Erschließung der Bergwelt von Colorado zum Programm gesetzt hat. Es geschah dies allerdings weniger, um der Touristenwelt die vielen Wunder der Felsengebirge leichter zugänglich zu machen, sondern mehr, um Verbindungen mit solchen Plätzen zu erlangen, welche durch ihren Reichthum an Mineralien den Bau einer so kostspieligen Eisenbahn rentabel machten. Die Denver & Rio Grande-Bahn ist in der That eine echte Hochgebirgsbahn, die in der Großartigkeit ihrer Anlage wohl kaum hinter den technischen Wunderleistungen der berühmten südamerikanischen

Anden- wie der europäischen Alpenbahnen zurücksteht, führt sie doch unter Überwindung der größten Schwierigkeiten zu Höhen empor, die bisher von keiner anderen Bahn erreicht wurden. So steigt sie z. B. im Sangre de Christo Gebirge 9339 Fuß empor, im Marshal Paß erklimmt sie eine Höhe von 10,760, im Fremont Paß sogar eine Höhe von 11,540 Fuß. Wo nur irgend die reichen Schatzkammern der Erde durch die Spitzaxt der Goldsucher eröffnet wurden, dahin führten auch bald die schmalspurigen Geleise dieser Schwalbenbahn, für die es keine noch so großen Schwierigkeiten giebt, die nicht durch die trefflichen Ingenieure dieser Gesellschaft überwunden würden.

Eine der glänzendsten Leistungen dieser Ingenieure war es, als es galt, das weltberühmte Cañon des Arkansas zu durchschneiden, welches neben dem Grand Cañon des Colorado und dem Cañon des Yellowstone wohl die großartigste und wildeste Steilschlucht des ganzen Erdballes ist. Bis vor wenigen Jahren war dieselbe unzugänglich im vollsten Sinne des Wortes; nur selten einmal, wenn ein besonders strenger Winter den diese Schlucht durchbrausenden Strom in Fesseln geschlagen hatte, wagte es der eine oder andere Abenteurer, diesen halsbrecherischen eisigen Pfad zu benutzen, um in die geheimnißvolle Nacht des Cañons vorzudringen. Zurückgekehrt, wußte er dann nicht genug zu erzählen von den großartigen Wundern, die sich ihm gezeigt, er berichtete von himmelhohen Felswänden, die sich zu erdrückender Enge zusammenschoben, und von furchtbaren Klüften, die kein Mensch zu erklimmen vermöge.

Da wurden im Jahre 1877 die ungemein reichen Silberlager von Leadville entdeckt, und nun beeilten sich die Eisenbahnen, nach der neu entstandenen „Stadt der Wolken“ emporzudringen. Nur zwei Wege waren zur Erreichung der 10,139 Fuß hoch gelegenen Minenstadt möglich, der eine von Denver durch den sogenannten South Park, der andere den Arkansas hinauf, durch das furchtbare Cañon. Die Denver & Rio Grande Gesellschaft wählte den letzteren. Fuß für Fuß mußte aber der Boden erkämpft und den harten Felsen abgerungen werden, ganze Wände wurden gesprengt; an langen Seilen befestigt, hingen die Arbeiter an den senkrechten Klippen, unter sich den tosenden Strom, über sich die Felsmassen, die jeden Augenblick auf sie niederzustürzen drohten.

Endlich war das Riesenwerk beendet, die entlegene Minenstadt wurde erreicht, und nun rollen tagaus, tagein die mit werthvollen Erzen beladenen Wagen von den Höhen der Gebirge herab durch diese furchtbare Schlucht, die zuvor stellenweise nicht genügenden Raum für den Fuß eines Menschen bot.

Eine Fahrt durch dieses Cañon gehört zu dem Großartigsten, was Colorado dem Reisenden zu bieten vermag. Man wählt als Ausgangspunkt am besten den

Ort Cañon City, um während der langsameren Bergfahrt die fesselnde, beständig wechselnde Scenerie besser genießen zu können, was um so eher möglich ist, als die Bahngesellschaft die Einrichtung getroffen hat, jedem Zuge einen offenen Aussichtswagen beizufügen.

Diese Fahrt durch die Steilschlucht bot so viel des Großartigen, Erdrückenden, daß ich zu dem Entschlusse kam, mich am Ende des Cañons aussetzen zu lassen, um die soeben befahrene Strecke am folgenden Tage noch einmal, und zwar zu Fuße zurückzulegen, um so die mächtigen Eindrücke nochmals auf mich wirken zu lassen.

Unweit des westlichen Beginnes des Cañons war ein Blockhaus gelegen, auf meinen Wunsch hielt daselbst der Zug und ich stieg ab, um meinen Vorsatz auszuführen. Da bereits der Abend hereingebrochen war, so galt es zunächst ein Nachtquartier zu suchen, und ward mir ein solches auch von dem Eigenthümer des Blockhauses in bereitwilligster Weise gewährt. Der Mann war das echte Urbild eines jener wetterfesten Culturpioniere, die es lieben, ein an Abenteuern reiches Dasein zu führen, unbekümmert darum, ob Tage voller Ungemach kommen oder ob die Sonne des Glückes lacht. Welch eine Vergangenheit hatte dieser Mensch hinter sich! Jahrelang hatte er als Pilot den Missouri von der Mündung bis hinauf zu seinen Fällen befahren, hatte mancherlei Kämpfe mit den Krähen-, Schwarzfuß- und Siouxindianern bestanden, war mit einer Erforschungsexpedition nach Arizona und bis zum Cañon des Colorado vorgedrungen, und war nach der Auflösung dieser Expedition in Denver hängen geblieben und zwar zu der Zeit, als diese jetzt blühende Großstadt noch in ihren Windeln lag. Er war einer der Ersten, welche die Rocky Mountains nach Edelmetall durchforschten und hatte öfters Reichthümer besessen, um sie in einer einzigen Nacht wieder im Spiele zu verlieren. Während seiner Fahrten auf dem Missouri hatte er eine Siouxindianerin zum Weibe genommen, welche ihm getreulich auf allen seinen Irrfahrten folgte und nun auch dies einsame Blockhaus mit ihm theilte.

Stundenlang saßen wir am flackernden Herdfeuer, und ich ließ mir von meinem Wirthe Scenen seines eigenen Lebens erzählen und von der Frau über einige Eigenthümlichkeiten ihres Stammes Aufschluß geben.

Spät Abends, gerade als wir uns zur Ruhe begeben wollten, ward noch an die Thüre des Blockhauses gepocht und auf das laute „Wer da?“ meines Wirthes antwortete eine Stimme draußen: „Masterson!“

Die Thüre wurde geöffnet und herein trat ein mit meinen Wirthen augenscheinlich wohlbefreundeter Mann meines Alters, von kräftiger untersetzter Statur. Das Gesicht, aus dem ein Paar sanft dreinblickende Augen schauten, ward von einem mächtigen Sombrero beschattet, eine dunkelblaue Jacke in mexikanischem

Schnitt umschloß den Oberkörper, während die mit Fransen besetzten Lederhosen in hohen Stiefeln steckten. Eine vorzügliche Büchse sowie ein Paar mit Silber beschlagene Revolver ließen den echten Gebirgsjäger erkennen.

Derselbe begehrte gleichfalls ein Nachtquartier, und hatte ich, da ein weiteres Lager in dem Blockhause nicht mehr vorhanden war, das mir eingeräumte Bette mit Masterson zu theilen.

In aller Morgenfrühe erhob ich mich, um an einem nahen Bache die Morgenwäsche vorzunehmen. Die schwere Holzthüre aufstoßend, schob ich zugleich ein dickes Knäuel bei Seite, das sich schnell entwirrte, einen rasselnden Ton hören ließ und nach meinen Füßen fuhr. Wie der Blitz sprang ich zurück, ohne daß die Klapperschlange, welche ihre nächtliche Ruhe auf der Thürschwelle gehalten hatte, mich verwundet hätte. Schnell ergriff ich eine in der Ecke lehnende Sense und hieb das scheußliche Reptil mitten auseinander. Ein Schuß aus der Büchse meines inzwischen gleichfalls lebendig gewordenen Wirthes zerschmetterte der Schlange den Kopf, und so waren wir des gefährlichen Besuchers glücklich entledigt. Daß sich solche nicht allzu selten einstellen, bewies mir die Sammlung von Schwanzklappern, welche mein Wirth sämmtlich von in der unmittelbaren Nähe des Blockhauses erlegten Klapperschlangen als Trophäen genommen hatte. Eine dieser Klappern zählte nicht weniger denn 17 Glieder.

Durch den Schuß war auch mein Schlafgenosse, Masterson, erweckt worden und nachdem derselbe sich angekleidet und ein Stück gebratenes Fleisch in den Rucksack geschoben hatte, griff er nach seiner Büchse und schlug sich nach kurzem Dank und Gruß seitwärts in die Berge hinein.

Derweil wir bei unserem frugalen Frühstücke saßen, erwähnte mein Wirth ganz beiläufig, daß Masterson vor kurzem erst 27 Jahre alt geworden, aber doch schon 26 Männer getödtet habe. Vor Überraschung wäre mir, wie man zu sagen pflegt, nahezu die Butter vom Brode gefallen, und halb instinctiv griff ich an meinen Hals, um mich zu vergewissern, ob derselbe auch wirklich noch mit dem Körper zusammenhänge. Als ich mich davon überzeugt, suchte ich eifrig mehr über Masterson zu erfahren. Das, was mir mein Wirth zu erzählen vermochte, war allerdings geeignet, die Erinnerung an meinen Bettgenossen, einen sechsundzwanzigfachen Mörder, für alle Zeit in meinem Gedächtniß zu befestigen.

„Er heißt,“ so hub mein Wirth an, „H. B. Masterson und ist aus Dodge City in Kansas herübergekommen. Er gilt als ein gesetzliebender Bürger und hat seine Leute stets nur im Interesse von Ruhe und Ordnung niedergeschossen. Bei einer Gelegenheit hat er innerhalb weniger Minuten sieben Männer zusammengeknallt.“

Auf mein Ersuchen, die Einzelheiten dieses Vorfalles zu erzählen, fuhr der

Alte fort: „Masterson befand sich in einem Grenzorte unten an der texanischen Grenze, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß in einer gegenüberliegenden Kneipe sieben Strolche soeben seinen Bruder erschossen hätten. Einen Navy Revolver in jeder Hand (denn er schießt auch über's Kreuz mit beiden Händen vortrefflich), eilte Masterson rasch hinüber, um den Tod seines Bruders an den Mördern zu rächen. Die Strolche wurden von Schrecken ergriffen, als sie ihn nahen sahen, und hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Thüre zu verschließen. Aber mit beiden Füßen dagegen springend, war es dem heranstürmenden Rächer im Augenblick gelungen, die Thür aufzusprengen, und in das Zimmer dringend, feuerte er rechts und links um sich. Vier der Mörder sanken sofort todt zu Boden, den drei anderen gelang es, aus dem Zimmer zu entkommen. Sie eilten nach ihren Pferden, um aus der Stadt zu fliehen, aber Masterson war ihnen dicht auf den Fersen, und schoß mit seinem nie fehlenden Revolver einen nach dem andern nieder."

„Vor einigen Jahren," fuhr der Erzähler fort, „waren zwei Halbblut-Mexikaner, Vater und Sohn, der Schrecken der in der Umgegend gelegenen Minenlager. Sie waren die besten Schützen in der ganzen Gegend und wußten sich gegenseitig so zu decken, daß sie vollständig unüberwindlich waren. Sobald der Eine alle Kammern seiner Revolver entleert hatte, eröffnete der Andere das Feuer, unter dessen Schutz der Erste seine Waffe von neuem lud. Die beiden Strolche hatten schon eine Menge Bergleute ermordet und ausgeplündert, und dieserhalb war auf ihre Köpfe eine Belohnung von 500 Dollars ausgeschrieben. Masterson faßte den Entschluß, sich die Belohnung zu verdienen und die beiden Mexikaner zu tödten.

Die beiden Räuber bewohnten eine Hütte, die auf einer kleinen Lichtung im unzugänglichsten Theile des Gebirges stand. Hier spürte Masterson seine Opfer auf, und er kroch eines Morgens, vor Tagesanbruch, die Repetirbüchse in der Hand, bis an den Rand der Lichtung. Hinter einem Busche versteckt, legte er sich mit der Brust auf einen mitgebrachten Sack, sein Pferd hatte er, etwa eine Meile von der Stelle entfernt, im Thale angebunden. Bald nachdem die Sonne aufgegangen war, wurde die Thür der Hütte geöffnet und der mit zottigem Haar bedeckte Kopf des alten Mexikaners wurde sichtbar. Mit scharfem Blick im Kreise umherschauend, ob sich an dem Rande der Lichtung nicht irgendwo etwas Verdächtiges zeige, zog der Alte den Kopf langsam wieder zurück. Nach wenigen Minuten wurde die Thür weit geöffnet und heraus traten Vater und Sohn, einer hinter dem anderen, bis an die Zähne bewaffnet. Beide trugen einen mit Revolvern gefüllten Gürtel um den Leib und eine Büchse in der Hand. Der Alte trug außerdem einen Wassereimer. Mindestens 30 Minuten verstrichen, die Masterson wie eben so viele

Stunden vorkamen, ehe der rechte Augenblick zum Feuern gekommen war. Vater und Sohn standen im Gespräch vor der Thür der Hütte, in die keiner der Beiden zurückkehren durfte, wenn Masterson bei seinem gefährlichen Unternehmen nicht selbst zu Grunde gehen wollte. Endlich schritt der Alte mit dem Eimer in der Hand einer etwa 100 Fuß entfernten Quelle zu, während der Sohn vor der Thüre der Hütte zurückblieb. Ersterer hatte etwa die Hälfte des Weges durchmessen, als Masterson feuerte; der jüngere der beiden Strolche machte einen Luftsprung und fiel todt zu Boden. Der Alte wendete sich sofort um und eilte der Hütte zu, vor deren Thür auch ihn die Kugel des Verborgenen erreichte. Den beiden Todten schnitt Masterson die Köpfe ab und holte sich die auf dieselben gesetzte Belohnung."

Noch Mancherlei erzählte mein Wirth über die eigenthümlichen Gebräuche in den Minengegenden, und wie wenig Werth daselbst auf ein Menschenleben gelegt werde, dann trat ich, nachdem ich gleichfalls einigen Proviant zu mir gesteckt und mich verabschiedet hatte, dem Arkansas folgend meine einsame Wanderung durch das Cañon desselben an.

Das Blockhaus lag inmitten eines Felsenkessels, der ringsum von hohen Gebirgswänden umschlossen wurde. Aber schon nach wenigen Minuten meiner Wanderung begannen die Felsen um mich her zu wachsen und nahmen immer finsterere, drohendere Formen an. Zugleich rückten sie enger und enger zusammen, so daß das Bahnbette und der Fluß allein die Sohle dieser Schlucht ausfüllten. Überall trat mir das Bild der Rauhheit, Starrheit und Wildheit entgegen. Überall lagen riesige Felsblöcke im Strombette verstreut und um sie her wirbelten in tollem Tanze die thalwärts eilenden Fluthen.

Und nun ging es mitten hinein in die grausigen Eingeweide der Felsen, die Schlucht wurde zum Schlunde, in dem die wärmenden Strahlen der Sonne alle Macht verloren hatten. Feucht und kühl war es hier zwischen diesen braunrothen, zerrissenen Wänden, die Zermalmung drohend naherückten. Mir war, als befände ich mich in einem ungeheueren Grabgewölbe, aus dem es keinen Ausweg mehr gebe.

Kein Vogel zwitscherte hier sein lustig Lied, kein Insect durchzog summend die Luft, wuchs doch auch kein Blümlein in dieser halbdunklen Felsengasse.

Und weiter und weiter ging die Reise. An die Stelle des Lichtes trat ein geheimnißvolles Dunkel, die Atmosphäre wurde dumpfer und schwüler, die Angst der Seele mächtiger und größer. Um mich herrschte ein grausiges Schweigen, ein Schweigen wie das eines Todtenkellers. Nur die Wellen des bleifarbenen Flusses klatschten bisweilen an das nackte Gestein, das einzige Geräusch inmitten dieser schauderhaften Einsamkeit, inmitten dieses entsetzlichen Alleinseins.

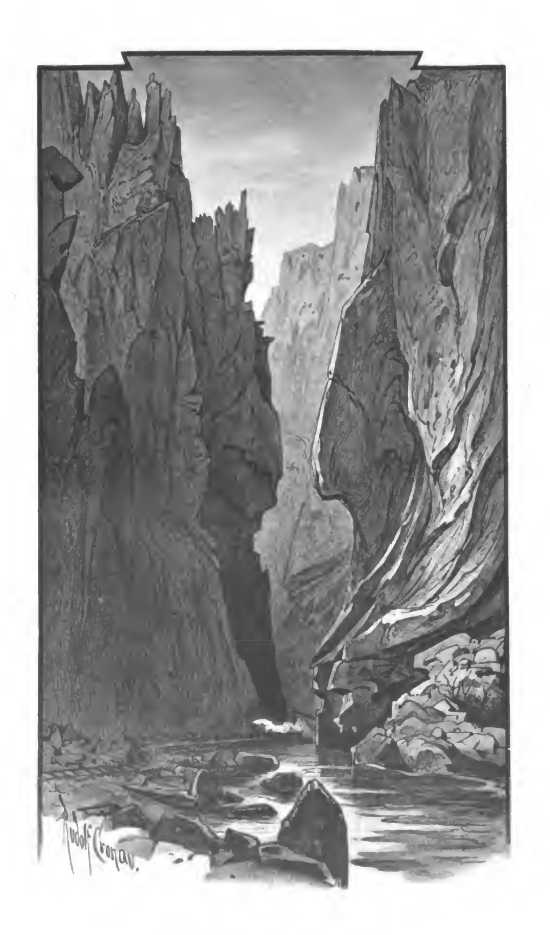
So haben sich die alten Griechen den Weg zur Unterwelt, die Juden zur Gehenna gedacht, jenem Reiche der Abgeschiedenen, aus dem keine Wiederkehr möglich ist.

Nach längerer Wanderung gelangte ich an die sogenannte „Royal Gorge“, die Königsschlucht, eine Stelle, wo die Felswände nur noch einen schmalen Spalt frei lassen. Hier herrscht mystische Dämmerung, denn nie dringt ein freundlicher Sonnenstrahl hinab in diesen engen Spalt, dessen nachtschwarze Wände von feuchtem, graugrünem Moosgespinnste überzogen sind. Wer vermöchte die Höhe der lothrecht emporschießenden Felswände zu ermessen, die tausende Fuß über uns in zackige Klippen und Nadeln enden.

An dieser unheimlichen Stelle war kein Raum für das Bahnbette, hatte doch der Fluß Mühe, sich hier durchzuzwängen. Da gab es kein Auffüllen, kein Absprengen, hier schien der die Felsengasse durchtosende Strom die bisherige Alleinherrschaft behaupten zu wollen. Aber die muthigen Ingenieure setzten ihm kühn den Fuß auf den Nacken und befestigten an den Wänden über ihm eine Schwebebrücke so eigener Art, daß man getrost behaupten kann, dieselbe habe, auch abgesehen von der unvergleichlichen Örtlichkeit, kaum ein Gegenstück in der Welt. Wird doch die ganze Brücke nicht von Querbalken getragen, die von Felswand zu Felswand hinüberreichen, sondern sie hängt vielmehr von mächtigen eisernen Querspreizen herunter, die dachartig einander stützen. Gar Mancher der hier Vorübereilenden mag jählings erbleichen, wenn er das Keuchen und Stöhnen der Locomotive vernimmt, das starke Knarren und Zittern der Brücke und das Schwanken der Wagen verspürt. Über ihm hängen nachtschwarze Felsenmassen, unter ihm schäumt und rast der Fluß, — nur ein Stein braucht herniederzufallen, nur eine Schraube der Brücke sich zu lösen — und Alles wäre vorüber.

Hoch auf athmet die Brust, wenn diese gefährliche Passage überwunden, die Lichtstrahlen wieder voll und breit hereinfluthen und hoch, hoch über uns ein Stückchen des blauen Himmels zu gewahren ist. —

Ich hatte die etwa 200 Fuß lange Schwebebrücke bereits zum größten Theile passirt, als ich plötzlich durch einen schneidend grellen Pfiff hinter mir aus der staunenden Bewunderung herausgerissen wurde. Kaum hatte ich noch Zeit, mit einem schnellen Satze das Geleise zu verlassen und mich an das eiserne Geländer der Brücke zu klammern, als auch der Zug, dessen Getöse von dem Rauschen der Fluthen übertönt worden war, um die Felswand angejagt kam und über die Brücke donnerte, thalwärts zu. Hart schwankten die Wagen an mir vorüber, der durch dieselben hervorgerufene scharfe Luftzug benahm mir fast den Athem, um mich hörte ich ein tausendfaches Sausen, Donnern und Brausen, als solle die Welt



Im Cañon des Arkansas.

(Nach der Natur aufgenommen von Rudolf Cronau.)

LICHTDRUCK V. RÖMMLER & JONAS, DRESDEN

zusammenstürzen, die Brücke begann zu dröhnen und zu schwanken, dann war der wie ein Phantom an mir vorüberschießende Zug hinter der nächsten Felswand verschwunden.

Froh, der Gefahr glücklich entronnen zu sein, setzte ich mich, nachdem ich die Brücke vollends überschritten hatte, auf einen Haufen riesiger Felstrümmer, um eine in die gegenüberliegende Wand hereingerissene tiefe Kluft zu zeichnen, welche bis auf den Gipfel der Berge zu führen schien, ein wüstes Gewirr von herabgestürzten Trümmern und thurmhohen senkrechten Wänden, für jeden menschlichen Fuß unpassirbar. Und doch mußte wohl etwas Lebendes in dieser Schlucht existiren, denn ich beobachtete einen Adler, der eine Zeit lang in unermeßlicher Höhe seine stolzen Kreise zog und dann plötzlich jählings herniederfuhr, um in der grausigen Kluft meinen Blicken zu entschwinden.

Nachdem ich die Zeichnung vollendet hatte, setzte ich meine Wanderung durch das Cañon fort, welches sich, hundertfache Krümmungen beschreibend, bald für einen Augenblick erweiterte, um gleich darauf wieder engere Klüfte zu bilden. Manchmal erhoben sich vor mir himmelhohe, überaus majestätische Wände, die das ganze Cañon zu verschließen und weiterem Vordringen ein Halt zu gebieten schienen. Aber dicht vor dieser Wand beschrieb der eiserne Pfad eine scharfe Wendung, um hart unter der schroffen Wand vorüberzuführen und in einen anderen Theil des Cañons einzutreten.

Gegen die elfte Morgenstunde traf ich auf zwei wohlausgerüstete Trapper, die von Cañon City her gekommen waren und sich gerade anschickten, an einer der wenigen zum Anstiege geeigneten Stellen emporzuklimmen, um auf die in dem oberen Felsengewirr vorkommenden Bergschafe Jagd zu machen. Ein kleines Rudel dieser äußerst scheuen und überaus schwer zu erbeutenden Thiere war hoch oben sichtbar. Mit Hülfe meines Fernglases vermochte ich die als Wache postirten, auf den äußersten Graten stehenden Böcke deutlich zu erkennen. Die Farbe derselben war grau, der Körper dem eines Elks ähnlich. Die dicken, schweren, an zwei Fuß langen Hörner beschrieben einen Cirkel, so daß die Spitzen unterhalb der Augen vorsprangen. Über die Natur dieser Thiere wie auch der noch weit selteneren Bergziegen ist wenig Zuverlässiges bekannt, da kaum ein Forscher dieselben jemals in ihren gefährlichen Zufluchtsorten beobachtet hat, die Trapper hingegen die absonderlichsten Fabeln über diese Thiere verbreitet haben.

Da es mein Wunsch war, auch einen Blick von obenher in das Cañon zu gewinnen, so folgte ich den beiden voranklimmenden Trappern auf ihrem halsbrecherischen Pfade, bis wir etwa eine Höhe von tausend Fuß erreicht hatten. Da hier der Aufstieg immer beschwerlicher wurde, meine von dem scharfkantigen Gestein zerschnittenen Hände, Kniee und Füße zu bluten begannen, die Vorsprünge immer

steiler und zerklüfteter wurden, so nahm ich von der weiteren Ersteigung der Cañonwand Abstand. Die Trapper hingegen setzten ihr gefahrvolles Unternehmen fort und waren bald in dem Felsengewirr meinen Blicken entschwunden.

Während des Klimmens hatte ich mich nicht ein einziges Mal umgewendet, da ich mein ganzes Augenmerk darauf zu richten hatte, auf den nachgiebigen Gesteinsbrocken festen Fuß zu halten und den von den vorankIimmenden Jägern losgelösten Felstrümmern auszuweichen. Als ich mich jetzt auf meinem sicheren Standpunkte umwandte, ward ich durch den überwältigenden Eindruck der unter mir liegenden Schlucht doppelt überrascht. Ringsum starrten unendlich hohe Felsen empor, die sich hoch, hoch über mir in tausende von thurmartigen Spitzen und Nadeln, Zinnen und Vorsprüngen auflösten, welche durch die Sonne mit einem die Augen blendenden Farbenglanze übergossen wurden. Tief unter mir aber schoben sich die Wände enge zusammen und durch die grausige Enge stürzten brausend und schäumend die Wasser des Arkansas.

Der Abstieg war noch schwieriger als der Anstieg. Ganze Lawinen des Trümmerschuttes rasselten zu Thal, doch gelangte ich endlich nach harter Arbeit wohlbehalten wieder an den Ausgangspunkt zurück.

Und weiter ging es durch die enge Felsengasse, die immerfort das Gefühl in mir erweckte, daß ich mich in Wirklichkeit inmitten der „Felsengebirge“ befinde, und daß wohl schwerlich ein treffenderer Name für diese Regionen hätte ersonnen werden können.

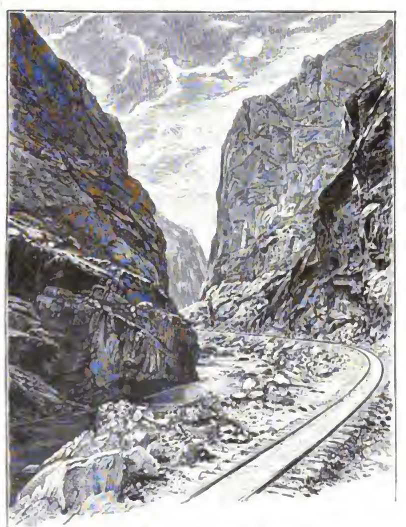
Endlich am späten Nachmittage öffnete sich die Schlucht. Die Felsen traten zeitweise zurück, bildeten kleine Kessel und wurden niedriger. Ruhiger strömte der Fluß dahin, und bald hörte ich auch wieder Menschenstimmen erklingen.

Es waren Bahnarbeiter, die eine große, gelbbraune Tarantel beobachteten, die langsam, mit bedächtigen Schritten an einer Felswand emporkroch. Wie in allen felsigen Gegenden des westlichen Nordamerika, so kommen diese überaus häßlichen Insecten auch in dem Cañon des Arkansas häufig vor und bauen ihre seltsamen, aus zermürbtem Gestein und Lehm zusammengeklebten Nester unter größeren Steinbrocken oder in den Spalten derselben auf. Diese walzenförmigen Nester sind zwischen fünf bis acht Zoll lang und durch eine an starken Fäden hängende Fallthür fest verschließbar. Der Biß der taubeneigroßen, mit acht fingerlangen Beinen versehenen Spinne ist sehr gefürchtet; so erzählten mir hier die Leute, daß einem ihrer Kameraden während der Arbeit eine solche Spinne zufällig auf den Kopf gefallen sei. Der Arbeiter wurde von dem Insect in die Kopfhaut gebissen und verfiel, trotzdem die Wunde sofort mit Branntwein gewaschen worden, total in Blödsinn. Fast noch gefürchteter sind hierselbst die zahlreichen Tausendfüße, die in

allen Größen bis zu zehn Zoll Länge vorkommen sollen. Auch an schwarzen Scorpionen ist kein Mangel, und berichteten mir die Männer, daß sie schon mehrfach derartige angenehme Schlafgenossen frühmorgens unter ihren Wolldecken gefunden hätten.

Spät Abends und todtmüde langte ich in Cañon City an.

Nachdem ich die schaurige Bergwildniß in dieser Weise durchkreuzt hatte, suchte ich mir zunächst einen Einblick in das Minenleben Colorados zu verschaffen. Kein



Partie im Cañon des Arkansas.

Ort ist geeigneter dazu als Leadville, die höchste Stadt Nordamerikas, der höchste Ort, zu dem eine Eisenbahn hinaufführt, der höchste Ort, wo — eine deutsche Zeitung erscheint.

Alljährlich, wenn der Schnee der Gebirge zu schwinden beginnt und die Hochpässe frei werden, dann verlassen die Goldsucher ihre Winterquartiere, um in den hohen Regionen der Felsengebirge auf's Neue nach den Lagerstätten werthvoller Erze zu suchen. Wochen und Monate vergehen in absolutester Einsamkeit, bald schlagen die Mineure hier, bald dort, wo die Anzeichen günstig scheinen, an einem

weltentlegenen Orte ihre Zelte auf, um mit Spitzaxt und Schaufel die Erde zu durchwühlen und nach edlen Metallen zu spüren.

Eine solche Gesellschaft von Goldsuchern hatte bereits im Jahre 1859 den Ort besucht, wo heute die „Stadt der Wolken" sich erhebt, hatte daselbst mit Erfolg in dem sogenannten „California Gulch" Gold gewaschen und war nach Erschöpfung dieses Metalles wieder davongezogen, ohne anderer Schätze zu achten, die sie mit Füßen traten. Auf dem Boden der Pfannen, in denen das Gold ausgewaschen wurde, sammelte sich zum Verdrusse der Wäscher eine eigenthümliche schwarze Masse, welche die Scheidung des Goldes erschwerte. Ohne diese Masse aber genauer zu untersuchen, ward dieselbe nebst dem zurückbleibenden Schlamme achtlos bei Seite geworfen.

Erst im Jahre 1877, nachdem die ursprünglichen Goldlager längst verlassen waren, kam es einem modernen Schätzeheber in den Sinn, diesen schwarzen, schweren Sand eingehender zu prüfen, er brachte eine Probe desselben zum Schmelzen und zog daraus — blankes Silber. Dies führte zur Entdeckung der Blei- und Silbergruben, durch deren außerordentlichen Reichthum das bis dahin aus zweihundert elenden Blockhäusern bestehende Örtchen im Nu zu einer solchen Berühmtheit gelangte, daß es zum Ziel aller Glücksjäger des Westens wurde. Ganze Karawanen von Goldgräbern sammelten sich in Leadville, und über Nacht schoß hier eine Stadt aus dem Boden, die das echte Urbild eines westlichen Minenplatzes mit all den Rauh- und Rohheiten eines solchen war. Ja, zeitweise war die „Stadt der Wolken" in Folge des daselbst obwaltenden zügellosen Lebens gerade so berüchtigt, als die Silbergruben es berühmt gemacht hatten. Die verwegensten „Rowdies" strömten hier zusammen und kaum irgendwo war es einem anständigen Menschen weniger möglich, sich vor Brutalitäten zu schützen, als hier. Es genügte fast, daß ein Mensch ein reines weißes Hemde trug, um dasselbe sofort zur Zielscheibe einiger Revolver zu machen.

Diese rauhe Zeit war aber nichtsdestoweniger die eigentliche Blüthezeit von Leadville; die Bevölkerung wuchs auf 20,000 Köpfe, und es herrschte ein Leben und Treiben in den Straßen, wie es in dreimal größeren Städten nur bei außerordentlichen Gelegenheiten angetroffen wird. Schmelz- und Stampfwerke entstanden, Gas- und Wasserleitungen wurden angelegt, electrisches Licht erleuchtete alle Straßen, kurz die „Stadt der Wolken" hat mit ihren Opernhäusern, Theatern, Hotels, Banken, Kirchen und Schulen all die Bequemlichkeiten und Vorzüge einer Großstadt. Von der Gesammtausbeute Colorados an Edelmetallen, die sich im Jahre 1880 auf 24—25 Millionen Dollars belief, entfielen auf Leadville 15,025,153 Dollars allein.

Im weiteren Umkreise von Leadville sind unzählige anderer „Camps“ und Minenplätze, von welchen manche schon durch ihre hochklingenden Namen sich als solche verrathen, wie Golden City, Silverton, Silvercliff u. s. w. Wenn man die Namen einzelner dieser „Claims“ liest, so wandelt einen ordentlich die Lust an, den Gedankengang des Entdeckers in dem Augenblicke zu verfolgen, als ihm der Zufall vielleicht ein fürstliches Vermögen in den Schooß warf. Da ist z. B. der patriotische Bergmann, der sein eben entdecktes, wenn auch noch fragliches Glück je nach seiner Nationalität mit dem Namen eines hervorragenden Patrioten, Staatsmannes oder Generals tauft; der Naturfreund legt der von ihm entdeckten Mine den Namen irgend einer Naturerscheinung bei, wie „Morning star“, „Lone star“, „Evening sun“; der frühere Student bevorzugt classische Namen wie „Pluto“, „Apollo“, „Merkur“ oder „Eureka“; der religiöse Mexikaner vergißt seine Heiligen nicht, denen er seine Entdeckungen unter dem Namen von „San Augustin“, „San Rafael“ widmet; unverhofftes Glück spricht aus den Namen „Peerless“, „Non plus ultra“, „Excelsior“, „Bonanza“, wohingegen der ganz prosaische matter-of-fact-Bergmann seine Benennungen von vielleicht zufällig am Orte der Entdeckung vorgefundenen Objecten nimmt, so daß seine „Claims“ als „rostiges Messer“, „alter Stiefel“, „zinnerne Kanne“ oder „todter Esel“ der Welt bekannt werden.

Das Leben solcher Entdecker ist ein überaus mühseliges und oft gefahrvolles. Allein oder in kleiner Gesellschaft, meist mit einem treulich ausharrenden Esel oder einem struppigen Pony, durchziehen die „Prospectors“ die entlegensten Orte, wo vorher kein Fuß eines Weißen gestanden hat. Da wühlen sie nun, waschen und graben, und füllen die Taschen und Rucksäcke mit Proben, um dieselben in dem nächsten, vielleicht hundert Meilen entfernten Örtchen vom „Assayer“, dem Erzprobirer, untersuchen zu lassen, denn der Werth des Erzes wird darnach berechnet, wie viel Unzen Silber in der Tonne (2000 Pfund) Erz enthalten sind. Hat die Untersuchung ein günstiges Resultat ergeben, so gräbt der Entdecker an der Stelle seines Fundes einen Schacht oder bohrt einen Tunnel, um die gefundene Ader bloßzulegen. Oder aber er tritt seine Anrechte gegen entsprechende Summen an eine Gesellschaft ab, welche dann eine regelrechte bergmännische Ausbeutung des Platzes vornimmt. Der Entdecker hingegen hat in den meisten Fällen seinen Gewinn in kurzer Zeit im Faro-, Keno- oder Pokerspiel verloren und er kehrt in die Einöden zurück, um die ungewisse Jagd nach dem Glück auf's Neue zu beginnen. Comstock, der Entdecker jener berühmten Ader, die seinen Namen trägt und die schon über eine Milliarde abgeworfen hat, nahm sich im Elend selbst das Leben.

Vornehmlich sind diese „Prospectors“ in den zum Theil noch wenig bekannten Wildnissen des westlichen Colorado zu finden, in den zerklüfteten Hochgebirgen der



Der Berg des Heiligen Kreuzes.

San Juan-, Elk-, Book-, Uintah- und Uncompahgre Mountains. Für Tage und Wochen mögen sie daselbst wandern, ohne Menschen zu erblicken, möglich, daß ab und zu das lang anhaltende Rollen eines Büchsenschusses an ihr Ohr schlägt, den ein einsamer Trapper auf ein Stück flüchtigen Wildes abgegeben.

Hier, inmitten dieser Einsamkeit, ragen die höchsten Gipfel der Felsengebirge empor, Hunderte von Peaks, die dem Mont Blanc an Höhe vollkommen gleichstehen oder denselben noch überragen, darunter der 14,176 Fuß hohe „Berg des heiligen Kreuzes“, ein Granitkoloß, an dessen Ostabhange zwei über tausend Fuß lange, mit ewigem Schnee gefüllten Spalten jenes berühmte Wahrzeichen bilden, welches in West-Colorado auf Meilen und Meilen hin sichtbar ist.

Touristen verirren sich nur selten in dies noch unwirthliche Gebiet, müßten sich dieselben doch zu einem derartigen, Monate in Anspruch nehmenden Streifzuge vollständig ausrüsten und ein Lagerleben führen, dessen Beschwerlichkeiten gerade nicht Jedermann einen Reiz abzugewinnen vermag. Diese Touristenwelt beschränkt sich mehr auf die leichter zugänglichen „Parks“, welche neben ihren herrlichen Waldungen und ausgedehnten Wiesenflächen zugleich auch die prächtigsten Hochgebirgslandschaften bieten und also eine charakteristische Eigenthümlichkeit des Staates Colorado sind. Unter diesen „Parks“ darf man keineswegs abgeschlossene, wohlgepflegte Haine in dem Sinne verstehen, den wir mit dem Worte „Park“ verbinden, hier bezeichnet man damit vielmehr weite, ringsum von 12—14,000 Fuß hohen Gebirgsketten eingeschlossene Gebiete, welche in sich jedoch keineswegs eben zu sein pflegen, sondern selbst wieder von weniger hohen Bergzügen nach allen Richtungen hin durchschnitten sind. Durch ihre enorme Ausdehnung zeichnen sich vor allem der South-, Middle-, North- und San Luis Park aus, von denen der erstere, zwischen 8—9000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, allein nicht weniger als 60 englische Meilen in der Länge, 30 in der Breite mißt und ein Gebiet von 2200 englischen Quadratmeilen umfaßt.*)

Namentlich der diesen Park im Nordwesten und Norden abschließende Gebirgswall ist voll der malerischsten und wildesten Scenerien. Da ragen einige der gewaltigsten Höhen der Felsengebirge, der Mount Quandary (14,269′), der Mount Lincoln (14,297′), der Grays Peak (14,341′) sowie der Longs Peak (14,271′), dessen Gipfel weit über die Prairien des östlichen Colorado leuchtet.

In diese majestätische Hochgebirgseinsamkeit gebettet liegen einige wundervolle Seen, der seines wunderbar grünen Wassers halber berühmte Green Lake, sowie die

*) Von noch größerem Umfange ist der San Luis Park, umfaßt derselbe doch ein Gebiet von nahezu 18,000 engl. Quadratmeilen, also zweimal so groß als der Staat New Hampshire. 35 Ströme bewässern diesen Riesenpark, in den man die ganze Schweiz versenken könnte.

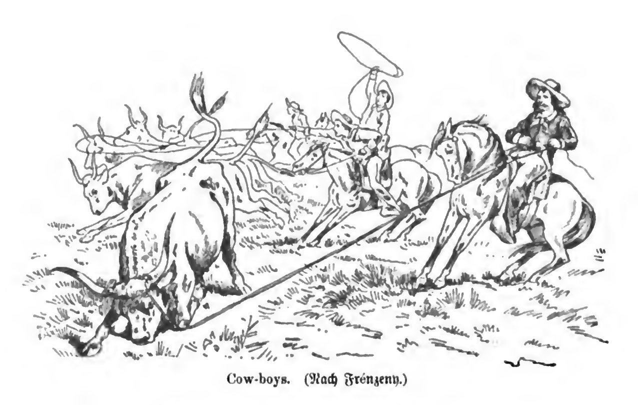
11,995 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Chicago Seen, in deren Fluthen sich der benachbarte Mount Rosalie wiederspiegelt.

Auch einige Steilschluchten hat dieser Theil des Gebirges aufzuweisen, so vornehmlich die Cañons des Boulder- und des Clear Creeks, die beide an Großartigkeit und Wildheit der Scenerien nur wenig hinter dem Cañon des Arkansas zurückstehen.

Angesichts all dieser Hochgebirgsherrlichkeit liegt nun Denver, „the Queen City of the Plains", ein Ort, von welchem Richardson, der Colorado im Jahre 1859 bereiste, nichts weiter zu berichten wußte, als daß derselbe ein überaus desolates und verlorenes Aussehen habe, und daß das Erscheinen eines Frauenhutes in den Straßen dieses Ortes sofort die ganze Bevölkerung in Aufregung versetzt habe. Gab es doch damals nur fünf Frauen in der ganzen Goldregion, und die Bevölkerung Denvers bestand ausschließlich aus Goldgräbern, Trappern und Händlern, die zumeist nichts wie wollene Hemden, lederne Beinkleider, Mokassins und riesige Schlapphüte trugen, und mit Messern und Revolvern wohlversehen waren.

Jetzt ist Denver eine echte amerikanische Großstadt, die wohl ihre 100,000 Einwohner zählen mag und in ihrem Aufblühen ein charakteristisches Bild von dem Reichthum des jungen Staates, von dem urplötzlichen Emporschießen der westlichen Städtewesen darbietet. Erheben sich doch heute über sechzig Kirchen, an dreißig Schulen, mehrere Theater, ein Dutzend große Banken, über dreißig große Hotels, großartige Brauereien, Fabriken, Staatsgebäude und zahlreiche prunkende Kaufläden auf dem Grunde, welcher vor dreißig Jahren noch von den Indianern occupirt wurde. An Stelle der rauchgebräunten Wigwams derselben dehnen sich jetzt die luxuriös eingerichteten Residenzen der Reichgewordenen, deren es hier eine ganze Menge giebt. Rühmte sich doch Denver bereits im Jahre 1880, der Wohnsitz von 6 Millionären, 20 Halbmillionären und von über 200 Personen zu sein, die je über eine Viertelmillion Dollars zu verfügen hatten. Ungezählte Reichthümer sammeln sich hier, die Ackerbauer, Viehzüchter, Minenbesitzer, Händler und Spekulanten aus weitem Umkreise strömen hier zusammen; Goldgräber und Trapper setzen hier die Ergebnisse ihrer monatelangen Streifzüge in klingende Münze um, und unzählige Touristen beleben die Straßen und Hotels der Stadt, welcher man um so mehr eine große Zukunft voraussagen darf, als es für Jeden, der in irgend einem Theile Colorados etwas zu erledigen hat, geradezu eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit ist, Denver, die Hauptstadt dieses Staates, zu berühren.





Cow-boys. (Nach Frénzeny.)

Durch die Prairien von Kansas.

Aus den Wildnissen der Felsengebirge kehrte ich nach Cañon City zurück.

„Was giebt's zu sehen in Cañon City?" fragte ich den Hotelbesitzer, in dessen Hause ich abgestiegen war.

„Oh, tausende von interessanten Dingen!" entgegnete er, und flink sprang er davon, um den „Annual Record" herbeizuholen, in welchem eine lange Liste der „Advantages, natural and otherwise" zusammengestellt war.

Da standen aufgeführt: „Sodaquellen; Eisenquellen; warme Sodabäder; weite Straßen; ausgezeichnete Stadtlage; immense Wasserkraft; unerschöpfliche Kohlenfelder; großartige Wasserwerke; vorzügliche Bausteine; Lehmgruben; Eisenminen; Micaminen; Bleiminen; Silberminen; Ölquellen; Bewässerungsgräben; ein Überfluß an Schattenbäumen; Pfirsiche; Pflaumen; Birnen; Äpfel; Wallnüsse; Weintrauben; Gemüse; Korn; Blumen; Bienen; ein 15,000 Dollars-Schulhaus; ein 20,000 Dollars-Rathhaus; Masonictempel; ein Bürgermeistereiamt; niedrige Steuern; gesprengte Straßen; sieben Kirchen; ein Theater; Zahnärzte erster Klasse; zwei Zeitungen; renommirte Ärzte; gute Lehrer; Ziegel- und Steingebäude; beste Gesellschaftskreise; Schutz vor kalten Winden; kolossale Waarenlager; Eisenbahn-Verbindungen; gute Landgüter; Viehhürden; ausgezeichnete Hotels; Militärschule und — Kindergarten."

Da in diesem langen, schön geordneten Verzeichnisse leider nichts vorhanden war, was ich mir näher anzusehen gewünscht hätte, so schüttelte ich bald den Staub

der Cañon City von meinen Füßen, bestieg die Eisenbahn und reiste nach Pueblo, woselbst die Denver & Rio Grande-Eisenbahn mit der die Prairien von Kansas quer durchschneidenden Atchison, Topeka & Santa Fé-Bahn zusammentrifft.

Der mit stattlichen Gebäuden versehene Bahnhof hat seit kurzem eine Curiosität aufzuweisen, eine einem Rothholzstamme entnommene mächtige Platte, die mit einem Geländer umgeben, auf der einen Seite folgende Inschrift trägt:

„The old Monarch.“

Alt 366.

Wurde am 25. Juni 1885 im South Pueblo gefällt und war in ganz Colorado als die älteste Landmarke bekannt. Während des Pikes Peak Excitement haben viele müde Ansiedler unter den Zweigen dieses Baumes Zuflucht gefunden. Im Jahre 1850 wurden in der Nähe dieses Baumes 36 Personen von Indianern massacrirt. 14 Personen sind zu verschiedenen Zeiten an den Zweigen dieses Baumes aufgeknüpft worden und unter ihm wurde die erste weiße Frau begraben, die in Colorado gestorben ist. Kit Carson, Buffalo Bill und viele andere berühmte Trapper und Indianer haben häufig ihr Lager im Schatten dieses Baumes aufgeschlagen. Beachte die Anzeigen auf der Rückseite der Platte.

Wie der findige Yankee das Interessante mit dem Nützlichen zu verbinden weiß, so ist die Rückseite dieser interessanten Reliquie als Plakattafel verwendet worden und dient zur Bekanntmachung von allerhand Mittheilungen, worunter Quacksalbereien den Hauptrang einnehmen. —

Und nun entführte mich der Zauberer Dampf dem Bannkreise der hinter mir versinkenden Gebirgsherrlichkeit, immer verschwommener wurde das blaue Gezack der Felsengebirge, immer mehr erschienen seine leuchtenden Schneefelder gleich fernen Wolkengebilden, endlich herrschte nichts rings um mich her, als Himmel und Land, die unermeßliche Prairie.

In ihrer Ausdehnung und Monotonie einem Ocean gleich, dehnt sich dieselbe breit und wellenlos vom Fuße der Felsengebirge viele hunderte Meilen weit bis zum Missouri und dem Mississippi, jeglicher Erhebungen entbehrend und nur von sandigen, nicht schiffbaren Strömen durchschnitten.

„Hier locken keine Trümmer
Versunkener Pracht
Den forschenden Blick
Zurück in das Dunkel der Vorzeit.

Aus dieser öden Unendlichkeit
Ragt kein Denkmal empor,
Von vergangener Größe zu zeugen.
Nie von blumenbekränzten Altären stieg
Hier Weihrauch empor;
Kein säulengetragenes Heiligthum
Versammelte Menschen zur Andacht.
Kein Saitenspiel rief zu fröhlichem Tanz
Jünglinge und Mädchen in's Freie.
Die Tage schwanden, wie Wellen des Meers,
Bald stürmisch wild, bald ruhig hin,
Doch stets ohne bleibende Spuren,
Ohne Merkmal von Gestern und Heute . . . . . ."

So zeichnet der Sänger des Mirza Schaffy die Prairie, deren goldbrauner Schimmer verkündete, daß das Ende des Herbstes hereingebrochen sei.

Diese nach Osten hin sanft abfallenden Ebenen, auf denen kein lebendes Wesen sichtbar wurde, wimmelten einst von thierischem Leben, und noch jetzt verrathen unzählige, das Land nach allen Richtungen hin kreuzende, tief ausgetretene Pfade die Plätze, wo dereinst Tausende und aber Tausende von Büffeln zogen. War doch Kansas der Büffelstaat par excellence, und als solcher auch auf den alten Landkarten durch das Bild eines Büffels bezeichnet, gleichwie Utah durch einen Bären, Nebraska durch eine Antilope, Jowa durch einen Biber charakterisirt waren. Büffel gab es vor dreißig, vierzig Jahren noch in so unglaublicher Menge, daß dieselben durch die Massenhaftigkeit ihrer Heerden manchmal den ersten Pacificeisenbahnen lästig fielen und die Züge zu stundenlangem Warten zwangen, bis der letzte der riesigen Wiederkäuer vorübergezogen war.

Diese gewaltigen Heerden sind dahin, die Zerstörungswuth des Amerikaners hat sie hinweggefegt, gleichwie heute die Urwälder unter den Beilen geldgieriger Spekulanten dahinsinken. „Rasch erwerben," so lautet ja die Devise, „nach uns die Sündfluth!"

Ist es doch leider ein eigenthümlicher Zug im Charakter des Amerikaners, sich mit aller Energie der Gegenwart hinzugeben, ohne der Zukunft zu gedenken, auszubeuten, ohne Rücksicht auf später nothwendig werdenden Ersatz zu nehmen.

Wäre es nicht die höchste Zeit, daß strenge Gesetze zum Schutze des Baumwuchses und Wildes erlassen würden? Geht es weiter wie bisher, so ist die Zeit nicht mehr ferne, wo in Amerikas Wäldern und Steppen kein Wild mehr wandelt, und die kommende Generation sich von Hirschen, Büffeln und Bären als wie von sagenhaften Thieren der Vorzeit erzählt. Nimmt doch in gleicher Weise der Fischreichthum in den Flüssen und Seen erschreckend ab, trotz der mannigfachen Versuche, durch künstliche Brut den Ausfall zu ersetzen. Massenhaft werden die Fische

vernichtet, vergiftet und sogar durch Anwendung von Explosivstoffen getödtet. An Vorschlägen zur Einschränkung dieser amerikanischen Vernichtungswuth hat es freilich nicht gefehlt, doch dieselbe sträubt sich gegen die Fesseln des Gesetzes und weiß dem Erlasse solcher fast stets mit Erfolg entgegen zu wirken.

Dem Eisenbahnreisenden kommen seit Jahren schon keine Büffel mehr zu Gesichte, selten, daß einmal ein Rudel flüchtiger Antilopen am Horizonte auftaucht, um bald wieder zu verschwinden. Nur die Dörfer der an Fleisch und Fell werthlosen Prairiehunde bringen einige Abwechselung in das ewige Einerlei der Landschaft, und der Reisende beobachtet gerne die kleinen Nager, die auf den Hinterfüßen sitzend, hochaufgerichtet auf ihren Erdhügeln hocken und neugierig dem vorüberbrausenden Dampfungeheuer nachblicken. In diesen Dörfern, die mitunter Tausende von Höhlen enthalten und, sich aneinander reihend, oft einen Flächenraum von vielen Quadratmeilen bedecken, herrscht unausgesetzt das regste Leben. Da sieht man die Thiere von Höhle zu Höhle gehen, als ob sie einander Besuche abstatteten; zuweilen hocken einige in Haufen beisammen, als wie in wichtiger Berathschlagung begriffen, dort sind andere beschäftigt, die kleinen Hügel vor den Höhlenöffnungen zu fegen oder das zarte, zwischen den einzelnen Hügeln sprießende Krausgras abzuweiden, das ihnen die nöthige Nahrung bietet. Fällt aber ein Schuß oder kommt ein Besucher den Hügeln zu nahe, so eilt die ganze Gesellschaft in die Erdlöcher hinab und läßt sich nicht wieder sehen, bis die drohende Gefahr verschwunden ist.

Bekannt ist die seltsame Erscheinung, daß diese Prairiehunde in kameradschaftlichster Beziehung zu zwei Thieren stehen, die in ihren Erdlöchern bisweilen ein Unterkommen suchen, und zwar sind dies die Erdeule und die Klapperschlange.

Diese Thatsache ist um so auffallender, als Erdeulen und Schlangen die schlimmsten Feinde anderer Nager sind. Da sitzen die kleinen graubraunen, weißgesprenkelten Eulen über dem Eingange, mit ernsthaften Gesichtern dreinschauend, als ob sie ihn zu bewachen hätten. Die Schlange hingegen sonnt sich in den Gassen des Dorfes, kriecht bei Nacht mit in die Höhlen hinein und lohnt wahrscheinlich ihren freundlichen Wirthen die Gastfreundschaft, indem sie es sich zur Aufgabe macht, dieselben von einer allzu zahlreichen Nachkommenschaft zu befreien.

Auf den ehemaligen Weideplätzen der Büffel grasen jetzt zahlreiche Viehheerden, die von einzelnen größeren Viehzüchtern oder auch von ganzen Gesellschaften hier gehalten werden. Nur Wenige haben einen Begriff von den ungeheueren Viehheerden, die in Kansas, Nebraska, Wyoming, Colorado und Neu Mexiko weiden. Bereits im Jahre 1876 repräsentirten die in Kansas umherziehenden Heerden einen Werth von 16 Millionen Dollars, derselbe stieg aber bis zum Jahre

1882 auf 43 Millionen. Man schätzte zur Zeit meiner Reise die Zahl der Rinder auf zwei Millionen, die der Schafe auf eine gleiche Kopfzahl. Vor Kurzem haben über freie Zeit verfügende Statistiker sogar ausgerechnet, daß, im Falle sämmtliche Viehheerden von Kansas in einem geschlossenen Zuge zu je fünf Rindern in einer Reihe quer durch die Staaten Missouri, Illinois, Indiana, Ohio und Pennsylvanien nach New York transportirt werden sollten, die Spitze dieses Zuges bereits die Harlem River Brücke bei New York passiren würde, bevor das Ende desselben den Missouri bei Atchinson überschritten hätte.

Die Viehzucht wird in verschiedener Weise betrieben. Die eine besteht darin, daß man die Heerden frei und ohne Aufsicht umherziehen läßt. Selbst im Winter bleiben die Thiere draußen ohne alles Obdach und nur einmal im Hochsommer werden dieselben von berittenen Cow-boys, den Knechten der verschiedenen Heerdenbesitzer, an gewissen vorher bestimmten Punkten zusammengetrieben. Da die Heerden



Brandzeichen zum Markiren des Viehes.

sich über weite Strecken verbreiten, so nimmt die Inscenirung eines solchen „Round-up“ mitunter Wochen in Anspruch. Ein jedes, während des Sommers geborene, stets der Kuh folgende junge Rind wird nun mit dem Zeichen gebrannt, welches die Mutter des Thieres trägt, die bereits früher von ihrem Eigenthümer gezeichnet wurde. Ein jeder Heerdenbesitzer hat nämlich ein eigenes Zeichen, den sogenannten „Brand“, welches wie eine Geschäftsmarke gerichtlich eingetragen und gegen Mißbrauch geschützt ist. Diese Zeichen ermöglichen es nun den Heerdenbesitzern, die ihnen gehörigen Thiere aus der großen Masse auszusondern und so den Bestand ihrer Heerden zu erkennen.

Diese „loose herding“ genannte Methode der Viehzucht hat den Vortheil, daß die Besitzer so gut wie keine Ausgaben für Bewachung der Heerden haben, dagegen hat sie aber auch den Nachtheil, daß den Heerden mitunter durch wilde Thiere und noch mehr von Viehräubern großer Schaden zugefügt wird, welch' letztere es in meisterlicher Weise verstehen, die Brandmarken des Viehes mittelst eines Glüheisens so umzuändern, daß dasselbe sogar von dem rechtmäßigen Eigenthümer nicht mehr mit Bestimmtheit erkannt wird.

Verfallen nun auch die Viehdiebe im Entdeckungsfalle sofort dem Lynchgesetze, so ist der Abgang aber immer noch so groß, daß in neuerer Zeit die meisten

Heerdenbesitzer zu dem „close herding“ übergegangen sind, wo die Thiere unter beständiger Bewachung von Cow-boys innerhalb bestimmter, durch Stacheldraht eingefriedigten Gebiete weiden. Diese eingefriedigten Gebiete sind manchmal sehr groß, hat man doch einzelne derselben, die einen Flächenraum bis zu 250,000 Acres einnehmen. Erfordert dieses Verfahren auch ein bedeutendes Kapital, da die Einzäunung eines solchen Weidelandes auf etwa 160 Dollars pro englische Meile zu stehen kommt, so ist der Verlust an Vieh dagegen fast Null.

Gar mancher Heerdenbesitzer ist durch diese Viehzüchterei im Großen zum Millionär geworden, dieselbe ist aber auch mit Risico verbunden, denn mitunter ereignet es sich, daß ein besonders strenger Winter eintritt und Heerden von hunderttausend Köpfen erfrieren. Da diese Verluste in Folge der Kälte ungeheuere sind, so wird man wohl, namentlich nach den bitteren Erfahrungen der letzten Jahre, damit beginnen müssen, sich besser auf den Winter vorzubereiten und Schutzmaßregeln zu ergreifen. Die Viehzüchter streben in der Regel nach einem allzugroßen Viehbestand und sind, je größer derselbe ist, um so weniger in der Lage, demselben gegen vernichtende Winterstürme ein schützendes Obdach zu gewähren. Alles zielt zu sehr auf schnelle Bereicherung und verfehlt mitunter gerade dadurch dieses Ziel.

Haben wir die Cow-boys, die Viehhirten, schon mehrfach im Genusse ihrer Freiheit geschildert, so wollen wir dieselben nun auch bei ihrer Arbeit betrachten, die rauh und mühsam ist. Sie befinden sich fortwährend im Sattel, müssen mit einer sehr einfachen Kost und einer noch einfacheren Lagerstätte vorlieb nehmen.

Ein ehemaliger deutscher Offizier, den die Stürme des Lebens hierher verschlagen haben und welcher nun die wenig beneidenswerthe Stellung eines Cow-boy einnimmt, schilderte in einem Briefe das Leben folgendermaßen: „Zehn Mann haben 80 bis 100 Pferde und einen Wagen nebst Koch zur Verfügung, ziehen so im Lande umher, treiben die Kühe zusammen und „branden“ sie. Man steht gewöhnlich um 3 oder 4 Uhr Morgens auf, und nachdem man sein Frühstück eingenommen, reitet man Meilen und Meilen weit in die Prairie hinaus und treibt alle Kühe und Kälber, die einem in die Quere kommen, zusammen. Um 9 Uhr ist diese Arbeit gewöhnlich beendet, und hat man dann schon einige Meilen zurückgelegt, denn hier wird nur im Galopp geritten. Um 9 Uhr nimmt man einen neuen Gaul und sucht seine Kühe aus den Zusammengetriebenen heraus, was bis zum Mittag dauert. Nach eingenommenem Mittagessen, welches eine halbe Stunde in Anspruch nimmt und bei dem Tag für Tag Rindfleisch servirt wird, nimmt man ein frisches Pferd und brandet die Kälber. Jedes Kalb wird gefangen, zu Boden geworfen und dann mit einem glühenden Eisen gebrandet. Ich kann Ihnen sagen, es ist dies eine heillos schwere Arbeit. Es ist kein Spaß, ein Kalb von 100 oder

200 Pfund Gewicht zu fangen, niederzuwerfen und festzuhalten, bis ihm das glühende Eisen aufgedrückt worden ist. Ist diese Arbeit gegen 4 Uhr beendet, so nimmt man ein neues Pferd und begiebt sich wieder einige Meilen weiter. Endlich kommt der Abend, und Alle haben Ruhe, nur nicht der Cow-boy. Von 8 Uhr ab beginnt das Wachereiten. Man hat jede Nacht zwei Stunden zu reiten und ist dies äußerst ermüdend. Ich bin manchmal zum Umfallen müde und habe schon oft auf dem Pferde geschlafen, sobald wir einmal stillhielten. Dazu kommt, daß man nie im Schatten ist; den ganzen Tag ist man der Sonne ausgesetzt. Bäume bekommt man nie zu sehen, nur Gras und Kühe und Klapperschlangen. Man trinkt hier ein Wasser, in dem ich mir früher nicht die Hände gewaschen hätte. Aber man trinkt es und mag es noch so schmutzig sein, wenn man sich nur die Zunge netzen kann. Man legt sich auf die Erde nieder und trinkt wie ein Hund. Ich konnte das Wasser in der ersten Zeit nicht trinken, denn der Schmutz knirschte einem im Munde, jedoch Noth bricht Eisen; jetzt trinke ich Alles. Um sich abzukühlen, setzt man sich in den Schatten seines eigenen Pferdes, wenn man Gelegenheit hat, oder liegt unterm Wagen. Die Leute sind entsetzlich roh. Vor kurzem schlugen sich zwei und einer schoß den anderen auf der Stelle todt. Zwei andere prügelten sich, so daß einer wie todt liegen blieb. Ich bin freundlich, ruhig und bestimmt gegen alle und komme gut aus.

In einer kleinen Stadt in der Nähe haben die Cow-boys eine Schlägerei gehabt, 8 Menschen sind getödtet. Es geht hier bunt her, Sie können es mir glauben, man muß sich zusammennehmen, um durchzukommen. Man hat hier brillante Betten, meines besteht aus drei Pferdedecken, diese legt man auf die Erde und deckt sich damit zu, „no matter" was für Wetter. Man sieht, mit Blut von Kälbern bedeckt, im wahren Sinne des Wortes wie ein Schwein aus, man verliert alles Interesse an der Außenwelt, wird gleichgiltig und abgestumpft gegen Alles.

Ich fange noch einen neuen Bogen an, obgleich mich die Fliegen ꝛc. so beißen, daß es kaum zum Aushalten ist. Man muß auch auf der Ranch mit der ganzen Gesellschaft zusammen in einem Zimmer schlafen und essen; ich schlafe jedoch lieber draußen im Freien, als mit den Leuten zusammen, die nur alle 4—6 Wochen einmal ihre Hemden wechseln. Sie können sich das Odeur denken. So lange man im Freien ist, hält man es schon aus. Ich bin schon auf dem Punkte gewesen, alles über den Haufen zu werfen und irgend etwas anderes anzufangen, denn es ist ein zu anstrengendes Leben. Ein alter Cow-boy, der 13 Jahre im Geschäft ist, sagte mir, er hätte sich gewundert, daß ich es aushielte, und so wundern sich alle.

Doch nun Adieu, ich bin müde und lege mich auf den Fußboden zu den

Flöhen, von denen es hier wimmelt, die einzige anständige Gesellschaft; sie sind wenigstens stumm und spucken einem nicht auf die Stiefel.“

Die bei einem „Round-up“ für den Markt ausgewählten Thiere werden von den Cow-boys nach der nächsten Bahnstation getrieben und dort nach den großen Städten des Ostens versandt.

Einer der bedeutendsten dieser Verladeplätze ist Dodge City, die Hauptstadt des Ford Kreises.

Von jeher ist der Zusammenfluß an Viehzüchtern, Viehhändlern, Cow-boys und Fuhrleuten hierselbst ein kolossaler gewesen, denn von hier aus gingen in ganzen Karawanen Frachtwagen mit Gegenständen der verschiedensten Art nach dem Indianer-Territorium, nach Colorado, Neu Mexiko, Arizona und Texas, ferner war der Ort ein Hauptstapelplatz für den Handel mit Fellen, Hörnern und Knochen. Die Zahl der Bewohner der Stadt wechselte stets zwischen zweihundert bis dreitausend Köpfen, denn die Mehrzahl waren Durchzügler. Diese wenigen Bewohner aber führten ein solches Sodom- und Gomorrhaleben, daß Dodge City als der wildeste Platz des fernen Westens weithin berüchtigt wurde.

Tagaus, tagein trieben sich hier die Bullwhackers, die Fuhrleute umher, um in Gesellschaft von Cow-boys und Dirnen des gemeinsten Schlages ihr mühsam verdientes Geld zu vergeuden. Fast jedes Haus war ein Wirthshaus, Spielsaal oder Bordell, überall klirrten die Gläser und rollten die Goldstücke, dazwischen ertönten die rohen Redensarten und gräulichen Flüche der wüsten Gesellen.

In neuerer Zeit ist der Zustand in Dodge City ein besserer geworden, dank dem Eingreifen eines Vigilanz Comités, das sich aus den besser gesinnten Elementen des Ortes bildete. Daß die Anhänger dieses geheimen Vehmebundes aber ihr Leben voll und ganz in die Schanze schlagen mußten, beweist der Umstand, daß seit Gründung des Ortes im August 1872 bis Herbst 1883 über dreißig Bürger hier erschossen wurden, welche geregelte Zustände schaffen wollten.

Daß das rohe Leben hierselbst immer noch zeitweise zum Durchbruch kommt, das bewiesen die ersten zehn Tage des Mai 1883, wo allerlei Gesindel eine solche Schreckensherrschaft in der Stadt ausübte, daß die friedliebenderen Bürger an den Gouverneur des Staates Kansas das Ersuchen richteten, den Kriegszustand über die Stadt zu verhängen. Die Desperados aber sandten zu jedem einlaufenden Zuge einen Haufen Bewaffnete hinaus, um jede Einmischung von auswärts zu verhindern. Den Zeitungskorrespondenten wurde anbefohlen, keine Telegramme abzuschicken; einem zur Hülfe herbeigerufenen Advokaten wurden Gewehre vor den Kopf gehalten und das Betreten der Stadt verwehrt.

Dieselbe bestand zur Zeit meiner Durchreise noch aus einer langen Reihe von elenden Bretterbuden, zumeist Hotels und Saloons. In den Seitenstraßen waren noch genug jener verhängten Fenster zu sehen, die durch darangeklebte Aufschriften wie „Inez“, „Maude“, „Rositta“, „Jane“ verriethen, daß innerhalb des Raumes die Trägerinnen der jeweiligen Namen als Priesterinnen der Venus fungirten.

Kaum unter einem Volke grassirt die Neigung heimliches Gericht zu halten, so sehr als wie bei dem amerikanischen, wo die „Regulatoren“ oder „Vigilanz Comités“ in jeder neubesiedelten Gegend eine immer wiederkehrende Erscheinung sind. Diese „Regulatoren“ gehen vor allen Dingen darauf aus, die bestehenden Zustände zu verbessern, vornehmlich da, wo die Gesetzlosigkeit überhand nimmt und die Rechtspflege der Situation nicht gewachsen ist.

Namentlich schreiten dieselben da zu einem sehr summarischen Verfahren, wo man eine Beeinflussung der Richter zu Gunsten der Verbrecher vermuthet, die befürchten läßt, daß die Deliquenten straflos ausgehen möchten. Da rottet sich dann die Menge, welche befürchtet, daß der Verbrecher der verdienten Strafe entrinnen möchte, zusammen, zieht vor das Gefängniß, überwältigt die Wächter, schlägt die Thüren ein und erschießt die Gefangenen.

Vielfach werden diese Vehmgenossen in dem Bestreben, die Moral zu verbessern, in sehr kurzer Zeit zu Fanatikern und begehen im Namen der Gerechtigkeit und der Moral scheußliche Gewaltthaten. Es wird keineswegs immer untersucht, ob die Verdächtigen auch wirklich die Schuldigen sind, haben sich die Vehmrichter in den Kopf gesetzt, daß der oder jener der Thäter des Verbrechens sei, so genügt dies, um sich der Person des Betreffenden zu bemächtigen und denselben je nach Laune zu hängen oder zu erschießen. So geschieht es nicht selten, daß Personen dem Lynchgerichte verfallen, die, wie sich hinterher herausstellt, des ihnen vorgeworfenen Verbrechens vollkommen unschuldig waren.

Zur Zeit meiner Reise ereignete sich in Colorado der Fall, daß ein deutscher Professor, der Studien halber die Felsengebirge durchzog und arglos von zwei des Weges kommenden Pferdedieben ein kurz zuvor gestohlenes Maulthier käuflich erstanden hatte, von den Verfolgern der Gauner erreicht und trotz seines Ausweises als der vermeintliche Pferdedieb erbarmungslos aufgeknüpft wurde.

Von einem ähnlichen Falle, der sich im Februar des Jahres 1888 ereignete, schreibt der „Chicago Herald“ folgendes:

„Die kleine Stadt Helena ist in Bewegung. Gestern früh traf eine Bande von Lynchern hier ein und begab sich augenblicklich nach der Wohnung von Mrs. Williams, um ihr mitzutheilen, daß ihr Mann heute Nacht aus Versehen gelyncht worden sei. Nachdem sie derselben ihr Bedauern ausgesprochen, begab sich

die Truppe auf's Neue an die Verfolgung des wirklichen Übelthäters. Der Jammer der unglücklichen Frau spottet jeder Beschreibung; man fürchtet für ihren Verstand."

Manche dieser geheimen Organisationen, wie z. B. die neuerdings weitverbreiteten „Weißkappen" geberden sich als Tugendwächter und Sittenrichter; sie haben es vorzugsweise darauf abgesehen, die Heiligkeit des Familienlebens zu schützen und Trunkenheit und andere Laster zu bestrafen. In welcher Weise diese Tugendrichter mit ihren Opfern mitunter verfahren, geht aus einer Begebenheit hervor, die sich im August des Jahres 1889 in Dyersville in Iowa ereignete. Daselbst hielt ein Mann, der Frau und Kinder hatte, eine Maitresse, wurde aber auf Ersuchen seiner Frau von einer Anzahl Männer in dem Hause dieser Maitresse aufgesucht.

Vergeblich suchte der Überfallene zu flüchten, er wurde eingefangen und nach einer Anstreicher-Werkstätte geschleppt; dort wurde er entkleidet, von oben bis unten roth und grün bemalt und mit Terpentin bespritzt. Dann wurde er im Schlamm herumgerollt und durch die Straßen gezogen, bis er beinahe todt war. Als man ihn endlich laufen ließ, wurde er von seinen Freunden schleunigst aus der Stadt gebracht.

In den südlicheren Staaten ereignet es sich zuweilen, daß eine Negerin, die Gelüste hat, sich mit einem Weißen ehelich zu verbinden, vor der Hochzeit eine „Whitewashing" erhält, d. h. überfallen und mit Pinsel und Tünche bearbeitet wird, um also ihres weißen Bräutigams zum wenigsten äußerlich ebenbürtig zu sein.

Diese Arten der Bestrafung erinnern an das früher beliebte, jetzt aber nur noch selten zur Anwendung kommende „Theeren und Federn", ein Verfahren, welches nicht nur als äußerst schimpflich galt, sondern für den also Traktirten auch mit den größten körperlichen Schmerzen verbunden war. Der Strafverfallene wurde nämlich über und über mit Theer bestrichen und sodann in einem Haufen Federn umhergewälzt, bis daß er einem Riesenvogel täuschend ähnlich sah. Diesen Aufputz wieder zu entfernen, kostete dem Gefederten unendliche Mühe, zumal schon der dicke Theerbelag, der die Thätigkeit der Hautporen vollständig unterdrückte, einen Zustand furchtbarer Beängstigung verursachte. Auch überzog der Theer die feinen Haare, die den Körper bedecken, so fest, daß die kleinste Änderung der Stellung das Gefühl verursachte, als ob ein jedes Haar einzeln ausgerissen würde. Nicht minder schmerzhaft war die mittelst Öls, Besen und Bürsten zu bewirkende Entfernung des Theeres, was geraume Zeit in Anspruch nahm und, wenn auch mit größter Behutsamkeit durchgeführt, den Körper in einem Zustande der Blutrünstigkeit zurückließ, der erst nach Wochen eine völlig schmerzlose freie Bewegung der Glieder wieder gestattete.

Eines der Mittel, durch welches die friedliebenden Elemente des Staates

eine Besserung in den Zuständen herbeizuführen suchten, war die am 1. Mai 1881 erfolgte Einführung des Temperenzgesetzes, durch welches die Herstellung und der Verkauf von spirituösen Getränken irgend welcher Art innerhalb des ganzen Staates unter Androhung schwerer Strafen auf's Strengste verboten wurde. Darnach dürfen Bier, Wein und Branntwein nur auf Grund ärztlicher Verordnungen verabreicht werden. Wie aber in Amerika fast ein jedes Gesetz nur gemacht zu werden scheint, um umgangen zu werden, so wußte man auch diesem Temperenzgesetze vielfach ein Schnippchen zu schlagen. War im westlichen Kansas dasselbe von Anfang an ein todter Buchstabe, so fanden sich im Osten des Staates gleichfalls überall Häuser, in denen der Geheimverkauf von Getränken flott betrieben wurde, und ersannen namentlich die bisherigen Wirthe mitunter drollige Wege, um ihren Kunden doch noch den ersehnten Trunk zu spenden. Ganz einfach wurde das Getränk, welches als „Bier" auszuschenken verboten war, unter den Namen „deutscher Thee", „braune Sauce" oder „Meerschaum" verkauft; anstatt aus Gläsern wurde es aus Kaffeetassen getrunken oder mit dem Löffel aus Suppentellern gegessen. Die Wirthe promovirten über Nacht zu Ärzten, die in liberalster Weise den Patienten, welche bei ihnen vorsprachen, genau die Quantitäten von Spirituosen verordneten, deren sie je nach der mehr oder minder großen Gefährlichkeit des Falles bedürftig waren. Andere sperrten mit großer Ostentation ihr Ausschankslokal, versahen aber insgeheim jeden Stammgast mit einem eine Hinterthüre des Lokales öffnenden Schlüssel. In Des Moines traten die Wirthe in findiger Weise mit ihren Gästen sogar zu Aktienvereinen zusammen, derart, daß es jedem Mitglied der betreffenden Gesellschaft möglich war, eine Aktie im Werthe von einem Viertel Dollar zu kaufen und diese Aktie sofort in Bier herauszunehmen. Der Wirth hatte dann keineswegs das Bier verkauft und dem Buchstaben des Gesetzes war völlig Genüge gethan.

In zweiter Linie ist Kansas für den Fremdling interessant durch den Umstand, daß die Frauenemancipation hierselbst schon so weit vorgeschritten ist, daß die Frauen nicht nur an dem Stimmrechte theilnehmen, sondern auch zu öffentlichen Ämtern wählbar sind. Bereits in mehreren Orten des Staates kam es vor, daß bei den öffentlichen Wahlen das Ergebniß derselben zu Gunsten der Frauen ausfiel. So fungirte in Roßville Frau Mills als Bürgermeister, Frau Bruns als Polizeirichter, und vier andere Frauen als Stadträthe. In Cottonwood Falls, wie auch in Baldwin und Oskaloosa, waren sogar sämmtliche Beamten- und Stadtrathsposten in den Händen der Frauen. Desgleichen hatten die Bürger der Stadt Argonia einen weiblichen Bürgermeister, und hier ereignete sich das wohl noch nie Dagewesene, daß die Bewohner der Stadt eines Morgens durch die Kunde überrascht wurden, ihr Bürgermeister sei in die Wochen gekommen und habe über Nacht

einem kräftigen Jungen das Leben geschenkt. — In Oskaloosa wirthschafteten übrigens die Frauen so ehrlich und sparsam, daß sie nach Ablauf des ersten Termins mit 40 Stimmen Mehrheit wieder gewählt wurden.

In Dodge City hatte ich Gelegenheit, eine in New York angeknüpfte Bekanntschaft zu erneuern, und zwar mit dem Hon. W. F. Cody, alias „Buffalo Bill".

Der Name dieses Mannes, der die ganze wildbewegte Entwickelungsperiode des fernen Westens mit durchlebte, ist als der eines besonders kühnen Trappers, Kundschafters und Depeschenreiters über alle Welt bekannt geworden, ist er doch einer jener Heroen der Prairien, deren Namen mit der Geschichte des Westens so enge verknüpft sind, daß eine solche keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben dürfte, wären nicht die Thaten eines „Kit Carson", „Old Jim Bridger", „Buffalo Bill", „California Joe", „Wild Bill" und „Texas Jack" in derselben erwähnt.

Buffalo Bill ist wohl die schönste Erscheinung unter diesen durch Wind und Wetter gestählten Männern. Über sechs Fuß hoch, das Haupt von wallenden, bis auf die Schultern reichenden Locken umgeben, würde er auch in der unscheinbarsten Kleidung stets alle Blicke auf sich lenken, hier aber, wo ich ihn wieder in seinem Prairiecostüm sah, von Kopf bis Fuß in reich bestickte Ledergewänder gekleidet, das scharf geschnittene, männliche Gesicht mit den blitzenden Adleraugen durch einen mächtigen Sombrero beschattet, während die nervige Rechte die treue und zuverlässige Büchse umspannte, bildete er eine Erscheinung, die man nicht wieder vergißt.

Die Schilderung der Episoden seiner stürmischen Vergangenheit würde Bände füllen, war er doch stets einer der Ersten, der sein Leben kühn in die Schanze schlug, wenn es während der Kämpfe der amerikanischen Armee mit den verschiedensten Indianerstämmen galt, irgend eine schwierige Aufgabe zu lösen. Eine lange Reihe von Jahren fungirte Buffalo Bill als „Scout", als einer jener Kundschafter, von deren Geschicklichkeit das Gelingen der militärischen Expeditionen wesentlich abhing. Von welcher Wichtigkeit ein solcher Posten war, geht aus einem Ausspruche des Obersten Dodge hervor, der in seinem Werke „Dreißig Jahre unter den Indianern" schreibt:

„Unter zehn als Kundschafter angestellten Männern sind in der Regel neun unbrauchbar; unter fünfzig derselben wird vielleicht einer anzutreffen sein, dessen Dienste von Werth sind, aber unter all den Hunderten, ja Tausenden von Scouts, die von der Regierung seit dem großen Bürgerkriege angestellt wurden, waren so wenige wirklich hervorragende Kundschafter, daß man dieselben an den Fingern aufzählen kann. Die Posten, welche durch solche Männer ausgefüllt werden, sind



Buffalo Bill.

so wichtige und verantwortliche, daß die Offiziere, denen das Glück zu Theil ward, solche hervorragende Scouts zu besitzen, mit vollem Recht die Verdienste derselben in ihren Berichten hervorgehoben und gewürdigt haben. General Fremont's Berichte machten den Namen Kit Carson's weithin bekannt. General Custer verlieh dem Namen des California Joe Unsterblichkeit. Custer, Meritt und Carr machten Buffalo Bill zu einer Berühmtheit der Prairien."

Vornehmlich waren es die Prairien von Kansas und Nebraska, welche Buffalo Bill in seiner Eigenschaft als Scout, als Führer und Kundschafter unzählige Male und unter den größten Gefahren durchstreifte. So ist noch heute eine Episode aus seinem Leben als „Cody's famous Ride" in Kansas nicht vergessen. Dieser berühmte Ritt wurde im Frühling des Jahres 1868 ausgeführt, wo die verbündeten Comanchen und Kiowas heftige Angriffe auf die Ansiedelungen der Weißen unternahmen. Buffalo Bill war als Scout dem in Fort Larned stationirten Capitän Parker zugetheilt und geleitete eines Tages von diesem Punkte aus eine kleinere Truppenabtheilung nach dem 30 Meilen entfernten Fort Sarah. Auf dem Rückwege nach Fort Larned sah er sich plötzlich von 40 indianischen Kriegern umringt, gefangen genommen und vor den berüchtigten Häuptling Satanta geführt. Buffalo Bill wußte, daß diesem Häuptlinge kurz zuvor von dem General Hazen als Entschädigung für gewisse Dienste eine große Heerde Viehes zugesichert worden war, und daß der Häuptling das Eintreffen derselben mit Ungeduld erwartete. Kaltblütig versicherte nun Cody dem Häuptling, von dem General ausgesandt zu sein, ihn zu suchen und ihm die Heerde, der er eine Strecke vorausgeritten sei, zuzuführen. Diese Nachricht veranlaßte den Häuptling, dem Gefangenen die Waffen und sein Pferd zurückzugeben, damit er die Heerde ungesäumt herbeischaffen möge. Obwohl jede Begleitung ausschlagend, wurde Buffalo Bill aber sehr zu seinem Mißbehagen von einem Dutzend wohlbewaffneter Rothhäute begleitet, und nun kam es darauf an, sich von diesen zu befreien. Hierzu fand sich nach einigen Stunden Gelegenheit, als die ganze Truppe durch eine Bodeneinsenkung ritt. Buffalo Bill blieb einige Schritte zurück und gab plötzlich seinem Thiere die Sporen. Bereits nach wenigen Minuten war seine Flucht aber entdeckt und nun eröffneten die sich überlistet sehenden Indianer eine Jagd, als sei aller Whisky und alle Vorräthe des „Großen Vaters" als Preis für den Scalp des Flüchtlings ausgesetzt.

Doch so begierig die Indianer waren, diesen Scalp zu erlangen, so redlich war der Eigenthümer desselben bemüht, ihn zu erhalten. So erreichten Flüchtling und Verfolger die Pawnee Gabel des Arkansasflusses, und hier hatte der Erstere das Glück, auf dem jenseitigen Ufer mit zwei Leuten des nur noch vier Meilen

entfernten Fort Larned zusammenzutreffen. In aller Eile wurde eine Erklärung gegeben und sofort bereiteten sich die drei Männer zur Vertheidigung vor. Kaum hatten die Verfolger den Strom gekreuzt, als auch schon die Büchsen knallten und zwei der Indianer todt zu Boden stürzten, was den Rückzug der anderen zur Folge hatte. Weiter unangefochten kehrten nun die drei Männer nach Fort Larned zurück.

Am nächsten Tage bereits erschienen über 800 wohlberittene und wohlbewaffnete indianische Krieger vor dem Fort und begannen, nachdem mehrere Versuche, dasselbe zu erstürmen, zurückgeschlagen worden waren, dasselbe regelrecht zu belagern. Einer solchen Belagerung aber war das Fort auf die Dauer nicht gewachsen, und so erschien es dem Commandanten desselben gerathen, aus dem 65 Meilen entfernten Fort Hays Hülfe herbeizuziehen. Da aber keiner der in Fort Larned anwesenden Scouts zu bewegen war, eine Botschaft dorthin durch die von Indianern wimmelnde Gegend zu überbringen, die Situation immer kritischer wurde, so entschloß sich Buffalo Bill dazu, die Beförderung der Depesche zu übernehmen, und verließ, wohlbewaffnet und gut beritten, das Fort in stockdunkler Nacht, die Richtung nach Fort Hays einschlagend. Die fast handgreifliche Dunkelheit gewährte ihm einestheils Sicherheit, anderentheils aber war die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß er geradeswegs in ein indianisches Lager hineinreiten könne, und dieser Fall ereignete sich wirklich am Walnut Creek, doch gelang es dem kühnen Reiter, der Gefahr und den nachsetzenden Indianern glücklich zu entrinnen. Er erreichte seinen Bestimmungsort bei Tagesanbruch, und konnte sich seines ihm gewordenen Auftrages sofort entledigen. Der hier commandirende General Sheridan befand sich in derselben Lage wie der Befehlshaber des Fort Larned, da es ihm nicht möglich war, einen der hier zahlreichen Scouts zu bewegen, eine Botschaft nach dem 95 Meilen südwestlich gelegenen Fort Dodge zu bringen, obwohl als Belohnung hierfür ein Preis von 500 Dollars ausgesetzt wurde. Buffalo Bill erbot sich, auch diese Sendung zu übernehmen, vorausgesetzt, daß ihm hierzu das beste im Fort vorhandene Pferd zur Verfügung gestellt werde. Dieses Ansuchen ward mit Freuden bewilligt, und so verließ er bereits um 4 Uhr desselben Tages die Militärstation, um den gefahrvollen Weg einzuschlagen, auf dem wenige Tage zuvor mehrere Depeschenreiter, sowie einige Ansiedler ermordet worden waren. Wohlbehalten erreichte er im Morgengrauen einen an der Saw Log-Furt gelegenen Militärposten, wechselte hierselbst sein Roß und überreichte bereits gegen 10 Uhr Vormittags dem Befehlshaber in Fort Dodge die wichtigen Schriftstücke. Zur Bewältigung der 95 englische Meilen weiten Entfernung hatte der Scout nur 18 Stunden benöthigt.

Vor den befehligenden Offizier geführt, bemerkte derselbe: „Ich freue mich, Sie so wohlbehalten hier zu sehen, ist es doch fast ein Wunder, daß Sie durchkamen, ohne daß Ihr Körper so durchlöchert wurde, wie eine Pfefferbüchse. Die Indianer schwärmen auf fünfzig Meilen in der Runde umher, und es kommt nahezu einem Selbstmorde gleich, sich jetzt außerhalb des Fortes zu begeben. Seit mehreren Tagen wünsche ich einen Boten nach Fort Larned zu senden, doch ist die Reise so gefährlich, daß Keiner dieselbe unternehmen will."

„Well, Major," erwiderte Cody, „ich hoffe, die Reise wird mir gelingen. Ich bin bereit dieselbe zu unternehmen, zumal es mein Wunsch ist, nach Larned zurückzukehren."

Trotz der Bedenken des Offiziers, Buffalo Bill sei in Folge der bereits erledigten Ritte zu sehr erschöpft, schlug derselbe, nachdem er nur wenige Stunden Schlafes genossen hatte, um 5 Uhr Nachmittags den Rückweg nach dem 65 Meilen entfernten Larned ein. In der Hälfte des Weges, am Coon Creek beging der Scout die Unvorsichtigkeit, sein Maulthier zu verlassen, um einen Trunk Wassers zu nehmen. Durch irgend etwas wurde das Thier erschreckt und rannte unaufhaltsam davon, den nach Fort Larned hinführenden „Trail" einschlagend. Dem nachfolgenden Scout gelang es trotz aller Versuche nicht, das Thier wieder zu erlangen, und versetzte ihn dies so in Zorn, daß er nahe dem Forte das Thier durch einen wohlgezielten Büchsenschuß tödtete.

Den Sattel und das Reitzeug auf den eigenen Schultern tragend, kam so Buffalo Bill in Fort Larned an, welches inzwischen durch General Hazen entsetzt worden war.

In Fort Larned war mittlerweile die Beförderung einer neuen Depesche an den Oberbefehlshaber, General Sheridan, nothwendig geworden, aber wiederum war Keiner zur Überbringung derselben zu bewegen. Und abermals erbot sich Buffalo Bill zur Erfüllung der Mission, und gelangte, wiederum die Nacht benutzend, am folgenden Morgen glücklich nach Fort Hays, wo General Sheridan höchlichst erstaunt war, ihn so bald wiederzusehen. Und in der That waren diese andauernden Ritte Buffalo Bill's eine Reiterleistung, wie sie kaum ein zweiter Mann unter ähnlichen Verhältnissen auszuführen vermöchte, hatte er doch insgesammt 355 englische Meilen in 58 Stunden Rittes zurückgelegt, einschließlich eines Weges von 35 Meilen, den der Botschafter gezwungener Weise zu Fuße hatte zurücklegen müssen.

Vergegenwärtigt man sich, daß alle diese Entfernungen bei Nacht zurückgelegt wurden, durch ein von blutdürstigen Wilden wimmelndes Land, wo keine Brücken die Bäche und Ströme kreuzten, wo keine Wege und Straßen vorhanden

waren, so erscheint die Leistung des kühnen Reiters fast unglaublich. General Sheridan war durch dieselbe so überrascht, daß er Buffalo Bill zum Obersten der Scouts ernannte.

Welch ein gewaltiger Nimrod dieser Scout zugleich war, ergiebt sich aus der Thatsache, daß er im Jahre 1867 von der Kansas-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft engagirt war, die an dem Bahnbau betheiligten Leute mit Wildpret zu versorgen. Während dieses 18 Monate währenden Engagements erlegte Buffalo Bill nicht weniger als 4280 Büffel.

Seinen Beinamen „Buffalo Bill" hat er folgendem Vorgange zu verdanken. Einst traf er inmitten der Prairien mit einer Militär-Expedition zusammen, welcher etwa 70 Pawnee-Indianer als Kundschafter beigegeben waren. Im weiteren Verlaufe der Reise stieß man auf eine Büffelheerde, die von den Indianern umzingelt wurde. Fünfundzwanzig Büffel fielen denselben zur Beute. Als man bald darauf einer zweiten Heerde begegnete, bat Cody den commandirenden General, ihm zu erlauben, die Heerde allein zu attaquiren, um den Indianern zu zeigen, wie man Büffel schießen müsse. Sehr gegen den Willen der Rothhäute, die befürchteten, der weiße Schwätzer würde die Thiere nur verscheuchen, wurde dieser Wunsch bewilligt und Mr. Cody ritt in gewohnter Weise allein in die Heerde hinein; die Zügel seines gut dressirten Pferdes mit den Zähnen, das Gewehr aber bald im rechten, bald im linken Arm haltend und immer seines Zieles, auch im schärfsten Galopp und bei den kühnsten Wendungen, sicher, erlegte er allein achtundvierzig Büffel.

Die Indianer waren überrascht und erstaunt, sich in dieser Weise von einem einzelnen Manne, noch dazu einem Weißen, in ihrer eigenen Kunst übertroffen zu sehen, und von da an hieß Cody „Buffalo Bill". Die Indianer nannten ihn aber noch lieber „Langhaar", seines wallenden Haares wegen, das sie während mancherlei Kriegszügen vergeblich zu erlangen strebten.

Ein solches Rencontre ereignete sich am 17. Juli 1876, kurz nach dem tragischen Untergange des Generals Custer. (Vergl. S. 99).

Buffalo Bill war als Scout dem General Merritt beigegeben. Eines Tages kam eine größere Indianertruppe in Sicht, welche auch sofort den Kampf aufnahm. Während des Scharmützels bemerkte der Häuptling „die gelbe Hand" in den Reihen der Feinde den berühmten Scout, sprengte vor und rief: „Ich kenne Dich, Pahe-haska (der indianische Name für „Langhaar"), Du großer Häuptling, Du viele Indianer tödten; ich großer Häuptling, ich tödten viel Bleichgesichter; komm jetzt und kämpfe mit mir!"

Buffalo Bill war nicht der Mann, eine derartige Herausforderung abzuschlagen

und rief: „Ich kämpfe mit Dir; Indianer und Weiße mögen zurückbleiben und sehen, wie der rothe Häuptling und »Langhaar« mit Büchsen fechten.“

Und nun ritten Beide in voller Carriere auf einander los, in einer Entfernung von dreißig Schritten ihre Büchsen entladend. Des Indianers Pferd brach todt zusammen, im selben Augenblicke stürzte auch das Pferd des Scout, der aber wie der Blitz auf seine Füße sprang und mit einem zweiten wohlgezielten Schusse seinen Feind erlegte. Im Nu war er über dem Sterbenden, stieß ihm sein Messer in die Brust, entledigte angesichts der Feinde den Todten seines prachtvollen Federschmuckes sowie seines Scalpes, schwenkte Beides in der Luft und rief triumphirend aus: „Der erste Scalp für Custer!“

Aber beinahe hätte diese That dem Kühnen sein eigenes Leben gekostet, denn nun brachen von allen Seiten die Rothhäute herein, begierig, den Tod ihres Häuptlings zu rächen. Nur dem Ansturme der gleichfalls vorreitenden amerikanischen Soldaten hatte es Buffalo Bill zu danken, daß er nicht dem gleichen Schicksal, scalpirt zu werden, verfiel.

Eine weitere Episode aus Buffalo Bill's Leben kennzeichnet auch die ungewöhnliche Kaltblütigkeit, mit der er Gefahren begegnete.

In einem der so rasch entstehenden Goldgräber-Dörfer rannte eines Tages ein Betrunkener wie ein Wahnsinniger umher, auf alle ihm Begegnenden mit seinem Revolver schießend; der Mann war als schlechtes, verrufenes und Händel suchendes Subject bekannt, so daß Alles in die Häuser und Hütten flüchtete. Zufällig begegnete ihm auch Buffalo Bill; der Betrunkene legte an, zielte — in demselben Momente winkte Buffalo Bill wie abwehrend mit der Hand und rief, als ob er zu Jemanden hinter dem Manne spräche: „Schieße nicht! Er macht nur Scherz.“ Der Betrunkene sah sich rasch um, fiel aber in dem nächsten Momente, von einer Kugel aus Buffalo Bill's Revolver getroffen, todt zu Boden. So rettete der Scout durch seine Geistesgegenwart nicht nur sein eigenes Leben, sondern vielleicht auch das mancher Anderen.

Wie sehr ihm das wilde Treiben auf den Prairien zur zweiten Natur geworden, ergiebt sich aus Buffalo Bill's fernerem Leben. Als das Wild zu schwinden begann und die Weißen in immer größeren Schaaren in die ehemaligen Jagdgründe eindrangen, schuf Cody sich ein eigenes Reich, in dem er Alleinherrscher war: er unternahm es, die wilden Scenen des Lebens auf den Prairien den Bewohnern des Ostens und den Bewohnern Europas in großartigen, die Wirklichkeit fast erreichenden Schaustellungen vorzuführen.

Diese Schaustellungen, an denen sich Hunderte von echten Vollblutindianern, eine kleine Armee von Cow-boys, Trappern und Scharfschützen betheiligen, wurden

den Europäern im Jahre 1888 zuerst in London und einigen anderen Großstädten Englands vorgeführt, dann bildeten sie während der Weltausstellung zu Paris im Jahre 1889 eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten. Aufregende Wettrennen und Überfälle wechselten mit indianischen Tänzen, mit erstaunlichen Schießübungen, Reiterkunststückchen und dergleichen ab, auch ward eine Büffeljagd inscenirt, während welcher eine ganze von Indianern und Trappern verfolgte Büffelheerde die Arena durchstürmte. Diese aufregenden Schaustellungen haben die Bewunderung vieler Tausende von Zuschauern gefunden, denen so Gelegenheit geboten wurde, den „wilden Westen“ in seinen bewegten Scenen in der bequemsten und gefahrlosesten Weise durch eigenen Augenschein kennen zu lernen. —

Der nächstgelegene der Beachtung werthe Punkt, welcher sogar auf historisches Interesse Anspruch erheben kann, ist der Pawnee Rock, ein an vierzig Fuß hoher, einzeln stehender Felsen, der sich wie ein Wartthurm über die Prairie erhebt.

Seit Jahrhunderten bildete die Gegend ringsum den Kampfplatz zwischen den Stämmen des Indianer-Territoriums und den Horden, die ihre Jagd- und Raubzüge von Dakota und Nebraska bis hierher ausdehnten. Vornehmlich waren es die Pawnees und die Sioux, die hier ihre erbitterten Fehden gegen einander ausfochten. Mit schrecklicher Regelmäßigkeit überfielen die Rothhäute auch hier die langen Wagenzüge, die von Kansas kamen und, dem alten Santa Fé Trail folgend, nach Neu Mexiko und Colorado zogen. Diese Zusammenstöße zwischen den beutegierigen Wilden und den wohlbewaffneten Händlern waren meist überaus blutig und endeten häufig mit dem völligen Untergange der einen oder der anderen Partei.

Aus jenen stürmischen Tagen stammen noch unzählige Inschriften und Namenszüge, die tief in den Felsen eingegraben sind und die Seiten desselben über und über bedecken. Wir finden darunter die Namen mancher berühmten Trapper, mancher weithin bekannten Pioniere der Wissenschaft und mancher Offiziere der amerikanischen Armee, die sich später als tapfere Heerführer vor dem Feinde auszeichneten. So z. B. den von Robert Lee, von Albert Sidney Johnson, sowie den des Großfürsten Alexis von Rußland, welch letzterer hier dereinst sein Lager aufschlug, als er unter Führung von Buffalo Bill einen Jagdzug durch die Prairien westlich des Missouri unternahm.

Jetzt schläft Schweigen und Vergessenheit über dem zerklüfteten Felsen, reiche Saaten entsprießen dem mit Blut gedüngten Boden, und die Steinbrocken, die im Laufe der Zeiten von der alten Landmarke hernieder brachen, dienen nicht mehr der Rothhaut zum Hinterhalte, sondern werden von den Ansiedlern zur Fundamentirung ihrer Wohnhäuser verwendet.

Unser Zug fuhr nun, das Arkansas Thal bei Halstead verlassend, in nordöstlicher Richtung und trat in einen Landstrich ein, in welchem zahlreiche Colonien der Mennoniten gelegen sind. Diese Einwanderung der Mennoniten nahm ihren Anfang in den Jahren 1873, 74 und 75, als in Rußland die allgemeine Wehrpflicht auch auf die Jünger Mennon's ausgedehnt werden sollte. Um nun mit ihren Glaubenssatzungen nicht in Conflikt zu gerathen, die den Mennoniten bekanntlich das Tragen von Waffen verbieten, verließen sie zu Hunderten und Tausenden ihre heimischen Fluren und zogen nach der Neuen Welt. So kamen während der genannten Jahre allein 15,000 Personen nach Kansas, woselbst sie sich in den Countys Marion, Harwey, McPherson, Butler, Reno und Barton niederließen und eine Reihe von schönen Dörfern und Ansiedlungen gründeten, die sich schon durch ihre Namen als echte Mennoniten-Kolonien verrathen. Da sind die Niederlassungen Blumenfeld, Gnadenthal, Hoffnungsthal, Gnadenau, Rosenort, Bruderthal, daneben Ortschaften, deren Namen die immerfort andauernde Anhänglichkeit an die alte Heimath bekunden: Germania, Alexanderfeld u. s. w.

Diese Einwanderung der Mennoniten, die hauptsächlich aus den süd- und deutschrussischen Provinzen kamen, war die werthvollste, die dem Staate Kansas zu Theil wurde, waren die Jünger Mennon's doch keineswegs Schiffbrüchige, die in der Neuen Welt ihre zerschellte Existenz wieder aufrichten wollten, sondern vielmehr fertige Ackerbauer, die über einen soliden Reichthum verfügten und durch die sofortige bare Bezahlung ihrer bedeutenden Landerwerbungen die Landagenten in Erstaunen setzten.

Und was haben diese fleißigen, mit aller Bedächtigkeit und Genauigkeit vorgehenden Harder's, Claßen's, Sudermann's, Krause's, Reimer's oder wie sie sich sonst nennen mögen, aus der einförmigen Gegend gemacht! Überall erheben sich freundliche und geräumige Wohnstätten, bald einzeln liegend, bald zu kleineren und größeren Dörfern zusammengesiedelt. Obst- und Blumengärten umgeben die schmucken Gebäude, auf den Wiesen gewahren wir einen vortrefflichen Viehbestand, weithin dehnen sich wohlbestellte Felder, kurz, diese Kolonien machen keineswegs den Eindruck noch junger Ansiedlungen, sondern sie tragen schon den Stempel einer älteren Kultur.

Manchmal haben freilich die Ackerbauer hierselbst mit furchtbarer Dürre oder mit den noch entsetzlicheren Heuschrecken zu kämpfen, welch letztere in Zeitperioden von fünf bis sechs Jahren einmal das Land in so ungeheueren Massen überfluthen, daß in wenigen Tagen meilenweite Strecken zu kahlen Einöden umgewandelt werden.

Diese kolossalen Heuschreckenschwärme kommen hauptsächlich von den ausgedehnten Sagebusch-Ebenen am Fuße der Felsengebirge her und verbreiten sich in dichten Wolken über Kansas, Nebraska und die benachbarten Staaten, mit schrecklichem Appetite Alles vertilgend, was nur irgendwie vegetabilischen Ursprungs ist. Weder Mais, noch Flachs, noch Kartoffeln, noch Gartengemüse, noch Belaubung bleiben verschont.

Diese kleinen Bestien sind erst zur eigentlichen Landplage geworden, seitdem die Eisenbahnen weiter gen Westen führen und es so zahllosen Jägern ermöglichten, einen Vernichtungskrieg gegen die Prairiehühner und anderes Geflügel zu eröffnen. Diese Insektenfresser hatten dem Vordringen der Heuschrecken gen Osten bisher erfolgreich Einhalt gethan, als nun mit den Prairiehühnern diese Barriere fiel, gab es nichts mehr, was die Heuschreckenschwärme hätte verhindern können, sich über das ganze Land auszubreiten.

Wie aber durch die mehr und mehr zunehmende Bewaldung der Gegend mit der Zeit auch die dürren Sommer verschwinden werden, so wird man wohl auch Mittel und Wege finden, die Heuschreckenschwärme erfolgreich zu bekämpfen.

Den russischen Mennoniten folgten im Laufe der Jahre auch zahlreiche Glaubensgenossen aus Ostpreußen nach, aus der Gegend der Marienburger Weichsel- und Nogat-Niederung, die gleichfalls über reichliche Geldmittel verfügten, welche es ihnen ermöglichten, ihre neuen Heimstätten sofort mit einem Komfort auszustatten, wie er sonst nicht bei frisch Eingewanderten zu finden ist. Diese preußischen Mennonitenkolonien sind vornehmlich im Umkreise der Stadt Newton gelegen und sah ich einzelne Gehöfte mit so eleganten, von parkartigen Anlagen umgebenen Wohnhäusern, daß unwillkürlich der Wunsch sie zu besitzen, rege wurde.

Unter sich halten die Mennoniten fest zusammen, außer einer eigenen Zeitung unterhalten sie auch eine eigene Hochschule, deren Besuch übrigens auch Nichtmennoniten gestattet ist.

So geben die Anhänger Mennon's, welche dafür bekannt sind, niemals einen Prozeß zu haben, die vortrefflichsten Bürger des Staates ab, die wegen ihrer Betriebsamkeit, Sparsamkeit und Geschicklichkeit im Verwerthen ihrer Produkte allgemein geschätzt und zum Vorbild genommen werden.

Je weiter ich nun nach Osten kam, desto häufiger wurden die Städtchen und Ortschaften. Da kamen Peabody, Horners, Florence, Elmdale, Elinor, Plymouth, Emporia, Reading, Burlingame, Scranton, Topeka, Meriden, Valley Falls, Atchison und Lawrence, welch letztere Stadt wegen der dortselbst beschlossenen Einführung der Temperenzgesetze sowie des Frauen-Stimmrechtes für den Staat Kansas den Beinamen „Historic City“ sich erworben hat.

Mehrere dieser Städte stammen noch aus jener Zeit, wo das östliche Kansas der Schauplatz wildesten Spekulationsfiebers war, wo die Städtegründung zu einer solchen Manie geworden, daß der Abgeordnete Wrage im Kongresse allen Ernstes den Vorschlag unterbreitete, man möge auch einige Landstrecken in Kansas für die Zwecke des Ackerbaues reserviren, bevor das 80,000 Quadratmeilen große Territorium ganz in „Städte" und „Bauplätze" getheilt sei.

Den ersten Anstoß zu diesem Spekulationsfieber, welches kaum irgendwo so exotische Blüthen trieb, als in Kansas, gaben die Eisenbahnen. In Europa pflegt man Eisenbahnen nur in den bevölkertsten, kultivirtesten Gegenden zu bauen, wo ein ansehnlicher Verkehr die Deckung der Kosten des Baues mit Sicherheit erwarten läßt. Man macht Krümmungen und Umwege, um nicht einige Städte und Dörfer zu umgehen, denn je mehr Menschen am Wege, desto sicherer ist die Aussicht auf das Geschäft. Gerade umgekehrt liegt die Sache in Amerika. Man führt daselbst Bahnen nach Länderstrecken, wohin zur Zeit des Baues vielleicht kaum ein weißer Mensch vorgedrungen ist.

Die Bahn wird gebaut, um Bevölkerung in menschenleere Gegenden zu schaffen, die Bahn ist nichts als eine Spekulation.

Der Charakter dieser Spekulation wird sofort klar, wenn man Einblick in den ganzen Apparat einer großen westlichen Eisenbahn nimmt. Die Regierung der Vereinigten Staaten unterstützt solche Gesellschaften, welche es unternehmen wollen, in ein unbesiedeltes Terrain eine Eisenbahn zu bauen, dadurch, daß sie derselben einen gewöhnlich 25 englische Meilen breiten Streifen Landes zu beiden Seiten der projectirten Bahnlinie gratis zur Verfügung stellt, welches Land, in Parzellen getheilt, von der Bahngesellschaft an Einwanderer verkauft werden kann. Das ganze Interesse der Gesellschaft ist nun dahin gerichtet, diese Ländereien möglichst schnell an den Mann zu bringen, denn je mehr Land sie verkauft, desto eher wird das Anlagekapital des Bahnbaues gedeckt, desto eher ist Aussicht auf Gewinn durch Verkehr an Personen und Frachten. Natürlich wendet die Eisenbahnkompagnie alle möglichen Mittel an, um in ihrem eigenen Lebensinteresse das Land so schnell wie möglich zu bevölkern, überall werden für den Verkauf der Ländereien eigene Büreaus errichtet, die von den „Landagenten", den „Landcommissären" verwaltet werden, von deren mehr oder minder großen Geschicklichkeit im Heranziehen guter Farmer und Ackerbauer die schnelle Besiedelung des Landes ganz wesentlich abhängt.

Diese Landagenten müßten keine Amerikaner sein, wenn sie zur Erreichung ihrer Ziele sich nicht aller möglichen Mittel, und namentlich der Allgewalt der Reklame bedienten.

Sie thun das vielmehr in einem geradezu erstaunlichem Maße. Große

Annoncen stehen in den Zeitungen, Annoncen über die Fruchtbarkeit des Landes, Annoncen über etwaige Mineralschätze unter dem Boden, Annoncen über die Vortheile, die sich dem Einwanderer bieten, und Annoncen über Städte, die gegründet werden sollen.

Diese Annoncen sowie Plakate, Karten und Pamphlete werden zu Millionen verbreitet und in denselben werden mitunter öde Strecken im fernen Westen, wo alle Vegetation in Folge alljährlich eintretender, lang anhaltender Dürre fast regelmäßig zerstört wird, als die besten und fruchtbarsten Weizenfelder der Erde angepriesen.



Neu Babylon auf dem Papier.

Will man nicht schmählich enttäuscht werden, so darf man auch den amerikanischen Eisenbahnkarten nicht allzuviel Vertrauen schenken, denn das Landkartenfabriziren mit möglichster Berücksichtigung der eigenen Interessen ist den amerikanischen Eisenbahndirektionen in hohem Grade geläufig. Viele Gesellschaften produziren Karten, auf welchen ihre Linien als die einzigen nach jener Richtung oder jener Stadt führenden Verbindungen angezeigt sind. Konkurrenzbahnen, die nach demselben Orte führen, werden einfach ignorirt, weggelassen, oder etwaige Krümmungen derselben so stark übertrieben, daß den Uneingeweihten sofort jede Lust vergeht, eine derartige Schneckenbahn zu benützen; die eigene Linie hingegen ist in schnurgeradester Richtung eingetragen. Alle Städtchen und Dörfchen, die

an der Bahn liegen, werden mit großen Ringen gezeichnet, die Namen in Fettdruck gegeben, so daß der Unbefangene die Vermuthung erlangen muß, mindestens auf einige ihm bisher merkwürdiger Weise unbekannt gebliebene Weltstädte zu stoßen.

Diese „Weltstädte" sind eingehender Schilderung werth. Hier nennt sich z. B. eine solche „London" oder „Rom", andere rühmen sich des gleichen Namens wie die Kultursitze des grauen Alterthums: Babylon, Palmyra, Memphis, Theben, Karthago, Syrakus, Ninive. Und nicht selten wird den Auswanderungslustigen in diesen Orten eine schön gebundene Broschüre überreicht, welche unter anderem einen wundervollen Plan der Stadt „Neu Babylon" enthält. Gar herrlich nehmen sich auf dem Papiere die Parks, das Opernhaus, die Kirchen, die Universitäten, die Börse, der Centralbahnhof aus, und die Agenten wissen mit diesen schön lithographirten Plänen und kraft ihrer Beredsamkeit gar manchen vertrauensseligen Gimpel auf den Leim zu locken, gar manchem Emigranten ein Grundstück in Neu Babylon aufzuschwatzen. Erhalten die Emigranten doch daselbst eine Heimath für wenige Dollars. Eine Heimath! Fürwahr, ein trautes Wort in den Ohren eines Einwanderers, der sein Geburtsland verließ, um anderweit sein Glück zu suchen.



Neu Babylon in Wirklichkeit.

Folgte er diesen süßen, verlockenden Tönen, dann fand er häufig an Stelle der angeblichen Weltstadt ein paar elende Bretterbaracken, von einem Gesindel bewohnt, aus dessen Nähe zu kommen bald das ganze Bestreben des Geprellten wurde.

So war es in manchen Staaten des Westens, in Dakota, Nebraska, Wyoming, in Colorado, Texas und vor allem in Kansas, und so wird es mit allen Länderstrecken gehen, die heute noch im Besitze der Indianer sind oder noch der Besiedelung warten.

In Kansas ist gegenwärtig das „Städtegründen", nicht mehr so leicht, wie vor zehn, fünfzehn Jahren und so sind die Spekulanten dem allgemeinen Zug nach dem Westen gefolgt und haben zur Zeit Südcalifornien zum Schauplatze ihrer Thätigkeit gemacht. In welcher raffinirten Weise daselbst noch heutzutage

„gegründet“ und ge-„boomed“ wird, ist aus einem ergötzlichen Artikel*) zu ersehen, der den seit langen Jahren in Californien ansässigen Theodor Kirchhoff zum Verfasser hat.

„Unter den Neuankömmlingen in Süd Californien“ so schreibt derselbe, „befindet sich auch eine erkleckliche Anzahl von Yankee Nabobs, welche sich das Vergnügen nicht versagen, in diesem gelobten Lande so nebenbei einen ehrlichen Dollar einzuheimsen, und diese nebst der großen seßhaften Klasse der alten Einwohner betreiben den „Boom“ als Geschäft. Mit Kleinigkeiten geben sich jene nicht ab, und auch die Einheimischen sind gelehrige Schüler der Yankees geworden. Ein großer Theil des Landes, bis zur mexikanischen Grenze, ist in städtische Grundstücke »ausgelegt« worden. Wer ein Stück Land in romantischer Lage besitzt, der läßt dies womöglich als Stadt vermessen, da ein in städtische Grundstücke zertheilter Acker mit Leichtigkeit 4000—10,000 und noch mehr Dollars erzielt, wogegen dasselbe Land, für Farmer und Obstzüchter an den Markt gebracht, nur einige hundert und höchstens tausend Dollars den Acker einbringen würde. Daß auf diese Weise zahlreiche Orangenhaine, Weinberge und halbtropische Anpflanzungen verwildern und in Grundstücke umgewandelt wurden, die vorläufig Niemand bewohnt — wodurch der landwirthschaftlichen Entwickelung des Landes ein großer Schaden zugefügt wird — ist eine der schlimmsten Folgen jener Landspekulationen. In Südcalifornien ist heute eigentlich alles feil — vom Palast bis zur Hütte, von einer meilengroßen »Ranch« bis zu einer bescheidenen Baustelle. Wer genug zahlt, der kann sogar einen Kirchthurm kaufen!

Da hat z. B. so ein schlauer Yankee ein Stück wüstes Land, zwanzig oder auch hundert englische Meilen von Los Angeles, spottbillig erworben. Die Lage ist selbstverständlich die herrlichste in der Welt, das Klima kann nirgends sonstwo auf diesem Planeten an Schönheit übertroffen werden! Der nächste Ort ist vielleicht zehn Meilen entfernt, Ansiedler giebt's vorläufig fast gar keine in der Nähe, aber eine Eisenbahn führt in geringer Entfernung vorüber, und ein Bewässerungsgraben ist leicht vom Gebirge hinzuleiten, um das öde Land der Kultur zugänglich zu machen. Der Yankee läßt sein Besitzthum als Stadt vermessen, der er einen wohlklingenden Namen, z. B. Aurora giebt. Ein Park und Bauplätze, die der Stadt von ihrem großmüthigen Gründer geschenkt werden und dazu bestimmt sind, ein Gerichtshaus, Kirchen und Schulen aufzunehmen, sind in bester Lage der Stadt ausgewählt. An verschiedenen Embryo-Straßen mit schön klingenden Namen werden fünf hübsche Häuser erbaut, einige Hundert Orangenbäume oder

*) „Globus“ 1888, No. 23.

Fächerpalmen werden angepflanzt, ein artesischer Brunnen wird gebohrt, um das Wachsthum der Bäume zu fördern, und schließlich läßt der unternehmende Städtegründer einen schönen, farbigen Stadtplan in Tausenden von Abzügen vertheilen.

Wochenlang liest man jetzt in jeder Tageszeitung mit fetter Schrift folgende meistens eine ganze Seite einnehmende Anzeige:

Achtung! Achtung! Achtung!

Aurora! Aurora!

Arbeiter! Farmer! Kaufleute! Rentiers!

Am 1. April wird die neugegründete Stadt

Aurora

öffentlich versteigert werden.

Die Stadt der Zukunft! Das vorzüglichste Klima der Welt! Balsamische Lüfte! Kein Nebel, kein Fieber! Unglaublich fruchtbarer Boden! Wasser in Hülle und Fülle! Ein artesischer Brunnen, ein Factum! Die Eisenbahn führt an der Stadt vorüber!

Ein Paradies auf Erden!

Die Scenerie — hochromantisch — erhaben — großartig!

No Saloons!!! („Keine Trinkstuben!")

Nur nüchterne, arbeitsame Menschen sollen in Aurora wohnen!

Jetzt ist die Zeit da, um für eure Kinder zu sorgen. Wer Lots (Bauplätze) an der Hauptstraße kauft, der wird sein Geld in wenigen Monaten vervierfachen!!

Fünf wunderschöne Villen, die der Gründer von Aurora bereits in der Stadt erbauen ließ, werden gleich nach der Auktion verschenkt werden!!! Die Käufer von Grundstücken in Aurora sollen jene Villen unter sich ausloosen.

Die Eisenbahnfahrt von Los Angeles nach Aurora kostet — hin und her! — nur 25 Cents! — Wer ein Lot kauft, dem wird das Fahrgeld zurückerstattet! — Für Free Lunch (freie Beköstigung) wird ausreichend gesorgt sein! — Eine Musikbande begleitet den Excursionszug!!

Vierzehn Tage lang sieht man nun jeden Tag mehrere mit Fahnen und Blumen geschmückte große vierspännige Wagen langsam durch die Straßen von Los Angeles fahren. Eine abenteuerlich herausgeputzte Musikbande wirbelt eine

dröhnende Janitscharenmusik vom Wagen herunter, um welchen ringsum breite weiße Tücher gespannt sind, auf denen mit großen Lettern geschrieben steht:

Aurora! Aurora!

Am 1. April Auktion der neuen Stadt Aurora!

Free Lunch!! No Saloons!!

Rundreisebillet nur 25 Cents!

Aurora!!! Aurora!!!

Nach dieser großartigen Reklame werden nun am 1. April unfehlbar einige Tausend Kauflustige in der Nähe der Zukunftsstadt versammelt sein, wo die öde Gegend durch die Menschenmenge bereits ein heiteres Bild zur Schau trägt. Jeder von den Anwesenden hofft eine Villa zu gewinnen und wagt gern ein paar Hundert Dollars, selbst wenn er von dem Humbug überzeugt ist. Die freie Beköstigung und die Musik sorgen für die nöthige Begeisterung. Nachdem der Städtegründer eine prächtige Rede vom Stapel gelassen hat, läßt er seine sämmtlichen Grundstücke in Aurora versteigern, die ohne Mühe Käufer finden. Schließlich werden die fünf Prämienhäuser ehrlich verlost. Die ganze Gesellschaft fährt wieder nach Los Angeles zurück, mit Ausnahme der fünf Glücklichen wüthend darüber, daß Fortuna ihnen keine Villa bescheert hat, und Südcalifornien ist um etliche Tausend Grundbesitzer reicher geworden. Was schließlich aus Aurora wird, bleibt dem Yankee ziemlich gleichgültig. Die erste Anzahlung der üblichen 10 Procent von der Kaufsumme seitens der Grundeigenthumskäufer war für ihn schon ein ausgezeichnetes Geschäft. Wird etwas aus der Stadt, was immerhin möglich ist, so ist er ein gemachter Mann. Wahrscheinlich ist aber, daß Aurora nie mehr als fünf Häuser zählen wird."

Das östliche Kansas hat diese echte Gründerperiode jetzt längst überstanden, geordnete Zustände haben überall Platz gegriffen, und nach allen Richtungen der Windrose hin durchschneiden zahlreiche Eisenbahnen die hochkultivirte Gegend, die man ihrer Fruchtbarkeit halber den Golden Belt, den „Goldenen Gürtel" benannte.

Proben der Erzeugnisse dieser fruchtbaren Landschaft sind in fast allen Büreaus der Eisenbahnstationen zu sehen: türkischer Weizen von 8—14 Fuß Höhe; süße Kartoffeln und Äpfel in der Größe eines Kinderkopfes, centnerschwere Kürbisse und Pfirsiche, wie sie selbst in den berühmten Pfirsichplantagen zwischen dem Delaware und der Chesapeake Bai kaum zu finden sind.

Nur dreißig Jahre sind es her, seitdem Horace Greeley, der berühmte Redakteur der „New York Tribune", als er genau diese Gegenden bereiste, in sein Tagebuch folgende, den damaligen Zustand auf's Trefflichste charakterisirende Notizen eintrug:

„May 23. 1857. Leavenworth; room-bells and baths make their last appearance.

„ 24. — Topeka; beefsteak and washbowls, other than tin, last visible. Barber ditto.

„ 26. — Manhattan; potatoes and eggs last recognised among the blessings that „brighten as they take their flight".

„ 27. — Junction City; last visitation of a bootblack, with dissolving view of a broad bedroom. Chairs bid us good-bye.

„ 28. — Pipe Creek; benches for seats at meals have disappeared, giving place to bags and boxes. We write our letters in the express wagon that has borne us by day and must supply us lodgings at night."

Heute würde Horace Greeley diese Gegenden gar nicht wiedererkennen, denn dieselben sind voll des Fertigen und Werdenden, voll von blühenden Städten und Dörfern, in denen alle Segnungen der Civilisation längst ihren Einzug gehalten haben.

Die wichtigste der Städte ist Topeka, die „Capitale" des Staates Kansas, und hier erhebt sich das mit einem Kostenaufwand von über 1 Million Dollars aus weißem Marmor aufgeführte Capitol, ein stolzer Bau, der das berühmte Capitol zu Washington nachahmt. Außerdem befinden sich hier zwei Hochschulen, eine bedeutende Bibliothek, sowie hervorragende andere öffentliche Gebäude. Ausgedehnte Gebäulichkeiten haben auch die Chicago, Rock Island & Pacific Eisenbahn, sowie die Atchison, Topeka & Santa Fé Bahn hierselbst errichtet.

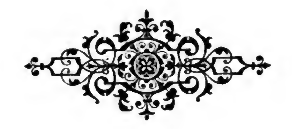
Trotz seiner Wichtigkeit als Sitz der Regierung ist Topeka aber nicht die bedeutendste Stadt von Kansas, denn das weiter östlich gelegene Leavenworth wie auch das südlich von Newton gelegene Wichita sind ihr an Einwohnerzahl überlegen, außerdem bestreben sich Dutzende von anderen Orten, mit ihren Schwesterstädten gleichen Schritt zu halten oder dieselben zu überflügeln.

Dieses Streben und Aufblühen ist allüberall ersichtlich, und in der That dürfte es Demjenigen, der die Geschichte des modernen amerikanischen Aufschwunges von Land und Leuten studirt, schwer fallen, in dieser Geschichte ein glänzenderes Capitel zu finden, als das der Entwickelung von Kansas. Und wohl

auf diese gesegneten Landschaften sind jene herrlichen Dichterworte Bodenstedt's anzuwenden, mit welchen wir unsere Rundfahrt durch den wilden Westen beschließen wollen:

Wie ein uralt unbeschriebenes Blatt,
Im Buche der Schöpfung vergessen,
Liegt das neugefundene Wüstenland.
Und schon beginnt die Geschichte
Das Blatt zu beschreiben mit Riesenschrift,
Von Wundern des Aufschwungs erzählend.

Wo der Pflug den gesegneten Boden,
Die salzharte Kruste durchbrechend, erschließt,
Da wogt bald ein goldenes Ährenmeer,
Und der Mais wächst zur Höhe von Bäumen.
Auf üppigen Weiden grasen —
Im frischen Grün halb versinkend —
Zahllose Heerden.
Aus allen Ländern der alten Welt
Strömen Siedler herbei,
Die Schätze der Neuen zu heben
In der fruchtreichen Wüste des Westens,
Wo seit ungezählten Jahrtausenden
Die Natur ihren Reichthum
Barg vor den Wilden,
Die ihn mit Füßen traten,
Und ihn sorgsam aufsparte
Zu mühsamer Arbeit Belohnung ....




FA4022 .751 .1
Im Wilden Westen : eine Kunstlerfah
Fine Arts Library
ABP9458
3 2044 032 969 693

